

Dr. Andreas Ladner

Wintersemester 2003/2004

Vorlesung

Politische Ideen und ihre Träger

Skript

Skript: Wolf Linder und Andreas Ladner

POLITISCHE IDEEN UND IHRE TRÄGER 1

Einstieg 1
A) Ideologische Auseinandersetzungen am Ende des 20. Jahrhunderts 1
B) Ideologien im Wandel - was wandelt sich? 1
C) Konzept und Inhalt der Vorlesung 4
D) Grundgebiete und Begriffliches 5

TEIL 1: TRÄGER POLITISCHER IDEEN 8

1 POLITISCHE PARTEIEN 8
1.1 *Einleitung* 8
1.2 *Definitionen von politischen Parteien* 10
1.3 *Funktionen der politischen Parteien* 12
1.4 *Entstehung von politischen Parteien* 16
1.4.1 Entstehung der verschiedenen Parteien auf der Basis von Grundkonflikten 17
1.4.2 Die Herausbildung der Schweizer Parteien 21
1.5 *Das Schweizer Parteiensystem* 23
1.5.1 Vielzahl von Parteien 23
1.5.2 Grosse Stabilität 30
1.5.3 Das Schweizer Parteiensystem im Wandel? 33
1.6 *Die Schweizer Parteiorganisationen* 34
1.6.1 Die "schwachen" Schweizer Parteien 34
1.6.2 Die Schweizer Parteiorganisationen im Wandel 35
1.6.2.1 Professionalisierung 36
1.6.2.2 Finanzielle Ressourcen 36
1.6.2.3 Die ideologische Orientierung 38
1.6.2.4 Die Schweizer Parteien, ein Sonderfall? 42
1.7 *Die Basis der Parteien* 42
1.7.1 Parteimitglieder 43
1.7.2 Berufsstruktur der Aktiven 45
1.8 *Schlussfolgerung und Ausblick* 46
2 SOZIALE BEWEGUNGEN 48
2.1 *Einleitung* 48
2.2 *Was sind Bewegungen?* 48
2.3 *Warum entstehen soziale Bewegungen?* 49
2.3.3.1 Sozialpsychologische Ansätze 49
2.3.3.2 Strukturfunktionalistische Ansätze 50
2.3.3.3 Konflikttheorien 50
2.3.3.4 Zusammenfassung 51
2.4 *Wie und warum sind soziale Bewegungen aktiv und erfolgreich?* 52
2.4.1 Der Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatz 52
2.4.2 Der POS-Ansatz 56
2.5 *Soziale Bewegungen und politische Parteien* 56
2.6 *Soziale Bewegungen in der Schweiz* 57
2.7 *Schlussfolgerungen und Ausblick* 59
3 MEDIEN 60
3.1 *Einleitung - Die politische Öffentlichkeit* 60
3.2 *Die Parteipresse* 60
3.3 *Der Niedergang der Parteipresse, Zeitungssterben und Pressekonzentration* 61
3.4 *Bewegungsparteien - eine erfolgreiche Anpassung an die veränderten Voraussetzungen* 64
3.5 *Medien als Konkurrenten von Parteien - Medienparteien* 65
3.5.1 Medien und politische Öffentlichkeit 65
3.5.2 Gebrauch von Medien als Einflussmittel 65
3.5.3 Medien als Parteiersatz 66
3.5.4 Medienparteien à la Berlusconi 67
3.6 *Schlussfolgerung und Ausblick* 67

TEIL 2: POLITISCHE IDEEN 69

4 LIBERALISMUS 69
4.1 *Politische Idee des Liberalismus* 69
4.1.1 Herkunft und Entstehung 69
4.1.2 Wirtschaftsliberalismus 69
4.1.3 Liberale Politik 70
4.1.4 Liberalismus als "Weltbild" 70
4.2 *Träger der liberalen Bewegung* 71
4.2.1 Gesellschaftliche Basis 71

4.2.2	Parteien.....	71
4.2.3	Entwicklung.....	71
4.2.4	Perspektiven.....	71
4.3	<i>Liberalismus am Beispiel des Schweizer Freisinns</i>	74
4.3.1	Historische Entwicklung.....	74
4.3.1.1	1848: Freisinn als "staatstragende" Partei.....	74
4.3.1.2	Bis zum 1. Weltkrieg: drei ideelle Strömungen, drei Parteiflügel, eine "Grossfamilie".....	74
4.3.1.3	Ende der Alleinherrschaft.....	75
4.3.1.4	Nachkriegszeit bis 1975.....	76
4.3.1.5	Neueste Zeit ab 1975.....	76
4.3.2	Dem Liberalismus nahe stehende Parteien.....	76
4.3.3	Fazit Liberalismus in der Schweiz.....	77
5	KONSERVATISMUS.....	78
5.1	<i>Begriffliches</i>	78
5.1.1	Konservatismus.....	78
5.1.2	Neokonservatismus.....	82
5.2	<i>Konservatismus als "Weltanschauung"</i>	83
5.3	<i>Wichtige Epochen der europäischen Bewegung des Konservatismus</i>	84
5.3.1	Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts.....	84
5.3.2	Bis zum Zweiten Weltkrieg.....	84
5.3.3	Nach dem Zweiten Weltkrieg.....	84
5.3.4	Jüngste Zeit.....	84
5.3.4.1	Neokonservatismus.....	84
5.3.4.2	Wert- und Strukturkonservatismus.....	85
5.4	<i>Konservatismus als politische Gestaltungskraft am Beispiel der Schweiz</i>	85
5.4.1	Konservative Doktrin.....	85
5.4.2	Sonderstellung zu Beginn des Bundesstaates.....	86
5.4.3	Bis zum 1. Weltkrieg:.....	86
5.4.4	Zwischenkriegszeit (vgl. Gruner 1977).....	87
5.4.5	Nachkriegszeit.....	87
5.4.6	Fazit.....	88
6	SOZIALISMUS.....	90
6.1	<i>Begriffliches</i>	90
6.1.1	Sozialismus.....	90
6.1.2	Demokratischer Sozialismus.....	90
6.1.3	Ökosozialismus.....	90
6.1.4	Die Neue Sozialdemokratie.....	90
6.2	<i>Sozialismus als Ideologie</i>	91
6.2.1	Kritik an Eigentum und Markt.....	91
6.2.2	Gezielte Beeinflussung gesellschaftlich-ökonomischer Entwicklung über den Staat.....	91
6.2.3	Der Sozial- und Wohlfahrtsstaat.....	91
6.2.4	Die Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft.....	91
6.2.5	Die ökologische Frage.....	92
6.2.6	Verhältnis zu andern Bewegungen, unterschiedliche Richtungen.....	92
6.2.7	Weltliche Utopie.....	92
6.3	<i>Träger sozialistischer Ideen</i>	92
6.3.1	Gründung (1830-1864).....	92
6.3.2	Aufstieg und Zerfall der internationalen Arbeiterbewegung (1864-1917).....	93
6.3.3	Spaltung in zwei Lager und faschistische Herausforderung (1917-1945).....	93
6.3.4	Aufstieg der Sozialdemokratie (nach 1945).....	93
6.3.5	Generationenkonflikte, Wirtschaftskrisen und Wertwandel als Herausforderung (nach 1968).....	93
6.3.6	Die Sozialdemokratie auf dem Weg zur Mitte?.....	93
6.4	<i>Der Sozialismus in der Schweiz - am Beispiel der SPS</i>	94
6.4.1	Die Entwicklung der sozialdemokratischen Programmatik.....	94
6.4.1.1	Gründungszeit:.....	94
6.4.1.2	Internationalisierung bis zum Generalstreik:.....	94
6.4.1.3	Radikalisierung und Spaltung der Sozialdemokratie:.....	94
6.4.1.4	Schrittweise Integration unter dem Eindruck des Nationalsozialismus:.....	95
6.4.1.5	Regierungsbeteiligung, Pragmatismus und Gesellschaftsreform unter dem Eindruck des Wirtschaftswachstums (1959-1973).....	95
6.4.1.6	Neuorientierungen angesichts der Wirtschaftskrise und neuen sozialen Bewegungen.....	95
6.4.1.7	Der lange Marsch durch die Institutionen trägt Früchte.....	96
6.5	<i>Perspektiven des demokratischen Sozialismus</i>	96
6.5.1	Ende des sozialdemokratischen Zeitalters?.....	96
6.5.2	Neue Rollen neben klassischer Funktion.....	96
6.5.3	Es gibt einen Dritten Weg.....	97
7	MARXISMUS UND KOMMUNISTISCHE BEWEGUNG.....	98
7.1	<i>Begriffliches</i>	98

7.2	<i>Marxismus als Ideologie</i>	98
7.2.1	Der junge humanistische Marx	98
7.2.1.1	Religion	99
7.2.1.2	(Schöpferische) Arbeit	99
7.2.1.3	Politische und gesellschaftliche Gleichheit	99
7.2.2	Der reife, "wissenschaftliche" Marx	99
7.2.2.1	Der historische Materialismus	99
7.2.2.2	Die Analyse des Kapitalismus	100
7.2.2.3	Kritik des bürgerlichen Staates (Rechtsstaates) als Klassenstaat	100
7.2.2.4	Das politische Programm von Marx: Kommunistisches Manifest	101
7.2.3	Weiterentwicklungen	102
7.2.3.1	Leninismus	102
7.2.3.2	Im "real existierenden" Sozialismus	102
7.2.3.3	Revisionisten	102
7.2.3.4	Austromarxisten	102
7.2.3.5	Hegelmarxisten	103
7.2.3.6	Frankfurter Schule und ihre Nachfolge	103
7.3	<i>Etappen der kommunistischen Bewegung</i>	103
7.3.1	Die Erste Internationale (Internationale Arbeiter-Assoziation: IAA): 1864-1872	103
7.3.2	Die Zweite Internationale: 1889-1914	103
7.3.3	Die Dritte Internationale (kommunistische Internationale: Komintern): 1919-1943	104
7.3.4	Auseinanderdriften der weltkommunistischen Bewegung	105
7.3.4.1	Kominform (1947-56)	105
7.3.4.2	Historische Spaltungen und Autonomiebestrebungen	105
7.3.5	Der Eurokommunismus	105
7.3.5.1	Entwicklung und theoretische Grundlagen	105
7.3.5.2	Merkmale:	105
7.3.5.3	Eurokommunistische Parteien	106
7.3.6	Fazit	106
7.4	<i>Die kommunistische und postkommunistische Bewegung in der Schweiz</i>	107
8	ANARCHISMUS	109
8.1	<i>Vorbemerkung</i>	109
8.2	<i>Begriffliches</i>	109
8.3	<i>Formen des Anarchismus</i>	109
8.3.1	Individualistischer Anarchismus	110
8.3.2	Sozialer Anarchismus	110
8.3.3	Kollektiver Anarchismus oder libertärer Sozialismus	111
8.3.4	Kommunistischer Anarchismus	111
8.3.5	Anarcho-Syndikalismus	112
8.4	<i>Anarchismus in der Schweiz - die Juraföderation</i>	112
8.5	<i>'Neuer' Anarchismus: antiautoritäre StudentInnenbewegung und Jugendbewegungen</i>	113
9	ÖKOLOGISMUS	115
9.1	<i>Einleitung</i>	115
9.1.1	Auf dem Weg von der Industrie- zur Risikogesellschaft	115
9.2	<i>Entstehung der Ökologiebewegung</i>	116
9.2.1	Ökologiebewegung und neue soziale Bewegungen	116
9.2.2	Thesen zur Entstehung der Ökologiebewegung	116
9.3	<i>Die ökologische Weltanschauung</i>	117
9.3.1	Grundsätzliches	117
9.3.2	Inhalte	117
9.3.3	Ideologische Grundlagen der Ökologiebewegung	118
9.3.4	Ideologische Ausprägungen	119
9.3.4.1	Der grüne Reformparlamentarismus	119
9.3.4.2	Der grüne Fundamentalismus	119
9.3.4.3	Ökosozialismus (vgl. vorne, Kapitel 4 1.3)	119
9.4	<i>Träger ökologischer Ideen in der Schweiz</i>	119
9.4.1	Entstehung	119
9.4.2	Grüne Partei Schweiz	120
9.4.3	Umweltschutzverbände	120
9.4.4	Perspektiven	121
10	FEMINISMUS	123
10.1	<i>Begriffliches</i>	123
10.2	<i>Politische Philosophie und die Frauenfrage</i>	123
10.2.1	Die nicht thematisierte Frauenfrage	123
10.2.2	Die bürgerlichen Staatstheorien und die Geschlechterfrage	124
10.3	<i>Geschichtliche Entwicklung der Frauenbewegung</i>	124
10.3.1	"Alte", traditionelle Frauenbewegung	124

10.3.2	Neue (zweite) Frauenbewegung	125
10.4	<i>Theoretische Grundlagen des Feminismus</i>	126
10.4.1	Theoretische Hauptströmungen	126
10.4.2	Egalitäres und dualistisches Konzept	127
10.5	<i>Typische Kritik- und Forderungspunkte der feministischen Bewegung</i>	127
10.5.1	Familie.....	127
10.5.2	Persönlichkeit	128
10.5.3	Politik	128
10.5.4	Kultur.....	129
10.6	<i>Trägerinnen feministischer Ideen in der Schweiz</i>	129
10.6.1	Frauenorganisationen (Auswahl).....	129
10.6.2	Frauenprojekte (Auswahl).....	130
10.7	<i>Verhältnis zur institutionellen Politik</i>	130
10.8	<i>Kritische Würdigung</i>	130
11	NATIONALISMUS UND RECHTSRADIKALISMUS	132
11.1	<i>Nationalismus</i>	132
11.1.1	Begriffliches	132
11.1.2	Entstehung und Bedeutung.....	132
11.1.3	Typologien zum Nationalismus	133
11.1.4	Nationalismus im Zeitalter der Globalisierung.....	134
11.2	<i>Rechtsradikalismus</i>	134
11.2.1	Begriffsbestimmung	134
11.2.2	Ursachen für Rechtsextremismus	135
11.2.3	Rechtsextremistische und rechtsextreme Gruppierungen	136
11.2.4	Rechtsextremismus im internationalen Vergleich	137
	TEIL 3: POLITISCHE IDEEN UND IHRE TRÄGER IM WANDEL	139
12	DER SOZIALE WANDEL	140
12.1	<i>Strukturelle Veränderungen</i>	142
12.2	<i>Kulturelle Veränderungen</i>	146
12.3	<i>Institutionelle Veränderungen</i>	151
13	DER WERTEWANDEL	153
13.1	<i>Wie wandeln sich Werte? Lebenszyklusthese/Generationsthese/Periodenthese</i>	154
13.2	<i>Das Post-Materialismus-Konzept</i>	155
13.3	<i>Komplexere Wertewandelanalysen</i>	155
14	PARTEIEN IM WANDEL	157
14.1	<i>Die eisernen Gesetze der Organisation</i>	157
14.1.1	Michels eisernes Gesetz der Oligarchie.....	157
14.1.2	Die Routinisierung des Charismas.....	159
14.2	<i>The Catch-all Party</i>	159
14.3	<i>Ein neuer Parteientyp</i>	160
14.4	<i>Wahlprogramme</i>	167
14.4.1	Organisation und Vorgehen des Manifestoes Research Project.....	167
14.4.2	Theoretische Grundlagen des MRG-Projektes	169
14.4.3	Ergebnisse und Erkenntnisse aus dem Party manifestoes Programm	172
14.4.4	Die Wahlprogramme der Schweizer Parteien - Links-rechts-Skala.....	173
14.4.5	Die Wahlprogramme der Schweizer Parteien - Zentrale Themen	175
14.4	<i>Zusammenfassung: Die "End of Ideology"-These</i>	177
	LITERATUR	179

POLITISCHE IDEEN UND IHRE TRÄGER

EINSTIEG

A) Ideologische Auseinandersetzungen am Ende des 20. Jahrhunderts

Die ideologischen Auseinandersetzungen am Ende des 20. Jahrhunderts lassen sich exemplarisch an den Konflikten innerhalb und zwischen den Parteien verdeutlichen. Z.B:

Die SP und die Neue Mitte.

Die SVP, national-konservativ, neoliberal oder rechtsextrem?

Die FDP auf dem Weg zu einer progressiven liberalen Partei?

Die CVP, zwischen katholisch-konservativ und christlich-sozial.

Die kleinen Parteien unter Druck.

Der Weg zum besseren Verständnis dieser Spannungen führt über die Auseinandersetzung mit den zentralen Ideologien der letzten 200 Jahre und den wichtigsten politischen Akteuren.

B) Ideologien im Wandel - was wandelt sich?

Das Ende der Ideologien und die Krise der Parteien

In den letzten Jahrzehnten hat ein gesellschaftlicher Wandel stattgefunden, der für die Parteien und die von ihnen vertretenen Werte von einschneidender Bedeutung war. Die Folgen dieser Veränderungen nährten auch immer wieder die Vorstellung von der "Krise der Parteien" und dem "Ende der Ideologien". Erstaunlich ist, wie sich die Kritik an der Funktionsfähigkeit der Parteien zu einem Dauerthema entwickeln konnte. Die Ursachen dafür sind mehrschichtig. Abgesehen davon, dass bereits Unklarheit darüber besteht, was politische Parteien sind und was für Funktionen sie zu erfüllen haben (vgl. Wiesendahl 1980) und dass je nach vorherrschendem Parteienparadigma eine Analyse der Situation unterschiedlich ausfallen mag (vgl. Ladner 1991), haben sich auch die Defizite der Parteien und die an sie gerichteten Vorwürfe gewandelt. Nur so lässt sich erklären, dass bereits seit den 1960er Jahren von der Krise der Parteien gesprochen wird. Mindestens drei Wellen der Infragestellung der bestehenden Parteien und ihrer Ideologien lassen sich aufführen:

End of Ideology I: Die Entwicklung hin zur Mittelstandsgesellschaft in den 1950er und 1960er Jahren führte zum Glauben, dass die strukturelle Basis der verschiedenen Parteien verschwinden würde. Parteien werden zu Volksparteien und es bestehen kaum mehr inhaltliche Unterschiede.

End of Ideology II (1968): Kritik an den Grundlagen der Wachstumsgesellschaft und vor allem an den bestehenden Ideologien. Neue Formen der Politikbeteiligung werden gesucht, Entstehung der Neuen sozialen Bewegungen.

End of Ideology III: Ende des dualen Weltsystems. Wieder stärker auf der strukturelle Ebene anzusiedeln. Niedergang des Ostblocks, Globalisierung. Parteien, respektive die nationalen politischen Systeme stehen gegenüber der Wirtschaft im Abseits.

Eng damit verknüpft sind die Auseinandersetzungen um die Dimensionalität des politischen Raums: Hat das Links-rechts-Spektrum heute überhaupt noch seine Gültigkeit, wurde es durch andere Konfliktdimensionen ergänzt oder gar ersetzt? Auch hier wurde zuerst mit der Vorstellung von einer Mittelstandsgesellschaft die Bedeutung von Links und Rechts in Frage gestellt. Danach folgte mit den 68er Unruhen und dem Aufkommen der neuen Linken eine Wiederbelebung der politischen Polarisierung, welche sich jedoch nicht 100-prozentig auf die klassische Links-rechts-Dimension zurückführen liess. In den 1970er Jahren ist dann namentlich von Inglehart das Konzept des Postmaterialismus eingeführt worden und als "sachorientierte" Variante entstand einige Jahre später der Ökologismus. Eine Weiterführung findet sich zudem im Kommunitarismus. Etzioni (1996): Demokratie darf nicht nur als Verfahren verstanden werden. Es braucht darüber hinaus einen Kernbestand an gemeinsamen Werten ---> der moralische Dialog.

Zurzeit herrscht Unklarheit darüber, welche ideologischen Werte die Gesellschaft dominieren und in welche Richtung die Entwicklung läuft. Gehaltvolle Kontroversen bestehen sowohl bezüglich dem nach dem Untergang des Ostblocks gefeierten Sieger Liberalismus wie auch bezüglich der Zukunft der Sozialdemokratie.

Das politische Koordinatensystem im Wandel

Giddens (1994) mit "Beyond Left and Right". Blair und Schröder in England und Deutschland. New Labour, die Neue Mitte, der Dritte Weg deuten darauf hin, dass sich das traditionelle politische Koordinatensystem auf dem Prüfstand befindet

Was heisst Links? (vgl. z. B. Der Grosse Brockhaus). Im parlamentarischen Sprachgebrauch, aus den franz. Kammern im ersten Drittel des 19. Jh. übernommen, bezeichnete der Begriff ursprünglich (bezogen auf die Sitzordnung vom Präsidenten aus gesehen) die liberale Partei im Gegensatz zur konservativen Partei (Rechte). Seit dem letzten Drittel des 19. Jh. wird die Bezeichnung links vor allem für sozialistische Parteien verwendet. Später umfasste der Begriff alle, die politisch das Moment des Veränderns stärker betonen als das Moment des Bewahrens. Links wurde im Verständnis vieler auch gleichgesetzt mit liberal, fortschrittlich, tolerant. Rechts will bewahren, unter anderem auch im Rahmen des Nationalstaates.

Links sein heisst gemäss Lipset et al. (1954: 1135): eine Position einnehmen, welche sich für "social change in the direction of greater equality" ausspricht.

Nach Armingeon (SZ vom 8. Juni 1997) sind die **Ziele** der Sozialdemokratie konstant geblieben, was sich geändert hat, sind die **Mitglieder- und Wählerstruktur** (durch den Niedergang des Industriesektors mit den klassischen Arbeitern und dem Aufstieg der hoch gebildeten Angestelltenschaft ist die ursprüngliche Klientel der Sozialdemokratie verschwunden) sowie die **Mittel** zum Erreichen der Ziele (Ausweitung der Staatsausgaben und alten Instrumente der Staatsinterventionen greifen nicht mehr). Ziel der Sozialdemokratie ist es nach wie vor, die politische und wirtschaftliche Situation von benachteiligten Bevölkerungsgruppen zu verbessern, ohne sie dabei als Sozialfälle zu brandmarken, und dies unabhängig von Konfession, Zivilstand und Geschlecht. Es geht um weniger soziale Ungleichheit - heute wie früher.

Heute ist aber auch die Verknüpfung von „links“ und „Fortschritt nicht“ mehr so eindeutig. Exemplarisch lässt sich die Problematik bei den Grünen zeigen. Die obwohl in vielen Fragen deutlich links einzustufen, sich sehr aber schwer tun mit dem Fortschritt: Wachstum, generelle Mobilität, Gentechnologie. Dieser Konflikt findet sich auch bei der SP: wobei hier noch aus anderen Gründen ein zwiespältiges Verhältnis gegenüber dem Fortschritt bestand und besteht. Fortschritt verbessert einerseits die Arbeitsverhältnisse, Fortschritt bedroht aber immer auch Arbeitsplätze.

Ist das Links-rechts-Schema für die Charakterisierung des heutigen Parteiensystems noch brauchbar?

- Politikwissenschaftliche Studien belegen immer wieder, dass diese Begriffe für die Wählerinnen und Wähler auch heute noch einen Sinn machen. Sie können sich ohne grosse Probleme auf einer Links-rechts-Skala verorten.
- Mit dem Aufkommen der Ökologie-Frage ist vorübergehend der Anteil der Leute angestiegen, welche sich nicht auf einer solchen Skala verorten konnten/wollten, dieser Anteil ist in den letzten Jahren wieder zurückgegangen.
- Links und rechts sind relativ abstrakte Begriffe, die eine Verortung der politischen Parteien ermöglichen.
- Allerdings wechseln die Parlamentarier heute nicht immer häufiger bei bestimmten Fragen die Seiten.

Die Werte und Ziele, die von den beiden Lagern vertreten werden, sind relativ konstant geblieben. Ziel der Sozialdemokratie ist es nach wie vor, die politische und wirtschaftliche Situation von benachteiligten Bevölkerungsgruppen zu verbessern, ohne sie dabei als Sozialfälle zu brandmarken, und dies unabhängig von Konfession, Zivilstand und Geschlecht. Es geht um weniger soziale Ungleichheit - heute wie früher. Was heute weniger präsent ist, ist das Utopische, der Glaube an eine sozialistische Gesellschaft. Auf der bürgerlichen Seite ist es komplizierter. Der Gang der SVP nach rechts und der Rutsch der CVP ins Zentrum haben die Positionen durcheinander gebracht. Die Tradition wird heute häufiger von der SVP und nicht von der CVP, den ehemaligen Konservativen, angerufen. Die FDP, die Liberalen, suchen nach einer neuen Orientierung, nachdem der Slogan der 1980er Jahre "Mehr Freiheit, weniger Staat" bis vor kurzem von niemandem mehr ernsthaft als realistische Programm wahrgenommen wurde, heute aber mit Nachdruck von der SVP vertreten wird.

Die politischen Parteien im Wandel

Geändert hat sich die Mitglieder- und Wählerstruktur der Parteien:

- SP durch den Niedergang des Industriesektors mit den klassischen Arbeitern und dem Aufstieg der hoch gebildeten Angestelltenschaft ist die ursprüngliche Klientel der Sozialdemokratie verschwunden. Die Arbeiter wurden erfolgreich durch die neuen Mittelschichten ersetzt.

- Ebenfalls grosse Probleme hatte die **SVP** durch das Schwinden des Bauernstandes. Sie vermochte erfolgreich, den traditionellen Teil des Mittelstandes, sowie teilweise die ursprünglichen traditionellen Anhänger der SP für sich zu gewinnen.

Diese Anpassungsleitungen der Parteien sind an sich positiv zu werten. Umstrittener ist die Frage, ob die Parteien überhaupt noch Interessen wahrzunehmen vermögen.

Auch zeichnen sich neue Partnerschaften ab: z. B. Drogenpolitik. Die Grundfrage, die gerechte Verteilung von Ressourcen und Macht, wird aber auch in Zukunft die Gesellschaft spalten. Ein Ende der Konfliktstrukturen ist nicht abzusehen.

Thesen zur Zukunft der Schweizer Parteien

CVP hat ihre historische Funktion erfüllt (Rickenbacher).

Der Untergang des dualen Weltsystems hat vor allem den Freisinn in eine tiefe Krise gestürzt. Neoliberalismus ist out, der dritte Weg bringt Tony Blair und Liberale wie den früheren FDP-Präsidenten Franz Steinegger zusammen.

Tripolares System, FDP mit 35 Prozent unter neuem Namen.

C) Konzept und Inhalt der Vorlesung

Bereits diese einleitenden Ausführungen machen deutlich, dass politische Ideen immer mit ihren Trägern in Verbindung gebracht werden müssen. Wir interessieren uns also zugleich für die intermediären Organisationen, für "Parteien", "Bewegungen" und "Medien".

Ebenfalls zum intermediären System zu zählen wären neben Parteien, sozialen Bewegungen und Medien die Kirchen, Gewerkschaften und Interessenverbände sowie die Vereine. Während Kirchen und Vereine nicht unbedingt zu den klassischen Interessengebieten der Politikwissenschaften gehören, sind Gewerkschaften und Interessenverbände in erster Linie Interessenvertreter, für die das Verbreiten von Werten und Normen vor allem Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck ist. Natürlich können auch Einzelpersonen Träger von Ideen sein. Sie werden für uns aber nur dann relevant, wenn sie als Teil einer intermediären Organisation in Erscheinung treten.

Bevor wir uns nun den verschiedenen politischen Ideen zuwenden, werfen wir einen Blick auf ihre Träger. Wir betrachten also zuerst die Fahrzeuge und dann die Insassen, die sie transportieren. Im dritten Teil der Vorlesung versuchen wir noch etwas über die Logik des Strassennetzes und die Fahrt zu erfahren.

Zwei getrennte Zweige der traditionellen Politikwissenschaft befassen sich mit Ideologien und politischen Ideen. Es sind dies auf der einen Seite politische Ideengeschichte und Ideologiekritik und auf der anderen Seite die Parteienforschung. In dieser Vorlesung wird - ähnlich wie bei einigen wichtigen neueren Autoren (z.B. Iring Fetscher) versucht, diese beiden Stränge zusammenzubringen. Dabei soll der Nachweis erbracht werden, dass:

- a) wirksame politische Ideen immer soziale Träger brauchen und nur vor konkreten gesellschaftlichen Situationen sinnvoll interpretiert werden können;
- b) dass politische Bewegungen längerfristiger und umfassenderer Orientierungen, Ideen, Programme etc. bedürfen als sog. Interessenorganisationen, die sich auf ein kurzfristiges Partialinteresse ihrer Mitglieder beschränken können.

Inhaltlich beschränken wir uns auf Demokratien westlicher Industrieländer (mit Vertiefungen zur schweiz. Demokratie), beziehen jedoch neben den Parteien auch ausdrücklich die sog. "Neuen sozialen Bewegungen" ein und gehen auch auf die Medien als Träger von Ideen ein.

Die Vorlesung gliedert sich in drei Teile (vgl. Inhaltsverzeichnis):

Teil 1: Träger von politischen Ideen

Teil 2: Politische Ideen

Teil 3: Politische Ideen und ihre Träger im Wandel

D) Grundgebiete und Begriffliches¹

Parteienforschung und Parteientheorie:

Verschiedene Erkenntnisinteressen und Perspektiven:

- Versuch der Erklärung der Funktionen der Parteien (Artikulations-, Aggregations-, Rekrutierungsfunktionen etc.); Herausbildung verschiedener theoretischer Ansätze (Integrationsansatz von Sartori, Lipset, Easton, Almond etc; Konkurrenzparadigma von Schumpeter oder Downs, Transmissionsparadigma von Raschke etc.);
- Erklärung von Strukturbildung und Entscheidungsprozessen im Politiksystem insgesamt durch Interaktionen (Machtbildungs-, Koalitions- und Konfliktprozesse) von Parteien resp. ganzen Parteiensystemen. So werden beispielsweise für Zwei- und Vielparteiensysteme unterschiedliche Verhaltensweisen identifiziert (und prognostiziert);
- Einzelne Theorien behandeln Parteien als singulären Akteur (z.B. Downs), andere legen gerade Wert auf deren interne Organisation und Struktur (z.B. Duverger).

Parteientypologie:

Vereinfachende Beschreibung und Systematisierung der Vielfalt von Parteien. Geläufige Unterscheidungskriterien (seit Max Weber):

- Relevanz von Prinzipien und Programmen,
- Ideologischer Standort (v. a.: Links-Mitte-Rechts, dann aber auch: klerikal/ weltanschaulich/freigeistig, nationalistisch/separatistisch, materialistisch/postmaterialistisch,
- Interessenausrichtung und Zielbestrebungen (Status quo/Reform/ Revolution),

¹ Eine ausführliche Literaturliste befindet sich im Anhang.

- Struktur aufgrund ihrer soziologischen Basis (Honoratioren-, Elite-, Massenpartei, Klassen-, Milieu- Weltanschauungspartei, Interessen-, Plattform-, Integrationspartei).

Von der Trennschärfe und vom empirischen Gehalt der Klassifikationskriterien hängt ab, was synchrone Ländervergleiche oder diachronische Entwicklungsstudien an zusätzlichem Erkenntnisgewinn leisten können.

Parteiensoziologie:

Grenzgebiet zwischen Soziologie und Politikwissenschaft, die sich:

- a) mit der Binnenstruktur von Parteien (Organisation, Mitgliederzusammensetzung und -teilnahme, Führungsauslese etc),
- b) mit deren Aussenbeziehungen (zu Verbänden, Behörden) und
- c) mit dem Verhältnis von Parteien und Sozialstruktur (z.B. Funktionen von Parteien in gesellschaftlichen Konflikten, oder Veränderung von Parteien durch wirtschaftlich/sozialen Wandel) befassen.

Politische Ideengeschichte

Meist eine geistesgeschichtliche Aufarbeitung politischer Philosophien; vielfach beschränkt auf werkimmanente Interpretation einzelner Autoren, z. T. dagegen als normativer Fundus gebraucht für Argumente, Denkmodelle oder Sachaussagen innerhalb politischer Theorien und Modelle. Im englischsprachigen Raum wird der Begriff "Political thought" verwendet. Eine zentrale Frage ist, wie weit die Aussagen an den historischen Kontext gebunden sind oder ob sie universelle Gültigkeit haben,

Ideologie und Ideologiekritik

Während sich die politische Philosophie mit den Grundannahmen der der Politik zugrunde liegenden Wertvorstellungen befasst, heben die politischen Ideologien ein programmatisches Bündel von Forderungen in den Vordergrund.

Der Begriff „Ideologie“ taucht erstmals im Umfeld der französischen Revolution bei den so genannten französischen Ideologen (Condillac und Destutt de Tracy) auf. Er wird in einem philosophisch-unpolitischen Sinne gebraucht. Seine Wendung hin zu einem polemischen Schlagwort verdankt er der politischen Publizistik und Napoleon I., der die Philosophen als "Ideologen" brandmarkt. Seitdem als Kampfbegriff in verbal-politischen Auseinandersetzungen z. T. bis heute gebraucht. Von dort übernehmen ihn auch Marx und Engels und geben ihm eine spezifische Bedeutung: Alle Ideengebilde - Religion, Kunst, Wissenschaft - sind Überbauten der wirtschaftlichen und sozialen Wirklichkeit, die gesamte Geistestätigkeit des Menschen ist damit ideologisch. Der Ideologiebegriff der Sozialdemokraten und des Sozialismus unterscheidet sich dadurch, dass 'Ideologie' auch für die positiv bewertete Theorie oder Bewusstseinsform gebraucht wird.

Daneben bleibt weiterhin der pejorative Ideologiebegriff erhalten. Die Aufklärung hält objektive Wahrheitserkenntnis für möglich, somit wird Ideologie als ein Mangel betrachtet, der sich beheben lässt bzw. lassen soll. Häufig wird hier der Ideologie die 'Wirklichkeit' oder 'Realpolitik' entgegengehalten. Auch der Nationalsozialismus bedient sich eines solchen Ideologiebegriffs.

Vor allem die Wissenssoziologie (Karl Mannheim, 1893-1947) trägt dann dazu bei, dass sich der erkenntnistheoretische Ideologiebegriff vermehrt durchsetzen kann: Die "Interessenbezogenheit der Ideengehalte" wird lediglich als Sonderfall der allgemeinen "Seinsgebundenheit des Denkens" gedeutet. Der Mensch als instinktreduziertes Wesen (Arnold Gehlen) ist auf Ideologien als Aussagesysteme angewiesen, sie steuern - wie Normen und Werte - menschliches Verhalten. Ideologiefreies menschliches Verhalten ist damit eigentlich gar nicht möglich.

Die Ideologiekritik befasst sich sodann mit der Entstehung, Verbreitung und Durchsetzung politischer Ideen als Bewusstseinsinhalte in einer Gesellschaft und kontrastiert diese mit religiösen, sozialen und ökonomischen Zusammenhängen. Als Reflexion über den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und Ideen, die wir uns darüber machen, hat Beschäftigung mit Ideologie zumeist einen kritischen Impetus. Wichtige Vertreter: Francis Bacon, Karl Marx, Vilfredo Pareto, Karl Mannheim, Theodor Adorno, Kurt Lenk.

Anhand der Wissenssoziologie wie der Ideologiekritik kann anschaulich gemacht werden, warum das, was gesellschaftlich als "Wahrheit" gilt, stark durch gesellschaftliche Kräfte definiert wird, z.B. bezüglich der "Gleichheit" und "Diskriminierung" von Frauen.

Der Kampf um begriffliche Klarheit: Von „-ismen“ und „-ungen“

-ismus, der; -, ismen (Suffix):

1. (ohne Plural) /kennzeichnet in Verbindung mit dem im Basiswort (bes. Name, fremdsprachliches Adjektiv) Genannten eine damit verbundene geistige, kulturelle Richtung, Geisteshaltung o. ä./ Anarchismus, Bürokratismus usw.
2. /kennzeichnet eine Form, Erscheinung die mit dem im Basiswort genannten charakterisiert wird/Infantilismus

hier also: gesellschaftliche Weltbilder: Liberalismus, Konservativismus, Sozialismus usw.

-ung/ die; -en:

Das Suffix -ung substantiviert vor allem transitive Verben und bezeichnet die entsprechenden Tätigkeiten, den Vorgang oder das Ergebnis davon.

hier also: gesellschaftliche Entwicklungsstadien und Prozesse: Industrialisierung, Globalisierung, Deregulierung usw.

Erklärende Theorien

Demokratietheorie, Kritische Theorie, Marxismus

TEIL 1: TRÄGER POLITISCHER IDEEN

Der erste Teil der Veranstaltung befasst sich mit den Trägern politischer Ideen. Wichtigste Träger in der jüngeren Geschichte sind die politischen Parteien. Aber auch soziale Bewegungen sind - wenngleich in der Regel über eine kürzere Zeitdauer - wichtige Träger von (vielfach neuen) Ideen. Und schliesslich kommt den Medien heute eine zentrale Rolle zu, wenn es darum geht, Ideen und Werte zu vermitteln. Dies kann in der Form eines Sprachrohrs für bestimmte politische Akteure geschehen, es kann aber auch, wenn man an den "emanzipatorischen" oder modernen Verlautbarungs-Journalismus denkt, einer eigenen Rationalität folgen.

Nicht zu den Trägern werden hier die Interessenverbände gezählt. Dies lässt sich damit rechtfertigen, dass bei den Verbänden primär die Wahrnehmung der ökonomischen Interessen ihrer Mitglieder im Vordergrund steht. Berücksichtigt man jedoch, dass Gewerkschaften, Umwelt- und Wirtschaftsverbände über ihre Interessen herausreichende Ideologien vertreten, so könnten auch sie als Träger von Ideen betrachtet werden.

1 POLITISCHE PARTEIEN

1.1 EINLEITUNG

Die Literatur über politische Parteien ist riesig und kaum mehr überblickbar. Dennoch ist der Stand von Forschung und Theorie weitgehend unbefriedigend und teilweise widersprüchlich, was mitunter damit zusammenhängt, dass darüber, was Parteien sind und sein sollen, alles andere als Einigkeit besteht.

Wiesendahl (1980) hat eine Vielzahl von theoretischen Arbeiten über politische Parteien auf erkenntnisleitende Imperative paradigmatischen Denkens untersucht und **drei Parteiparadigmen** herausgearbeitet. Integrationsparadigma, Konkurrenzparadigma und Transmissionsparadigma nennt er die drei Forschungstraditionen, die die politischen Parteien jeweils in unterschiedliche Konstellationen von Variablen einbinden und ihnen verschiedenartige Funktionen zuweisen. Jedes dieser drei Parteiparadigmen lässt sich auf spezifische normative Vorstellungen von Demokratie zurückführen.

Ausgangspunkt des **Integrationsparadigmas** ist entweder

- ein an Konsenssicherung und Konfliktvermeidung orientiertes Zielmodell stabiler Demokratie
- oder ein systemtheoretisch argumentierendes Systemüberlebensmodell von Demokratie, das seine Problemperspektive auf die funktionalen Erfordernisse der Bestands- und Funktionssicherung richtet (Wiesendahl 1980: 109).

Die politischen Parteien werden als Bindeglied zwischen dem politisch-administrativen System und der gesellschaftlichen Umwelt konzeptualisiert:

Auf der einen Seite regulieren die Parteien Konflikte, filtern und bündeln die Forderungen der Bürger an das System und präsentieren sie in systemfunktionaler Form. Auf der andern Seite vermitteln sie bindende politische Entscheidungen und stellen durch Mobilisierung und Sicherung von Massentrückhalt Systemanerkennung und Systemunterstützung sicher.

Die Parteien sind zuständig für Stabilität und Persistenz des (politischen und gesellschaftlichen) Systems und dienen der Erhaltung der bestehenden demokratischen Ordnung (Wiesendahl 1980: 146/147).

Das **Konkurrenzparadigma**, welches vor allem von den Anhängern der ökonomischen Theorie der Politik vertreten wird (Schumpeter 1950, Downs 1968), unterstellt der Demokratie ein Marktmodell und basiert auf der Vorstellung von einer demokratischen Eliteherrschaft.

Nicht Parteien als Ganzes, sondern utilitaristisch gesonnene, machtambitionierte Parteieliten stehen in Konkurrenz um einen grösstmöglichen Marktanteil auf dem Stimmenmarkt. In den Händen einer flexiblen Parteielite bietet die Partei gegen Geld oder Stimmen die Vertretung von Interessen an (Wiesendahl 1980: 147). Der Marktmechanismus sorgt dafür, dass jede der kompetitiven Parteien ein derart kundenfreundliches Produktangebot offeriert, dass Marktharmonie, kollektives Glück und allgemeine Wohlfahrt erzielt werden. Ausschlaggebend für die Parteien, wessen Interessen sie vertreten, sind marktstrategische Überlegungen.

Der Erhalt der demokratischen Ordnung ist aus dieser Perspektive nicht Ziel an sich, sondern lediglich ein Mittel zur Sicherstellung der unternehmerischen Gewinnmaximierung.

Nach den Vorstellungen der Anhänger des **Transmissionsparadigmas** schliesslich, welches seine normative Orientierung im basisdemokratischen Leitbild politischer Willensbildung findet, artikuliert die Partei die Bedürfnisse und Wünsche einer Gruppe von Bürgern und Bürgerinnen und bringt sie unverfälscht in den politischen Entscheidungsprozess ein. Politische Institutionen und Prozesse haben dabei keine autonome Handlungs- und Entscheidungslegitimität, sondern sind strikt den Wünschen eines genuin souveränen Volkes oder dem Willen einer Klassenmehrheit unterworfen (Wiesendahl 1980: 148).

Der Begriff der "Politischen Partei" ist also eng mit dem Begriff der "Demokratie" verknüpft. Normative demokratietheoretische Vorstellungen schlagen sich in den theoretischen Ansätzen über Parteien nieder. Dies impliziert, dass es nicht zwangsläufig eine einzige richtige, sondern je nach normativem Standpunkt unterschiedliche Vorstellungen davon gibt, was Parteien sind oder sein sollten, bzw. tun oder zu tun haben.

Der grosse Nutzen dieser Aufteilung der Parteienforschung in die drei Paradigmen liegt in der Darstellung der impliziten Grundannahmen der einzelnen Konzepte sowie in einer gewissen Orientierungshilfe bei der Durchsicht der verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten. In der Aufgliederung steckt ein analytisches Potential, welches es auszuschöpfen gilt, um der Vielgestaltigkeit des Phänomens besser Rechnung zu tragen. Jedes der drei Paradigmen hat seine Stärken und Schwächen.

1.2 DEFINITIONEN VON POLITISCHEN PARTEIEN

Zahlreich sind die Definitionen, mit denen versucht wurde, das Wesentliche der politischen Parteien zu erfassen. Je nach theoretischer Herkunft und Erkenntnisinteresse werden dabei unterschiedliche Ansprüche an die Organisationsform, die Aktivitäten und die intendierten Ziele formuliert.

Eine Frage, die sich bei Definitionen ganz allgemein stellt, betrifft den Verwendungs- und Bestimmungszweck. Geht es lediglich darum, einen Untersuchungsgegenstand genau abzugrenzen und für eine empirische Untersuchung zugänglich zu machen, so stehen pragmatische Aspekte im Vordergrund. Wichtiger sind praktische Verwendbarkeit und Übereinstimmung mit dem Alltagssprachgebrauch. Oft genügt es, einige Kriterien aufzustellen, welche die zu untersuchenden Gruppierungen zu erfüllen haben (z.B. Parteien sind Organisationen, die an Wahlen teilnehmen). Verfolgt man mit der Definition theoretische Ziele oder strebt gar universelle Gültigkeit an, so muss versucht werden, das eigentliche Wesen der Parteien zu erfassen (z.B. Parteien sind Organisationen, die bestrebt sind, das Gemeinwohl zu steigern). Die Definition ist dann nicht mehr an klar bestimmbare Kriterien geknüpft, da diese zum Teil gar nicht erfüllt werden können (weil z.B. keine Wahlen stattfinden) und so dem Allgemeingültigkeitsanspruch nicht genügen. Die Definition verliert damit an Schärfe.

Bei vielen Definitions- oder Bestimmungsversuchen wird mehr oder weniger direkt auf die Rolle der politischen Parteien bei der Durchführung von Wahlen Rekurs genommen. Wiesendahl kritisiert zu Recht diese meist pragmatisch motivierte Verkürzung. Er meint, dass "(...) der Parteibegriff nicht unter den Operationalisierungszwängen empirischer Komparatistik um seine analytisch erforderliche Komplexität gebracht werden darf, weil sich sonst in der Tat konsequenterweise die Suche nach angemessenen Definitionsmerkmalen des Parteibegriffes in der Benennung eines einzigen Diskriminationskriteriums, der Wahlbeteiligung, erschöpft." (Wiesendahl 1980: 173).

Die über die Teilnahme an Wahlen auf den Erwerb von Macht fixierte Vorstellung von Parteien findet vor allem in denjenigen Staaten ihre Berechtigung, in denen die siegreiche Partei die Regierung stellt und die Verlierer-Partei in die Opposition verdrängt wird (USA, Grossbritannien, u. a.) und in denen neben den Wahlen kaum noch politische Partizipationsmöglichkeiten bestehen. In der Schweiz, wo eine Reihe weiterer Formen der politischen Einflussnahme zur Verfügung steht, ist eine solche Einseitigkeit weniger angemessen.

Bezeichnenderweise ist denn auch bei der von Gruner (1977) aus helvetischer Perspektive vorgeschlagenen Definition der politischen Partei der Machterwerb über die Teilnahme an Wahlen nicht ins Zentrum gestellt. Er definiert Parteien als

"(...) politische Organisationen, die Anhänger mit ähnlicher Gesinnung oder ähnlichen Interessen in ihren Reihen sammeln, um auf die politische Willensbildung des Volkes Einfluss zu nehmen, sei's bei Wahlen, sei's bei Abstimmungen, sei's in der Mitwirkung bei der Meinungsbildung." (Gruner 1977: 12)

Damit vertritt Gruner einen transmissionsparadigmatischen Bestimmungsansatz. Er geht von der Vorstellung aus, dass Parteien in erster Linie programmbestimmte Mitgliedschaftsorganisationen sind, die mit der Partizipation von aktiven Bürgern die Vertretung und Durchsetzung der kollektiven Interessen ihrer Anhänger suchen.

Im Gegensatz dazu sind bei den Bestimmungsversuchen aus integrationsparadigmatischer Sicht die Parteien nicht in erster Linie dazu da, Interessen zu realisieren. Sie dienen der Integration unterschiedlicher Interessen, indem sie Konflikte absorbieren, regulieren und helfen, optimale Lösungen für anstehende Probleme zu finden, um den Fortbestand des Systems zu garantieren. Ihre Bestrebungen orientieren sich primär am Gemeinwohl und nicht an den Machtbedürfnissen ihrer Anhänger. In dieser Gemeinwohlorientierung liegt auch ihre Legitimation begründet. Ein Beispiel für eine Definition aus dieser Perspektive wäre etwa Burkes oft zitierte Aussage:

"A party is a body of men united, for promoting by their joint endeavours the national interest, upon some particular principle in which they are all agreed." (Burke zit. nach Sartori 1976: 9)

Die konkurrenzparadigmatische Sichtweise demgegenüber verzichtet darauf, das Streben der Parteien durch ein wie auch immer definiertes Gemeinwohl zu legitimieren. Sie versteht allerdings Parteien auch nicht als Gruppierungen, denen es darum geht, die Interessen eines bestimmten Teils der Bevölkerung möglichst effektiv zu vertreten. Innerhalb dieses Paradigmas sind Parteien lediglich eine Gruppe von machtambitionierten Personen, die durch Stimmenwerbung und Makelung von Interessen nach persönlichem und eigennützigem Machterwerb streben (Wiesendahl 1980: 184). Als Nebenprodukt der Bestrebungen der Parteieliten wird allenfalls ein bestmöglicher Wohlstand erreicht. Die prominenteste Parteidefinition, welche dieses Machtstreben beinhaltet, ist diejenige von Max Weber:

"Parteien sollen heissen auf (formal) freier Werbung beruhende Vergesellschaftungen mit dem Zweck, ihren Leitern innerhalb eines Verbandes Macht und ihren aktiven Teilnehmern dadurch (ideelle oder materielle) Chancen (der Durchsetzung von sachlichen Zielen oder der Erlangung von persönlichen Vorteilen oder beides) zuzuwenden." (Max Weber 1972: 167)

Definitionen schliessen nicht nur ein, sie schliessen immer auch aus. Je präziser eine Definition ist, desto exklusiver wird der definierte Begriff. Will man beispielsweise den vielen kleinen, zum Teil nur mit einer minimalen formalen Organisationsstruktur versehenen, mit geringer programmatischer und generalisierbarer Orientierung ausgestatteten und in ihrem Aktivitätsbereich stark eingeschränkten Parteien in den kleinen Gemeinden Rechnung tragen, so drängt es sich auf, die Parteien über ihre Teilnahme am politischen Prozess und nicht über ihre Organisationsform, ihre spezifischen Aktivitätsformen oder gar ihre politischen und gesellschaftlichen Funktionen zu definieren.

Das Beispiel einer solchen Definition liefert etwa Walter Burckhardt (1914) in seiner Studie über die Legitimität der politischen Parteien:

"Un parti politique est donc la réunion de personnes qui se donnent pour but le maintien ou le changement de l'ordre légal existant. Peu nous importe que cette réunion prenne la forme juridique d'une association ou qu'elle existe du seul fait d'une entente en vue d'une action." (Burckhardt (1914) zitiert nach Jost (1986: 232))

Der Preis einer derart weit gefassten Definition wird aber sofort klar, wenn wir nach Abgrenzungskriterien gegenüber anderen kollektiven, politischen Akteuren suchen. In dieser allgemeinen Form der Definition ist die heute geläufige und vor allem auf nationaler Ebene wichtige Unterscheidung zwischen politischen Parteien, Interessenverbänden und neuen sozialen Bewegungen kaum mehr möglich.

Eine klare Trennung zwischen Interessenverbänden und politischen Parteien ist allerdings erst neueren Datums. Von Beyme (1982: 22) hält fest und die zitierte Definition von Burckhardt liefert den Beweis dafür, dass bis ins 20. Jh. Parteien und Interessengruppen teilweise gleichgestellt worden sind.

1.3 FUNKTIONEN DER POLITISCHEN PARTEIEN

Die Leistungen, welche die politischen Parteien in der Gesellschaft erbringen bzw. die Aufgaben, die sie im politisch-administrativen System erfüllen, werden im Allgemeinen als Funktionen bezeichnet. So zentral und plausibel die Frage nach den Funktionen der politischen Parteien zu erscheinen vermag, so schwierig und problematisch gestaltet sich ihre Beantwortung. Dies liegt vor allem an der uneinheitlichen Verwendung des **Funktionsbegriffes**:

- Von den einen wird er im Sinne von Leistung, Konsequenz und Auswirkungen definiert und angewandt,
- während andere darunter Aufgabe, Zweck, Ziel, Aktivität, Verhaltensmuster oder Handlungsweisen verstehen (Wiesendahl 1980: 186).

Zudem ist der Bezugsrahmen, innerhalb dessen die Parteien ihre Leistungen erbringen oder ihre Aufgaben erfüllen, unterschiedlich.

Parteien können

- innerhalb eines Parteiensystems,
- innerhalb des politisch-administrativen Systems
- oder in ihrem gesellschaftlichen Umfeld

auf ihre Funktionen hin untersucht werden. Dabei gilt es klarzustellen, ob die Partei als abstraktes Gebilde, als Organisation einer politischen Elite oder als Vertreterin einer bestimmten Bevölkerungsgruppe Trägerin dieser Funktionen ist.

Vor allem für den an der Empirie orientierten Forscher kann sich die enge **Verknüpfung des Funktionsbegriffes mit systemtheoretischem und funktionalistischem Denken** als problematisch erweisen.

Der strukturell-funktionale Funktionsbegriff tendiert dazu, sich an apriorisch gesetzten Systemerhaltungsbedürfnissen des politischen Systems und schliesslich des Gesamtsystems zu orientieren. Nicht nur haftet einem solchen Funktionsbegriff damit ein gewisser "statisch und konservativer Beigeschmack" (Etzioni 1975: 103) an, sondern es gelingt ihm auch nicht, das übergeordnete Zielproblem, die Erhaltung des Systems, hinreichend zu begründen und die dazu notwendigen, wenn auch nach bestimmten Regeln der Logik deduzierten, Funktionen präzise auszuformulieren und einer empirischen Überprüfung zugänglich zu machen (Wiesendahl 1980: 190). Es ist beispielsweise plausibel und zutreffend, den Parteien eine Legitimationsfunktion zuzuweisen. Wie man diesen Legitimationsbeitrag jedoch messen könnte, bleibt weitgehend offen.

Anders verhält es sich mit dem empirischen Bezug von Parteifunktionen, die als **Konsequenzen von faktisch ausgeübten Aktivitäten** gedeutet werden, da diese ihren Ausgang in tatsächlich durch Beobachtung zugänglicher Wirklichkeit nehmen. Dabei kann durchaus von variablen funktionalen Bezugsfeldern und darin angesiedelten Bezugsproblemen ausgegangen werden. Der Funktionsbegriff wird in diesem Falle aus seinem funktionalistischen Theoriekonzept gelöst und in erster Linie als heuristisches Analyseinstrument verwendet (Wiesendahl 1980: 191/192).

Trotz diesen Unklarheiten über seine Bedeutung und Verwendung erweist sich der Funktionsbegriff für die Analyse und für ein besseres Verständnis der politischen Parteien als fruchtbar. Ganz ähnlich wie bei der Definition der politischen Parteien gilt es aber auch hier, die Funktionszuweisungen auf implizite parteitheoretische und schliesslich normative Grundvoraussetzungen zu untersuchen. Dazu eignen sich wiederum die drei idealtypischen Parteiparadigmen von Wiesendahl (1980: 195ff.).

- Aus **integrationsparadigmatischer** Perspektive werden als entscheidende Leistungen und Aufgaben der Parteien Alternativenreduktion (Komplexitätsreduktion), Mobilisierung von Unterstützung fürs politische System, Prellbock- oder Pufferfunktionen, Integration, Legitimation und Innovation im Dienste der Stabilität genannt. Bezugsrahmen für die politischen Parteien ist dabei das politische System. Partikuläre Interessen gilt es zu integrieren und die Persistenz des Systems gefährdende Konflikte zu verhindern.
- Aus **konkurrenzparadigmatischer** Sicht erfüllt die Partei lediglich die beiden Funktionen Stimmenerwerb und Interessenmakelung. Damit bringen sie einerseits die Parteieliten ihrem Ziel des Machterwerbs näher und andererseits ermöglichen sie über den Konkurrenzmechanismus eine optimale Versorgung des politischen Gütermarktes (Wiesendahl 1980: 205). Bezugsrahmen für die konkurrenzparadigmatischen Parteifunktionen ist das Parteiensystem.
- Nach **transmissionsparadigmatischer** Vorstellung haben die Parteien im Bezugsrahmen des gesellschaftlichen Umfelds in erster Linie die Interessen einer bestimmten Bevölkerungsgruppe zu vertreten. Die ihnen zugeschriebenen Funktionen sind Willensbildung, Mobilisierung, Organisation und die Vertretung von Interessen.

Innerhalb des Transmissionsparadigmas besteht eine Forschungsrichtung, die die politischen Organisationsgebilde der Parteien in den westlich-demokratischen Ländern als kapitalistische Systemerhaltungswerkzeuge zu erkennen glaubt (Wiesendahl 1980: 212). Eine solche Konzeption führt zu gewissen Parallelen mit den Vertretern des Integrationsparadigmas, die ihrerseits die Systemerhaltung als zentrale Funktionsleistung der Parteien hervorheben. Beide Paradigmen attestieren den Parteien also legitimatorische, integrierende, konfliktdämpfende und konsenssichernde Funktionsleistungen. Für die Integrationsparadigmatiker ist der Charakter einer derartigen Funktionsleistung durchwegs positiv zu bewerten, da Persistenz, Stabilität und ein einwandfreies Funktionieren des politischen Systems als erstrebenswert erachtet werden. Gelingt es den Parteien nicht mehr, diese Funktionsleistungen zu erbringen, so gerät das System in Gefahr. Für die Transmissionsparadigmatiker hingegen sind die "integrativen" Funktionen der Parteien mit einem negativen Vorzeichen behaftet, da sie vor allem dazu dienen, die nach den Imperativen des ökonomischen Systems optimalen gesellschaftlichen und

politischen Kapitalverwertungsbedingungen sicherzustellen und den kapitalistischen Profitmechanismus vor seinen immanenten destruktiven Folgen zu schützen (Habermas 1973: 52f.). Hier ist es die Legitimationsleistung der politischen Parteien, welche schliesslich eine effektive Mobilisierung und Vertretung von Interessen verhindert. Aus dieser Sicht ist die latente Integrationsfunktion der Parteien dem gesellschaftlichen Wohle abträglich.

Von Interesse ist, wie die - von den einen angestrebte, von den anderen kritisierte - Legitimation des politischen Systems und damit auch der gesellschaftlichen Machtverhältnisse durch die Parteien bewerkstelligt wird. Von zentraler Bedeutung sind dabei die Wahlen (inkl. Rekrutierung, Selektion und Präsentation von Kandidaten). **Hauptträger des Wahlverfahrens** sind die politischen Parteien. Obwohl auch Wahlen je nach paradigmatischem Grundverständnis verschiedenartige Aufgaben erfüllen - für Integrationsparadigmatiker integrieren sie divergierende Interessen, während sie für Transmissionsparadigmatiker zur Durchsetzung bestimmter Interessen dienen -, kann der Legitimationscharakter der Wahlen aus beiden Perspektiven erfasst werden.

Auf die für die Erzeugung legitimer politischer Entscheidungsmacht grosse Bedeutung der politischen Verfahren im Allgemeinen und des eigentlichen Wahlverfahrens im Besonderen hat vor allem Luhmann (1983) aufmerksam gemacht. Seiner Ansicht nach ist es nicht das vorgegebene Ziel der Wahl, nämlich "die Besetzung der politisch entscheidenden Instanzen mit besonders befähigten Personen, die richtig, das heisst nach Massgabe des Volkswillens, entscheiden werden, die in diesem Sinne also wahr repräsentieren können" (Luhmann 1983: 13f.), welches zur Legitimation des politischen Systems beiträgt, sondern die Art und Weise, wie die Wahl durchgeführt wird. Dabei ist es vor allem wichtig, dass eine grosse Mehrheit der Beteiligten das Verfahren akzeptiert und die Spielregeln eingehalten werden ("Legitimation durch Verfahren"). Wie dieses Verfahren im Detail aussieht, ob beispielsweise nach dem Majorz- oder nach dem Proporzverfahren gewählt wird, ist weniger bedeutungsvoll. Die Wahl "(...) dient schliesslich der Absorption von Protesten. Eine ungewöhnlich hohe operative Autonomie des politischen Systems ist die Folge. Dass dessen Entscheidungen durchgehend Zustimmung finden, kann durch Veranstaltung von Wahlen allein kaum gewährleistet werden, aber ein durch Wahlen gebildetes politisches System kann so viele Alternativen erlangen, dass es sich in seinen selektiven Entscheidungsverfahren selbst legitimieren kann" (Luhmann 1983: 173).

Damit der Legitimationscharakter optimal zum Tragen kommt, muss das "dynamische Rekrutierungsverfahren Wahlen" folgende Aufgaben erfüllen bzw. Leistungen erbringen (Luhmann 1983: 159ff.):

- Es muss von anderen Rollenzusammenhängen abtrennbar und funktional spezifizierbar sein. Dies wird mit drei Prinzipien, nach denen freie politische Wahlen organisiert werden, erreicht: Allgemeinheit des Zugangs zur Rolle des Wählers für die gesamte Bevölkerung mit Ausnahme funktional begründbarer Einschränkungen, Gleichheit des Stimmgewichts und Geheimhaltung der Stimmabgabe.
- Es muss nach den Anforderungen der benötigten Komplexität Ungewissheit und Alternativen formieren und offen halten. Die Wahl als Verfahren zu institutionalisieren wird in dem Masse sinnvoll, als es gelingt, Gegensätze abzubilden und Konflikte zur Austragung zu bringen.

- Schliesslich muss es ein Regulativ für die Unterstützung und Kontrolle enthalten, das die Probleme, die aus der Komplexität entstehen, entscheidbar werden lässt. Es muss sich intern differenzieren und für die spezifischen Funktionen (Rekrutierung und Unterstützung) spezifische Institutionen bereitstellen.

Soziale Systeme neigen dazu, Unsicherheiten sofort abzubauen, da sie den längerfristigen Vorteil einer hohen Komplexität im Hinblick auf die Adaption an sich ändernde gesellschaftliche Voraussetzungen und die Konfliktregulierung nicht sehen.

Auch ein Mehrparteiensystem führt nicht zwangsläufig zu einer Differenzierung, sondern kann eine Angleichung der Strategien und Programmangebote zur Folge haben, so dass in Mehrparteiensystemen durch den Wahlmechanismus keinerlei Konflikte absorbiert werden und der Wahlausgang nahezu folgenlos bleibt, weil weder Personen noch Programme zu differenzieren vermögen (Luhmann 1983: 162).

Die Entwicklungen im Parteiensystem der Schweiz illustrieren diese Problematik. Den traditionellen Parteien - insbesondere den bürgerlichen Parteien (FDP, CVP und SVP) - wurde teilweise zum Vorwurf gemacht werden, dass sie sich unter Verzicht auf ein klares Profil im Rahmen der Konkordanzdemokratie auf einen modus vivendi geeinigt haben und sich durch Wahlabsprachen gegenüber potentiellen Herausforderern abschotten. Das Aufkommen neuer, programmatisch pointierterer Parteien (Grüne Parteien, Autopartei) sowie die Forderungen, die auf dem Nährboden neuer sozialer Bewegungen entstanden, machten auf diesen Verlust an Komplexität aufmerksam und stellten gleichzeitig einen für das politische System funktional-äquivalenten Ersatz dar. In jüngster Zeit haben SP und SVP die Forderungen ausserhalb des traditionellen Parteienspektrums teilweise aufgenommen und sich neu positioniert.

Eine weitere wichtige Funktion der Parteien, die sich ebenfalls aus der Luhmannschen Systemanalyse der Wahlen herleiten lässt, ist die **Trennung von politischen Machtansprüchen und direkten Interessen**. "Durch die Institution der politischen Wahl werden die Prozesse der Rekrutierung und der Gewährung bzw. Versagung politischer Unterstützung einerseits von denen der Interessendarstellung und andererseits von der Anmeldung von Forderungen getrennt - eine Einrichtung, die entscheidend zur Bildung autonomer legitimer Macht im politischen System beiträgt (vgl. Finanzierung der Zürcher SVP - Fall Holzreuter). Diese Absonderung der politischen Wahl von der unmittelbaren Interessendurchsetzung absorbiert Konflikte dadurch, dass in der Wahl zunächst nur Stellen und Kompetenzen, nicht aber zugleich auch Bedarfsbefriedigung, verteilt werden" (Luhmann 1983: 164). Die Verknüpfung zwischen Interessen und politischer Unterstützung bleibt zwar bestehen, "... sie durchläuft aber eine Reihe von Filtern mit dem Ergebnis, dass nur eine sehr abstrakte Kommunikation zustande kommt und die Gewählten nicht mehr an spezifische Interessen gebunden sind. Wohl-gemerkt fehlt nicht nur die rechtliche Bindung an ein 'imperatives Mandat', das eine korporative Organisation der Wählerschaft voraussetzen würde, sondern auch die Erkennbarkeit der konstituierenden Interessen" (Luhmann 1983: 165).

Es trifft zwar nicht zu, dass die Parteien, oder vielmehr deren Kandidaten, keine konkreten Interessen vertreten, durch den auf hoch generalisierten Forderungen beruhenden Machtanspruch der Partei als Institution aber treten die (Privat-) Interessen der in ihr organisierten Personen in den Hintergrund bzw. werden verdeckt. In dieser formalen Loslösung des Macht-

Machtanspruches von handfesten (z.B. wirtschaftlichen) Interessen kommt den Parteien eine unersetzbare Funktion zu. Es ist kaum anzunehmen, dass politische Macht direkt und mit Absicht wirtschaftlichen Interessengruppen zugesprochen würde. Die Vorstellung, dass jemand als Vertreter eines grossen Wirtschaftskonzerns vom Volk in ein wichtiges politisches Amt gewählt wird, erscheint befremdend. Werden die Interessen aber mit dem Label einer politischen Partei versehen, so verschwinden die demokratietheoretischen Bedenken. Gewisse Parteien - vor allem auf lokaler Ebene - mögen diesbezüglich in einen Argumentationsnotstand geraten. Verzichten sie auf das Hochhalten von generalisierten Forderungen und berufen sich auf das Betreiben reiner Sachpolitik, so lässt sich die Verknüpfung zwischen Machtanspruch und (persönlichen) Interessen weniger leicht verhehlen.

1.4 ENTSTEHUNG VON POLITISCHEN PARTEIEN

Wie ist es zur Herausbildung der politischen Parteien gekommen? Gemäss Beyme überwiegen in der Literatur drei theoretische Ansätze zur Erklärung der Entstehung von Parteien (vgl. Beyme 1984: 27 f., der sich in erster Linie auf LaPalombara/Weiner 1966: 7 ff. bezieht):

- **institutionelle Ansätze**, welche die Parteien aus der Entwicklung parlamentarischer Systeme und der ihnen zugrunde liegenden Wahlsysteme ableiteten;
- **historische Krisensituationstheorien**, die mit der Neuentstehung von Staaten oder dem Zusammenbruch von Verfassungssystemen operierten;
- **Modernisierungstheorien**, die weniger politische Faktoren als soziale und ökonomische Grundlagen der Parteienentstehung analysierten.

Zentrale Voraussetzung für die **institutionellen Ansätze** ist das Funktionieren der repräsentativen Institutionen. England und die USA standen dabei als Musterbeispiele im Vordergrund, weil sie eine hinreichende Kontinuität der repräsentativen Regierungsweise zu haben schienen und das Parlament eine eigenständige Rolle gegenüber der Regierung spielte.

Das Gegenbeispiel lieferte Frankreich. Hier fanden sich Ansätze zum parlamentarischen System in der Restauration und in der Julimonarchie. Die Parteien erreichten jedoch keine Kontinuität und Frankreich wurde so zum abweichenden Fall aller institutionellen Erklärungsversuche.

Eine parlamentarische Regierungsweise ist kein also hinreichender Grund für die Entstehung eines klar strukturierten Parteiensystems (Beyme 1984: 28). Auch das Wahlsystem trägt wenig zur Erklärung bei. Die Wahlsysteme Frankreichs waren so verschieden wie die Regime, die ihre Repräsentationsvorstellungen in ihnen zu fördern versuchten (Beyme 1984: 28).

In der Schweiz hatte demgegenüber das Wahlrecht einen grossen Einfluss auf die Konstituierung des nationalen Parteiensystems. Die ersten nationalen Proporzwahlen 1919 führten zu einer massiven Veränderung der Kräfteverhältnisse. Die Radikalen (heute FDP) verloren 46 ihrer 104 Sitze. Zu den Gewinnern gehörten die Sozialdemokraten (SP) mit 41 Sitzen (+ 22 Sitze) und die Bauernpartei (SVP) mit 31 neuen Sitzen (vgl. Kriesi 1995: 142).

Wahlrechtserweiterungen erleichterten das Wachstum einiger Parteien, die als Protestgruppen gegen das System ausserhalb der Parlamente entstanden - vor allem der sozialistischen und christlichen Volksparteien. Aber institutionelle Änderungen im Bereich von parlamentarischen und wahlrechtlichen Prozessen konnten ihre Entstehung in der Regel nicht erschöpfend erklären (Beyme 1984: 31).

Krisentheorien betonen weit mehr als die institutionellen Theorien die ideologischen Antriebskräfte hinter der Entstehung von Parteien. Diese Theorien bewähren sich vor allem in kritischen Phasen der Parteiengeschichte. Beyme (1984: 31) nennt drei kritische Momente, die zur Entstehung von Parteien führten:

- a) Entstehung neuer Staaten (Belgien, Irland, Island)
- b) Legitimitätsbrüche aufgrund von dynastischen Rivalitäten (Frankreich und Spanien zu Beginn des 19. Jh.)
- c) Zusammenbrüche von parlamentarischen Demokratien durch die Machtübernahme faschistischer oder faschistoider Systeme.

Die **Modernisierungstheorien** versuchen die Entstehung von Parteien mit dem sozialen Wandel und den strukturellen und kulturellen Veränderungen zu erklären. Aber auch sie vermögen nicht alles zu erklären. Beyme (1984: 35) verweist etwa auf das Beispiel "Deutschland". Hier schien der Modernisierungsgrad nicht die entscheidende Variable zu sein: Obwohl Deutschland bezüglich Urbanisierung, Industrialisierung und Verbreitung allgemeiner Bildung weit voraus war, bestand lange Zeit ein unterentwickeltes Parteiensystem. Ebenso vermögen diese Theorien die Unterschiede zwischen Schweden und Norwegen nicht zu erklären. Obwohl beide Länder bis 1905 durch Personalunion verbunden waren, hatte Norwegen bereits 1814 ein modernes Parlament entwickelt, während die konservativen Schweden erst 1866 den alten Ständereichstag abschafften, und auch dann entstand ein vom Rest Europas abweichendes Parteiensystem (Beyme 1984: 35).

1.4.1 Entstehung der verschiedenen Parteien auf der Basis von Grundkonflikten

Wann, wie und warum überhaupt politische Parteien entstanden sind, ist das eine, etwas anderes ist es, nach Gründen und Umständen für die Herausbildung einzelner Parteien zu fragen. Der bekannteste und die politikwissenschaftliche Diskussion dominierende Ansatz stammt von Lipset und Rokkan (1967).

Das Lipset/Rokkan-Modell argumentiert historisch-soziologisch und sieht die **Konsolidierung nationaler Parteiensysteme** in Westeuropa als länderspezifische Ergebnisse des Zusammenwirkens der gravierenden Spaltungen ("cleavages") von Zentrum - Peripherie, Staat - Kirche, Landwirtschaft - Industrie und Eigentümer - Arbeiter in der Geschichte westeuropäischer Gesellschaften (vgl. Reif 1987: 156). In diesem Sinne kann dieser Erklärungsansatz, in der Terminologie von Beyme, den Modernisierungstheorien zugeordnet werden.

Ausgangspunkt sind die beiden grossen Revolutionen, welche die Entwicklung des modernen Europas geprägt haben: die nationale Revolution und die industrielle Revolution. Jede dieser Revolutionen hat zwei fundamentale Cleavages nach sich gezogen:

- Die nationale Revolution den Cleavage zwischen Zentrum und Peripherie und den Cleavage zwischen dem Nationalstaat und der Kirche,
- die industrielle Revolution den Cleavage zwischen den Landesbesitzern (Aristokratie, Bauern) und der Bourgeoisie und dem Cleavage zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat.

Diese Entwicklung kann auch an vier konkreten Etappen verdeutlicht werden (vgl. Lipset/Rokkan 1967: 47):

Cleavage	entscheidender Moment	Gegenstand der Auseinandersetzung	Parteien
Zentrum-Peripherie	Reformation-Gegenreformation: 16./17. Jh.	Nationale vs. supranationale Religion Nationalsprache vs. Latein	FDP-CVP
Staat - Kirche	Demokratische Revolution: 1789 und später	laizistische vs. kirchliche Kontrolle des öffentlichen Bildungswesens	FDP-CVP
Land-Industrie	Industrielle Revolution: 19. Jahrhundert	Preisbindung für agrarische Produkte; Kontrolle vs. freies Unternehmertum	FDP-SVP
Unternehmer-Arbeiter	Russische Revolution: 1917 und später	nationale Integration vs. internationale revolutionäre Bewegung	FDP-SP

Gemäss dieser Rekonstruktion der Entwicklung steht der Konflikt zwischen den Repräsentanten der zentralistischen Kräfte und ihren Opponenten ganz am Anfang (Zentrum-Peripherie Cleavage). Die "zentrale Kultur" propagiert den Nationenstaat und sieht sich mit den peripheren, untergeordneten Bevölkerungskreisen konfrontiert. Diese Gegenüberstellung - so Kriesi (1994: 216) - täuscht allerdings ein wenig, da die Bildung von Nationalstaaten nicht nur durch die periphere Kultur in Frage gestellt wird, sondern auch durch die "internationale" Kultur der katholischen Kirche. Heute wie bereits bei ihrer Entstehung sind die Nationalstaaten herausgefordert durch regional, ethnisch und linguistisch motivierte Gruppierungen "von unten", sowie durch internationalistische Kräfte "von oben", welche ursprünglich nur durch

einen einzigen Multinationalen, nämlich durch die katholische Kirche repräsentiert waren (vgl. Kriesi 1994: 216).

Der entscheidende Moment für die Herausbildung dieses Cleavage war gemäss Lipset/Rokkan die Zeit von Reformation und Gegenreformation im 16. und 17. Jh. Die politischen Auseinandersetzungen dieser beiden grossen Bewegungen waren kultureller Natur und betrafen die Religion (national od. supranational) und die Sprache ("vernaculaire" oder Latein). Die Frage ist allerdings, wie weit sich die Verknüpfung Nationalstaat - zentrale Kultur zurückverfolgen lässt. Das feudalistische System war wohl vielmehr territorial und weniger national orientiert. Hat sich der Nationalstaat nicht viel später herausgebildet?

Der Nationalstaat als politisch souveräner Staat, dessen Bevölkerung eine mehr oder weniger einheitliche, die grundlegenden kulturellen und ideologischen Gestaltungsprinzipien des politischen Lebens bestimmende Nation darstellt, entstand als Folge der politischen Umwälzungen in der Französischen Revolution und der Ablösung des feudal-aristokratisch-absolutistischen Staates durch sich selbst als souverän betrachtende Nation im 18. und 19. Jahrhundert. Motor dieser Entwicklung, die mit der politischen Entmachtung der die Nationen zerteilenden Fürstentümer einherging, waren die wirtschaftlichen Grossrauminteressen des Bürgertums (Hartfiel/Hillmann 1982: 530).

Der Zentrum-Peripherie-Konflikt und der Staat-Kirche Konflikt der Reformation haben das Grundmuster der nationalen Politik in der zweiten zentralen Phase der Herausbildung von Nationalstaaten, der "demokratischen Revolution", bestimmt (Kriesi 1994: 217). Gemäss der Interpretation von Rokkan stand in dieser Etappe wiederum der Nationalstaat der Kirche gegenüber und führte, je nach Ausgang des ersten Konfliktes zu unterschiedlichen Ergebnissen.

Interessant sind bei der Betrachtungsweise von Lipset/Rokkan, respektive bei der Hervorhebung des Prozesses des "nation building", die implizierte Kausalität und die Dominanz der grossen "autopoetischen" Prozesse. Es stellt sich die Frage, warum es beispielsweise zur Herausbildung von Nationalstaaten gekommen ist. Ein ideengeschichtlicher Ansatz dürfte hier bessere Antworten liefern, insbesondere wenn der Ansatz Ideen nicht einfach sui generis, sondern als bedingt durch soziale und historische Gegebenheiten auffasst. Im Nord-Westen Europas, in Grossbritannien und in Skandinavien, hat sich beispielsweise der entstehende Nationalstaat mit der protestantischen Kirche versöhnt. Die Kirche stand der Bildung des Nationalstaates nicht feindlich gegenüber wie die katholische Kirche im Süden Europas.

Zentrales Element dieser zweiten Etappe des Konfliktes zwischen dem Nationalstaat und der Kirche war die Kontrolle über die öffentliche Bildung. Während in den protestantischen Ländern die nationale Kirche zum "verlängerte Arm" des Staates wurde, hat sich in Süd- und Zentraleuropa die katholische Kirche gestärkt durch die Gegenreformation und verbündet mit der Aristokratie als katholisch-konservative Kraft dem Nationalstaat und den Ideen der Französischen Revolution entgegengestellt (vgl. Kriesi 1994: 216).

Die Bewegung zur Verteidigung der religiösen Vormachtstellung und Werten hat zur Herausbildung einer grossen Zahl von religiösen Organisationen geführt, die von Jugendgruppen und Vereinen bis zu konfessionellen Fernsehstationen führten (Kriesi 1994: 218). Besonders ausgeprägt war diese Entwicklung in den Niederlanden, wo sie unter dem Begriff "Versäu-

lung" bis in die 1960er Jahre die Gesellschaft strukturierte und auch heute noch nicht verschwunden ist.

Während diese beiden ersten Cleavages die Beziehung zwischen Staat und Kirche betrafen und sich auf kulturelle Fragen bezogen, so beziehen sich die beiden anderen Cleavages auf das Verhältnis zwischen den Klassen und auf ihre Beziehung zu den Kräften, die die Herausbildung des Nationalstaates unterstützten (Kriesi 1994: 218).

Die industrielle Revolution führte zum Cleavage zwischen dem Land und der Stadt und konfrontierte die herkömmliche Produktionsweise (Aristokraten und Bauern) mit der neuen, industriellen Produktion (Bourgeoisie). Interessant hier, dass Rokkan keinen Unterschied zwischen Aristokraten und Bauern macht (Kriesi 1994: 219).

Rokkan - so Kriesi (1994: 219) weiter - beschränkt sich in erster Linie auf diese drei Cleavages, weil diese die Unterschiede zwischen den Parteiensystemen in Europa zu erklären vermögen. Was den letzten Cleavage anbelangt, denjenigen zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat, so erklärt dieser vielmehr die Gemeinsamkeiten zwischen den Parteiensystemen. Die russische Revolution hat nichtsdestotrotz die Linke in ein kommunistisches und in ein sozialdemokratisches Lager gespalten.

Lipset und Rokkan kommen zum Schluss, dass mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts (meist nach dem Ersten Weltkrieg) die Herausbildungsprozesse abgeschlossen waren und seitdem in den meisten Fällen ein "Einfrieren" der Parteiensysteme beobachtet werden kann: "... the party systems of the 1960's reflect, with a few but significant exceptions (Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien) the cleavage structures of the 1920's". Rose und Urwin (1970) unterstrichen diesen Befund für die Zeit von 1945 bis 1970 anhand einer komparativen Analyse der Wahlergebnisse in 15 Ländern.

Die Herausbildung von nationalistisch-fremdenfeindlichen Parteien auf der einen Seite und von grünen Parteien auf der anderen Seite sowie das Aufkommen von neuen sozialen Bewegungen haben die Lipset/Rokkan-These weitgehend widerlegt. In der Schweiz scheinen aber zurzeit diese neuen Parteien und Strömungen von SVP und SP aufgenommen zu werden, so dass das Schweizer Parteiensystem wieder besser auf die "eingefrorenen" Cleavages zurückgeführt werden kann. Allerdings haben sich in der Zwischenzeit auch die Parteien verändert, so dass gefragt werden muss, ob sie heute überhaupt noch die ursprünglichen Konfliktdimensionen abbilden. Diese Frage wird uns immer wieder beschäftigen.

Lipset/Rokkan liefern eine Erklärung für die Entstehung der klassischen Parteifamilien, heute sind die Parteiensysteme jedoch in der Regel komplexer. Beyme (1984: 36) nennt in Form einer Erweiterung von Lipset/Rokkan eine für die meisten westlichen Demokratien brauchbare Typologie von Konflikten, welche die Entstehung der Parteiensysteme zu erklären vermag und die zugleich brauchbar ist als Typologie der ideologischen Familien von Parteien.

Schema der Ausdifferenzierung von Parteien (nach Beyme 1984: 36):

1. **Liberalismus** gegen das alte Regime -
2. **- Konservative**
3. **Arbeiterparteien** gegen das bürgerliche System

4. **Agrarparteien** gegen das industrielle System
5. **Regionale Parteien** gegen das zentralistische System
6. **Christliche Parteien** gegen das laizistische System
7. **Kommunistische Parteien** gegen den "Sozialdemokratismus"
8. **Faschistische Parteien** gegen demokratische Systeme
9. **Protestparteien des Kleinbürgertums** gegen das bürokratisch-wohlfahrtsstaatliche System (Poujadismus, Frankreich; Fortschrittspartei, Dänemark)
10. **Ökologische Bewegung** gegen die Wachstumsgesellschaft

Dieses von den Entwicklungstheorien mit ihrer Klassifikation der grossen Konflikte gewonnene Schema liesse ein Zehnparteiensystem für alle Länder vermuten, wenn sich überall, wo dieses Konflikte auftraten, entsprechende Parteien entwickelt und gehalten hätten. Tatsächlich gibt es in keinem Land ein Parteiensystem, das - werden faschistische und populistische Minigruppen nicht mitgezählt, alle zehn Typen umfasst. Finnland kommt vielleicht einem Zehnparteiensystem am nächsten. Auch die Schweiz ist nicht allzu weit davon entfernt. Hierzulande fehlt eine faschistische Partei.

Das Zehnparteienschema erklärt, aufgrund welcher sozialen Konflikte bestimmte Parteien entstanden sind. Schwieriger ist es jedoch zu erklären, warum trotz der Existenz der Konflikte keine entsprechende Partei entsteht. Eine bekannte Frage dieser Art ist, warum es in den USA keine sozialistische Partei von Relevanz gibt. Oder weshalb gibt es im Elsass, wo viele Indikatoren für die Existenz einer ethnischen Sonderheit sprechen, keine regionale Partei?

Das Wahlsystem kann hier keine ausreichenden Erklärungen liefern. Proporzsysteme erleichtern zwar die Parteienzersplitterung, aber in Grossbritannien entstanden die ethnischen Parteien trotz Mehrheitswahlen. Auch der Föderalismus ist keine hinreichende Bedingung. Die Beteiligung an Regionalwahlen kann die Entstehung kleinerer Parteien erleichtern (BRD, Indien, Kanada). Aber auch föderalistische Staaten wie die USA, Australien oder Österreich haben nicht unbedingt eine Parteienproliferation.

1.4.2 Die Herausbildung der Schweizer Parteien

Die politischen Parteien begannen sich in der Schweiz gegen Mitte des 19. Jahrhunderts herauszubilden. Sie entstanden jedoch nicht aus Parlamentsfraktionen oder Wahlkomitees wie in anderen Ländern, sondern direkt als **Organisationen des wahl- und stimmberechtigten Volkes** (Gruner 1977: 25 ff.).

Geteilt sind die Ansichten darüber, wie die Parteigründungen **initiiert** worden sind. Gruner (1977: 25ff.) bezeichnet die Parteien als „**Kinder der Volksrechte**“ und verweist auf die konstitutive oder gar ursächliche Wirkung des allgemeinen Wahlrechts und der ausgedehnten Volksrechte (Referendum). Der Kampf um direktdemokratische Mitwirkungsmöglichkeiten und später Abstimmungskämpfe in verschiedenen Kantonen hatten eigentliche **Massenbewegungen** ausgelöst, aus denen sich die Parteien herausbildeten. In diesem Sinne würde es sich bei der Herausbildung um eine durch die Volksrechte in Gang gesetzte Basismobilisierung handeln, die direkt in Volks- oder Massenparteien mündete, wie sie anderswo erst viel später entstanden sind.

Belegt mit Fallstudien hält dem Jost (1986: 324) entgegen, dass die Parteien aus **bereits existierenden nicht-politischen Gesellschaften und den zahlreichen Zirkeln von Notabeln** hervorgegangen sind. Der eigentliche Auslöser kommt "von oben". Die Massenbewegungen sind lediglich momentane Eruptionen, provoziert und gesteuert durch eine politische Elite, welche sich bereits Ende des 18. Jahrhunderts formiert hatte und mit den verschiedenen Gesellschaften und Zirkeln ein eigentliches Kommunikationssystem herauszubilden vermochte (Jost 1986: 324).

Tatsache ist, dass die Schweizer Parteien auf jeden Fall bereits relativ früh breitere Kreise der Bevölkerung zu erfassen vermochten.

Die Vorstellung, dass sich die politischen Parteien entlang bestimmter Konfliktstrukturen herausgebildet haben, lässt sich auch auf die Schweizer Parteien anwenden. Fagagnini lokalisiert für die Schweiz vier klassische Konfliktlinien, die das Parteiengefüge entscheidend beeinflussen haben (Fagagnini 1988: 124):

- der **Verfassungskonflikt**: liberale gegen konservative Staatsauffassungen;
- der **Staat-Kirche-Konflikt**, bei dem nochmals konservative, vor allem katholische Auffassungen im Kulturkampf auf liberale Opposition stiessen;
- der **soziale Konflikt**, der ein sozialistisches/sozialdemokratisches und ein bürgerliches Lager ausdifferenzierte;
- **regionale (Stadt-Land) Konflikte**, die insbesondere zur selbständigen Vertretung bäuerlicher Interessen führten.

Als damals neue, für das Parteiengefüge relevante Konfliktdimension könnte sich - so Fagagnini weiter - der **ökologische Konflikt** erweisen. Die Entstehung verschiedener grüner Parteien und die Herausbildung der Autopartei als direkten Antagonisten deuteten in diese Richtung. Fagagnini (1988: 125) hegte allerdings gewisse Zweifel an der strukturbildenden Kraft des Öko-Konfliktes. Seiner Meinung nach ist die Umwelt ein öffentliches Gut, an dem alle teilhaben und Schaden nehmen und welches somit nicht konfliktrichtig sein sollte.

Dem ist entgegenzuhalten, dass die Auseinandersetzungen um ökologische Fragen wohl eher Ausdruck und weniger Ursachen einer Konfliktdimension sind, die im Paradigma der Lebensweisen (Raschke 1980), in der Konfrontation von Materialisten und Post-Materialisten (Inglehart 1977) oder von Modernismus und Anti-Modernismus (Brand 1982) ihre Begründung finden.

Es sind die Probleme im Bereich des „Paradigmas der Lebensweisen“, bei denen Gruner/Hertig (1983: 40) in den 1980er Jahren einen gewissen Funktionsverlust der traditionellen Parteien festzustellen glauben. Verschiedene Indikatoren führten zur Annahme, dass hinter dem Engagement für die Umwelt bestimmte Wertvorstellungen stecken, welche auf tiefer greifende Konfliktdimensionen schliessen lassen. Eine generelle Infragestellung der Mobilitätsansprüche (auch auf der Basis des öffentlichen Verkehrs) und das Hinterfragen bestehender Werte (Fortschritt, Wohlstand, usw.) sind nicht zwangsläufig mit Umweltschutzanliegen verbunden und deuten auf ein grundlegendes Kritikpotential hin. Ein zusätzliches Anzeichen für tiefer liegende Ursachen des „ökologischen Konfliktes“ konnte zudem in den Ansätzen zu einer Sammlung verschiedenster Strömungen aus der linken Hälfte des politischen Spektrums im grünen Bündnis (GBS) gefunden werden. Heute ist im Hinblick auf die struk-

turbulente Kraft des Umweltkonfliktes weniger zu spüren. Grosse Teile des "post-modernen" und ökologischen Potentials hat innerhalb der SP eine neue Heimat gefunden.

1.5 DAS SCHWEIZER PARTEIENSYSTEM²

Zwei Aspekte des Schweizer Parteiensystems gilt es - vor allem auch im internationalen Vergleich - besonders hervorzuheben: Es sind dies die Vielzahl von Parteien und die vergleichsweise grosse Stabilität, was die Kräfteverhältnisse anbelangt. Das Zusammentreffen dieser beiden Merkmale ist von grossem Interesse, weil die Parteienforschung vor dem Hintergrund der Erfahrungen Deutschlands in der Weimarer Republik, der Vierten Republik in Frankreich und Italiens in der Nachkriegszeit Mehrparteiensysteme im Gegensatz zu Zweiparteiensystemen vom Typ Grossbritanniens lange Zeit als tendenziell instabil betrachtet hat (vgl. Mair 1990: 18).

1.5.1 Vielzahl von Parteien

Charakteristisch für die Schweiz ist die grosse Zahl der Parteien. Anlässlich der Nationalratswahlen 1995 wurden mit FDP, CVP, SVP, SPS, LPS, CSP, GPS, GBS, LdU, EVP, PdA, FRAP, EDU, FPS, SD und Lega nicht weniger als 16 Parteien in den Nationalrat gewählt, 1999 waren es nach dem Ausscheiden von FRAP und FPS immerhin noch 14. Nach den ersten Proporzahlen 1919 waren es, abgesehen von den 7 Sitzen einiger Splittergruppen, lediglich die sechs Parteien FDP, CVP, SVP, SPS, LPS und EVP (vgl. Bundesamt für Statistik 1989: 89). Zu dieser "horizontalen Fragmentierung" gesellt sich zudem eine ausgeprägte Segmentierung auf der vertikalen Dimension, in den Kantonen und Gemeinden.

In den 26 Kantonen bestehen zurzeit über 180 kantonale Parteien. Dabei handelt es sich zwar vorwiegend um Sektionen nationaler Parteien, sie operieren jedoch meist relativ unabhängig von ihrer Bundespartei und lassen sich teilweise nur schwer auf eine gemeinsame politische Linie verpflichten, was nicht selten zu Abstimmungsparolen führt, die von der Bundespartei abweichen. Die Analysen der nationalen Abstimmungen zwischen 1970 und 1987 von Hug (1994: 91) zeigen beispielsweise, dass es unter den vier Bundesratsparteien bei der SP am wenigsten oft zu umstrittenen Abstimmungsparolen kommt, welche die Kantonalparteien zur Herausgabe von abweichenden Parolen veranlassen und dass die kleineren Parteien geschlossener auftreten. Auch ist nicht für alle kantonalen Parteien die Politik auf nationaler Ebene gleichermassen zugänglich und bedeutungsvoll. Zahlreiche von ihnen sind zwar einer nationalen Parteiorganisation angeschlossen, haben jedoch aufgrund ihrer Wählerstärke und der ihrem Kanton zustehenden Zahl an Sitzen kaum Aussichten, einen Sitz im Nationalrat zu gewinnen oder innerhalb der nationalen Partei anteilmässig eine wichtige Rolle zu spielen.

Auf Gemeindeebene bestehen zudem gegen 6000 lokale Parteiorganisationen (vgl. Ladner 1991: 132). Rund 70 Prozent sind Lokalsektionen der vier Bundesratsparteien, knapp 15 Prozent sind Sektionen von anderen Parteien, die auch auf nationaler Ebene vertreten sind, und

² Die folgenden Passagen beruhen auf Ladner, Andreas (1999). Das Schweizer Parteiensystem und seine Parteien. in: Klöti, Ulrich et al. (Hrsg.) Handbuch der Schweizer Politik. Zürich: NZZ. S. 213-260.

bei den restlichen 15 Prozent handelt es sich um Wähler- und Bürgervereinigungen, Orts- und Gemeindevereine, grün-alternative Gruppierungen und Parteien regionaler Bedeutung. Bei den überlokal organisierten Parteien gilt, analog zum Verhältnis Kantonalparteien-nationale Partei, dass die Beziehungen zur Kantonalpartei nicht allzu eng sind und dass sich die Gruppierungen keinesfalls lediglich als Filialen der Kantonalparteien verstehen.³

Ursächlich für diese grosse Fragmentierung und Segmentierung des Schweizer Parteiensystems sind strukturelle und kulturelle Charakteristiken des Landes sowie Eigenheiten des politischen Systems:

- Aufgrund der grossen sprachregionalen und konfessionellen sowie ganz allgemein sozialen und kulturellen **Heterogenität** ist ein ausdifferenziertes System von Parteien entstanden. Es kann als grosse Integrationsleistung gewertet werden, dass sich das Parteiensystem nicht noch zusätzlich entlang den sprachlichen Cleavages organisiert hat.⁴ Zwar vermochten die Parteien mit Ausnahme von FDP, CVP und SP nicht in gleichem Masse in allen Sprachregionen Fuss zu fassen, es gibt jedoch keine Parteiströmung, die organisatorisch etwa in eine französisch- und eine deutschsprachige Partei getrennt ist.⁵
- Die staatliche Dezentralisierung, insbesondere der **Föderalismus** und die **Gemeindeautonomie**, stärkt die Bedeutung und vergrössert die Verschiedenartigkeit der politischen Systeme auf subnationaler Ebene. Entsprechend haben sich in den Kantonen und Gemeinden eigenständige, den lokalen Verhältnissen Rechnung tragende Parteiensysteme herausgebildet.
- Für die Gestalt und Zusammensetzung des Parteiensystems von grosser Bedeutung ist weiter das Wahlsystem. Im Gegensatz zum Majorzverfahren garantiert das **Proporzwahlverfahren** nicht nur eine bessere Berücksichtigung der politischen Kräfteverhältnisse, sondern erhöht auch die Zugangschancen für kleinere Parteien und fördert damit die Entstehung neuer Parteien.⁶ Empirisch lässt sich der Einfluss des Wahlverfahrens auf die Zahl der politischen Gruppierungen vor allem auf Gemeindeebene belegen. In Gemeinden, in denen das Proporzwahlverfahren zu Anwendung kommt, sind in der Regel mehr politische Gruppierungen organisiert (vgl. Ladner 1991: 169 ff.).⁷
- Das System der **direkten Demokratie** hat viel zur frühen Herausbildung der politischen Parteien in der Schweiz beigetragen (vgl. Gruner 1977: 25ff.). Heute noch fördert die direkte Demokratie vor allem die kleineren Parteien, sei es dadurch, dass sie direkt zur For-

³ Zum komplexen Verhältnis zwischen den Lokalsektionen und der Kantonalpartei vgl. Geser et al. (1994: 341 ff.).

⁴ In Belgien hat sich demgegenüber in den 1960er Jahren ein sprachlich segmentiertes Parteiensystem herausgebildet (Deschouwer 1994), und auch Kanada kennt eine sprachliche Segmentierung.

⁵ Etwas anders sieht es in den zweisprachigen Kantonen Freiburg, Wallis und auch Bern aus, wo es teilweise deutsch- und französischsprachige Sektionen von FDP, CVP und SP gibt.

⁶ Wie in zahlreichen Ländern Europas (vgl. Nohlen 1990: 247) wurde das Proporzwahlverfahren in der Schweiz 1919, nach dem ersten Weltkrieg, eingeführt. Auf kantonaler Ebene geschah dies teilweise schon wesentlich früher (vgl. Lutz et al. 1998).

⁷ Dieser Zusammenhang gilt jedoch vor allem für die kleineren Gemeinden, in grösseren Gemeinden sind genügend andere Faktoren (heterogenere Bevölkerungszusammensetzung, grössere Zahl an zu besetzenden politischen Ämtern, Gemeindeparlament, verstärkte Politisierung durch Medienöffentlichkeit) wirksam, welche die Herausbildung von Parteien fördern.

Formierung von neuen Parteien beiträgt, sei es dadurch, dass die Überlebenschancen kleinerer Parteien verbessert werden. Aber auch die grossen bürgerlichen Parteien sind mit der Zeit dazu übergegangen, direktdemokratische Instrumente zu benützen.⁸

Die Zahl der Parteien alleine ist für das Ausmass der Fragmentierung eines Parteiensystems nicht besonders aussagekräftig, werden dabei doch Bedeutung und Stärke der einzelnen Parteien nicht berücksichtigt. Entscheidend ist die "**Zahl der Parteien, die zählen**" (Kriesi 1995: 133, Kerr 1987: 117). Gemäss Sartori (1976) hat eine Partei, die zählt, entweder eine Stellung, die es ihr erlaubt, in eine **Regierungskoalition aufgenommen** zu werden, oder sie ist zumindest ausreichend stark, um bei Regierungsentscheiden eine **Veto-Position** einnehmen zu können. Aufgrund des ersten Kriteriums zählen in der Schweiz die vier Bundesratsparteien FDP, CVP, SPS und SVP. Sartori ordnete seinerzeit auch noch den LdU wegen seiner relativen Stärke als Oppositionspartei den "zählenden" Parteien zu. Zeitweise konnten aufgrund der relativen Stärke als Oppositionspartei auch die Grünen und die Freie Partei zu diesen Parteien gezählt werden. Der LdU gehört heute nicht mehr dazu.

Die Verhältnisse sind in der Schweiz jedoch komplizierter: In den **Kantonen und Gemeinden** ist eine ganze Reihe von anderen Parteien (z. B LPS, LdU, EVP, GPS, PdA, SGA) stark genug, um einen Regierungssitz zu gewinnen. Darüber hinaus ermöglicht die **direkte Demokratie** auch kleinen und kleinsten Oppositionsparteien, eine Veto-Rolle zu spielen, respektive einen signifikanten Input ins politische System zu liefern, welcher ihren Wähleranteil bei weitem übersteigt.⁹

In international vergleichenden Studien wird zur Bestimmung der Zahl der Parteien der auf dem Rae-Index (Rae 1967: 53 ff.) basierende und von Laakso/Taagepera (1979) weiterentwickelte Index, "the effective number of parties" verwendet. Dieser Index berücksichtigt die Stärke der Parteien so, dass kleinere Parteien weniger ins Gewicht fallen. Der Blick über die Grenze zeigt, dass die Schweiz für die Zeit von 1948 bis 1995 mit einem Durchschnittswert von 5.9 zu den Ländern mit der grössten effektiven Zahl an Parteien gehört. Auf Werte unter 3 kommen für dieselbe Zeitspanne Deutschland, England, Österreich und Malta, sowie Australien, Neuseeland und die USA. Auf Werte über 5 kommen die Niederlande, Belgien, Frankreich, Finnland und die Schweiz. Höhere Werte als die Schweiz hat lediglich Belgien seit Beginn der 1980er Jahre.

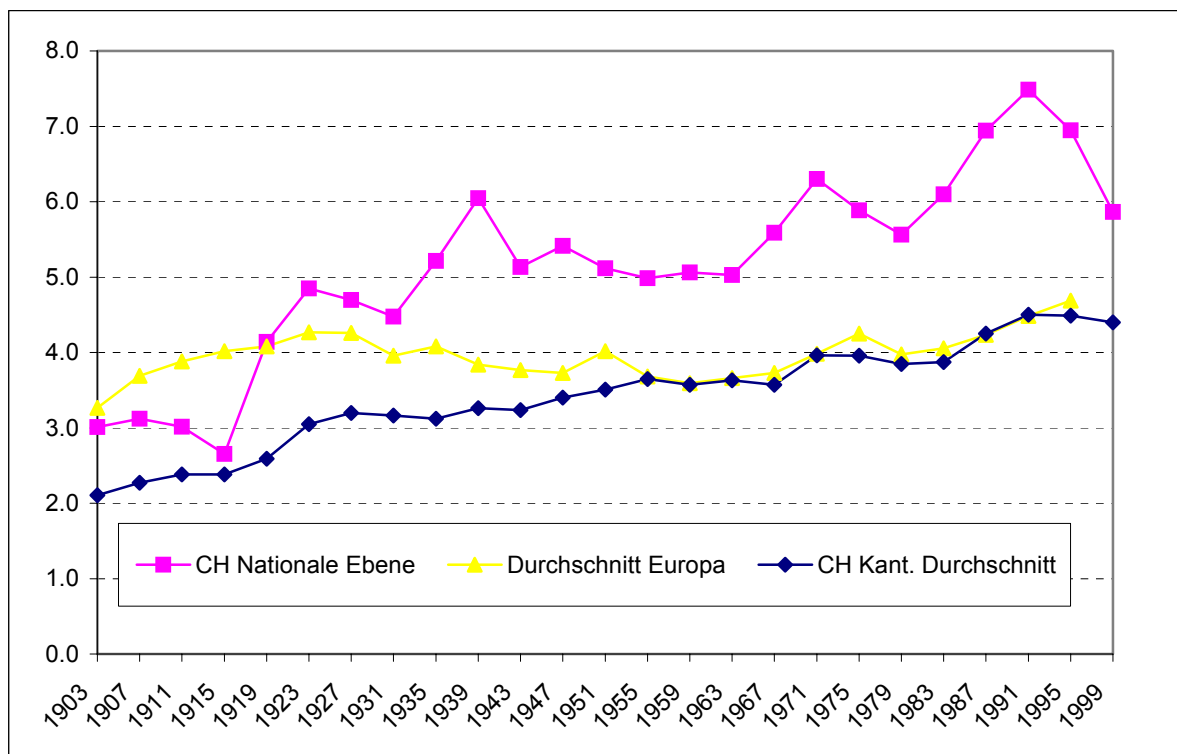
Aus **Figur 1** geht hervor, dass sich in der Entwicklung der effektiven Zahl der Parteien durchaus Parallelen zu anderen europäischen Ländern ergeben. Die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg ist geprägt durch einen ersten Anstieg, der etwa Mitte der 1960er Jahre einzusetzen beginnt, einen Rückgang in den 1970er Jahren und einen erneuten Anstieg in den 1980er Jahren. Besonders auffallend für die Schweiz sind der starke Anstieg 1919, der auf die Einführung des Proporzwahlverfahrens zurückzuführen ist, und die verhältnismässige starke Zunahme vor dem Zweiten Weltkrieg. Eine Abweichung von der internationalen Entwicklung

⁸ Die FDP reichte ihre erste im Alleingang realisierte Volksinitiative "für eine ehe- und familiengerechte Bundessteuer" 1987 ein. Die erste Initiative der SVP auf nationaler Ebene "gegen illegale Einwanderung" kam 1993 zustande. Allerdings dauerte es auch bei der GPS relativ lange, bis es zur Lancierung einer nationalen Initiative kam. Ihre "Tandem-Initiative" für eine flexibles Rentenalter ab 62 und Steuern auf nicht erneuerbarer Energie kam erst 1996 zustande.

⁹ Den arbeitsfreien 1. August verdankt die Schweiz beispielsweise der erfolgreichen Initiative der Schweizer Demokraten (SD) im Jahr 1993

findet sich schliesslich im markanten Rückgang seit den Nationalratswahlen 1991. 1995 betrug die Zahl der effektiven Parteien auf nationaler Ebene noch 5.9.

Figur 1: Entwicklung der effektive Zahl der Parteien seit 1919: Die Schweiz im europäischen Vergleich



Quelle: eigene Berechnungen aufgrund der Daten in Mackie/Rose 1991 und 1997 sowie im European Journal of Political Research, Vol. 30, No. 3-4. Der Mittelwert bezieht sich auf die Länder Belgien, Dänemark, BRD-Deutschland, Finnland, Frankreich, Grossbritannien, Griechenland, Irland, Island, Italien, Luxemburg, Malta, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweden, Schweiz und Spanien.

Neben der Zahl der Parteien beinhaltet die nicht unumstrittene¹⁰, aber noch immer die Parteienforschung dominierende Typologie der Parteiensysteme von Sartori (1976) auch qualitative Kriterien. Es sind dies die ideologische Distanz zwischen den Parteien und die Frage, ob im Parteienwettbewerb die "politische Mitte" oder die "Extreme" angestrebt werden, d. h. ob eine zentrifugale oder eine zentripetale Wettbewerbsstruktur die Parteienkonkurrenz dominiert. Dieses Kriterium kann sich in seiner Anwendung als nicht unproblematisch erweisen. Der Parteienwettbewerb im Schweizer Mehrparteiensystem tendiert je nach Zeitpunkt und Partei in die Mitte oder zu den Extremen. Da jedoch starke Anti-System-Parteien fehlen, stellt das Schweizer Parteiensystem - zumindest auf nationaler Ebene - ein Beispiel für einen "moderaten Pluralismus" dar.¹¹

¹⁰ Für eine kritische Auseinandersetzung mit Sartoris Typologie vergleiche z. B. Reif (1984: 147 ff.), Gross/Siegelmann (1984: 478, Fn 1) und Ware (1996: 168 ff.)

¹¹ Unterschiedlich präsentiert sich demgegenüber die Situation in den Kantonen. Wo sich wie in den Inner-schweizer Kantonen UR, OW und NW in erster Linie CVP und FDP gegenüberstehen, dort ist der politische Raum relativ eng, dort, wo eine PdA oder eine grün-alternative Partei auf der einen und eine Freiheits-

Das Messen der "räumlichen Entfernungen" der Parteien innerhalb eines Parteiensystems ist sowohl methodisch wie auch empirisch anspruchsvoll. Abgesehen davon, dass der politische Raum in Realität mehrdimensional ist und sich nicht lediglich auf die Links-rechts-Dimension reduzieren lässt,¹² stellt sich auch die Frage, wo und auf welchem Niveau gemessen werden soll. Üblich sind Befragungen von Wählern (VOX-Analysen der Nationalratswahlen, Farago 1996, Hirter 2000) oder Mitgliedern und von Parteioxponenten (Sciarini et al. 1994) oder Experten (vgl. z. B. Huber/Inglehart 1995) sowie die Analyse von Wahl- und Parteiprogrammen (Brändle 1997, Klingemann 1995: 189 ff.). Die in der internationalen Parteienforschung gebräuchlichsten Masszahlen beschränken sich jedoch häufig auf die Links-rechts-Dimension, da diese trotz allem eine sehr gute Vereinfachung der politischen Differenzen liefert.

Tabelle 1 zeigt die Verortung der Schweizer Parteien auf den verschiedenen Ebenen und stellt Vergleiche zu internationalen Ergebnissen an. Auffallend ist dabei, dass von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Rangfolge der Parteien auf der Links-rechts-Achse gewahrt bleibt. Von den Bundesratsparteien positioniert sich die SP klar auf der linken Seite, die bürgerlichen Parteien CVP, FDP und SVP auf der rechten Seite des Spektrums. Bemerkenswert ist weiter, dass die Distanz zwischen der SP und der ihr am nächsten stehenden Partei im bürgerlichen Lager deutlich grösser ist, als die Distanz zwischen den Extremen im bürgerlichen Lager. In politischen Blöcken gesprochen ist die Struktur des Schweizer Parteiensystems klar bipolar.¹³

Weiter zeigt sich, dass die Wählerschaft eher in der Mitte des politischen Spektrums angesiedelt ist, während die Parteien in der Regel extremere Positionen einnehmen. So liegen etwa die bürgerlichen Parteien nach Einschätzung der Lokalparteipräsidenten auf allen drei Ebenen rechts von ihren Wählern, während die SP-Organisationen links von ihrer Wählerschaft eingestuft werden. Einzige Ausnahme im bürgerlichen Lager bilden die Selbsteinschätzungen der CVP-Kantonalparteipräsidenten. Es lässt sich vermuten, dass sich hier der programmatische Weg der CVP-Führung ins Zentrum widerspiegelt, während die Basis nach wie vor stärker nach rechts tendiert.

partei oder die Schweizer Demokraten auf der anderen Seite existieren, ist das politische Spektrum viel breiter. Kantone mit polarisierten Parteiensystemen sind GE, ZH, BE, BS, BL und NE.

¹² Als Alternativen würden sich auch andere Dimensionen wie z. B. grün vs. anti-grün, Materialismus vs. Postmaterialismus, Gemeinschaft vs. Gesellschaft respektive die Einstellung zu konkreten politischen Sachfragen anbieten.

¹³ Dies widerspricht der These von der "neuen Tripolarität" des Schweizer Parteiensystems (vgl. Longchamp et al. 1995), die im Umfeld der Nationalratswahlen 1995 vorgebracht wurde.

Tabelle 1: Verschiedene Versuche der Links-rechts-Verortung der Schweizer Parteien und ein internationaler Vergleich

Einschätzung durch:	PdA	SP	GPS	LdU	EVP	CSP	CVP	FDP	SVP	LPS	SD	FPS
Lokalparteipräsidenten 1)												
eigene Lokalpartei	1.4	3.3	3.3	4.8	5.5	5.6	6.3	6.9	7.0	8.0		
eigene Kantonalpartei	1.3	3.2	3.5	4.9	5.2	6.0	6.5	7.2	7.3	8.2		
eigene nationale Partei	1.4	3.2	3.7	4.4	5.3	6.2	6.4	7.5	7.2	8.3		
Kantonalparteipräsident. 2)												
eigene Kantonalpartei	1.0	2.6	2.3	4.6	4.7		5.4	6.8	7.3	6.8	7.8	8.4
eigene nationale Partei	1.0	2.6	3.2	5.2	5.9		5.4	6.8	7.7	7.6	7.6	8.2
mittlere Parteikader 3)												
eigene nationale Partei		2.9	3.8				5.7	6.4	6.5	7.7		
Wähler/Anhänger												
Schweiz 1995 4a)		3.8	3.4				5.8	6.1	6.8	7.1		
Schweiz 1999 4b)		3.1					5.7	6.1	6.7			
internat. Vergleich 5)	2.8	4.2					6.6	6.1	7.0			
Wahlprogramme												
Schweiz 6)		4.3	4.2				5.5	6.1	7.0			
internat. Vergleich 7)	3.3	4.0					4.8	5.4	5.9			
Experten												
Schweiz 8)		2.6					4.4	6.0	6.3			

1) Lokalparteipräsidentenbefragung 1990 (vgl. Geser et al. 1994)

2) Kantonalparteipräsidentenbefragung 1997 (NF-Projekt Ladner/Brändle)

3) Untersuchung der mittleren Parteikader 1988 und 1989 (Sciarini et al. 1994: 110)

4a) Analyse der Nationalratswahlen 1995, Klöti (1998)

4b) Selects. Analyse der Nationalratswahlen 1999, Hirter (2000:23)

5) Klingemann (1995: 194); Zeitraum: 1970er und 1980er Jahre

6) Brändle (1997); Zeitraum: letzten 50 Jahre, eigene Berechnungen gemäss Klingemann (1995 Fn. 7)

7) Klingemann (1995: 189)

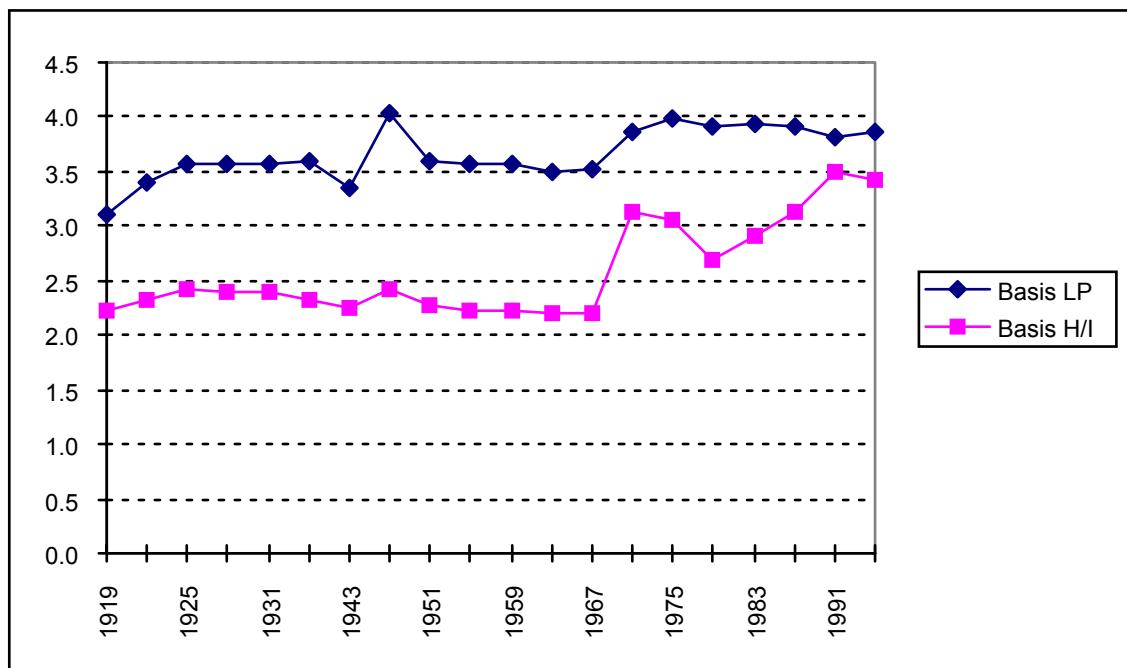
8) Huber/Inglehart (1995)

Was die Wahlprogramme anbelangt, so decken sich diese bei SP und FDP ziemlich genau mit der Einschätzung der Wählerschaft. Auch die CVP tendiert eher in die Mitte, so dass diesbezüglich von einem zentripetalen Wettbewerb gesprochen werden könnte. Die SVP versucht sich demgegenüber zentrifugal zu positionieren und liegt mit ihren Wahlprogrammen rechts von ihren Wählern. Auffallend im internationalen Vergleich ist schliesslich, dass sich die FDP-Wähler in der Schweiz rechts von den CVP-Wählern einstufen, während international

gesehen - gemäss Klingemann (1995: 194) - die Liberalen links von den Christdemokraten zu liegen kommen.

Was die **Polarisierung** des Schweizer Parteiensystems betrifft, so zeigen die von Lane/Ersson (1994: 185) berechneten Daten für die europäischen Länder, dass das Schweizer Parteiensystem im internationalen Vergleich unterdurchschnittlich polarisiert ist. Im Durchschnitt der 16 untersuchten europäischen Länder ergibt sich nach einer Phase des Rückgangs Mitte der 1950er bis Mitte der 1960er Jahre eine kontinuierliche Zunahme der Polarisierung. Die Detailanalyse für die Schweiz macht aber auch deutlich, dass eine solche Analyse methodisch nicht ganz unproblematisch ist. Je nachdem, wie die politischen Parteien auf der Rechts-links-Achse verortet wurden, kommt es zu einem unterschiedlichen Verlauf der Kurve (vgl. **Figur 2**). Stützt man die Berechnungen auf die Einschätzung der Experten ab (Huber/Inglehart 1995), folgt nach einer Phase des Rückgangs seit Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Etablierung der Zauberformel ein markanter Anstieg Ende der 1960er Jahre. In der wirtschaftlichen Krisenzeit der 1970er Jahre geht die Polarisierung zurück, nimmt in den 1980er Jahre wieder zu, um sich dann mit dem Einsetzen einer erneuten wirtschaftlichen Krise zu stabilisieren. Weniger spektakulär ist der Verlauf der Kurve, wenn man sich auf die Links-rechts-Verortung der nationalen Parteien aus Sicht der lokalen Parteipräsidenten abstützt. Auch hier zeigt sich eine Zunahme der Polarisierung seit Mitte der 1960er Jahre, die jedoch seit Mitte der 1970er Jahre wieder abnimmt.

Figur 2: Polarisierung des Schweizer Parteiensystems



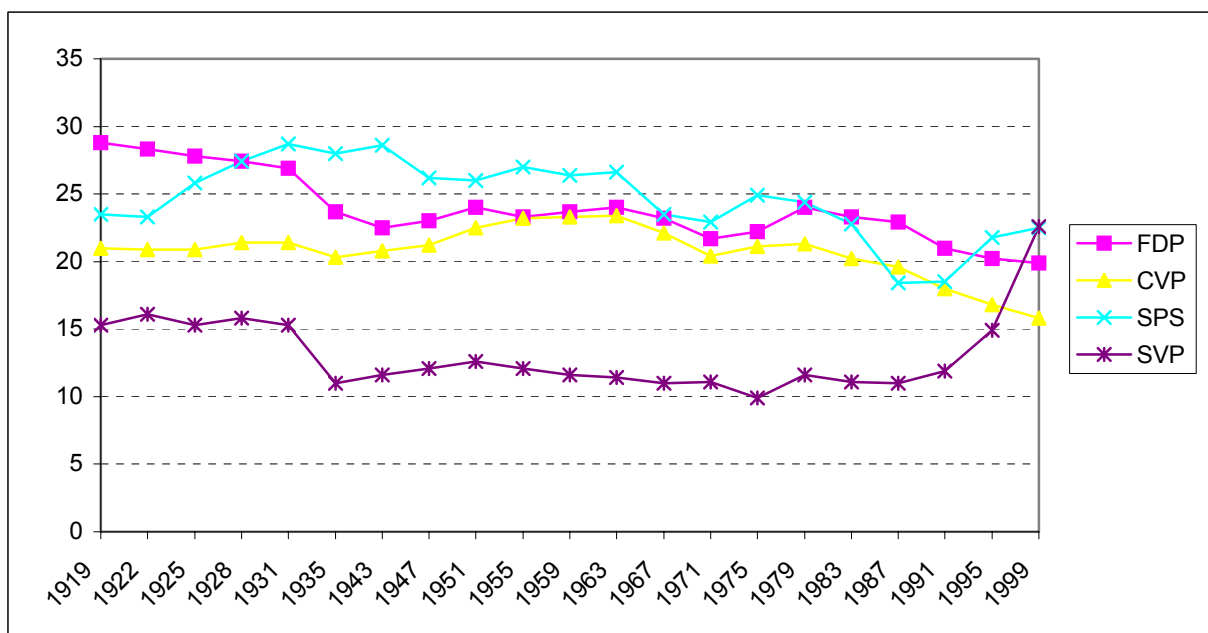
LP: Basis Links-rechts-Verortung der nationalen Partei aus Sicht der Lokalparteipräsidenten.
H/I: Basis Links-rechts-Verortung der Experten (Huber/Inglehart 1995).

1.5.2 Grosse Stabilität

Vor dem Hintergrund der Vielzahl an Parteien sind - zumindest bis ins Jahr 1995 - die ausgesprochen stabilen Wählerstimmen- und Sitzanteile der einzelnen Parteien erstaunlich. Die **Figur 3** zugrunde liegenden Zahlen zeigen, dass die Differenz zwischen dem besten und dem schlechtesten Ergebnis von SVP und CVP seit der Einführung des Proporzwahlsystems bis ins Jahr 1995 weniger als 7 Prozentpunkte beträgt. Bei der FDP liegt sie bei knapp 9 Punkten, und einzig die SP übersteigt die 10 Prozentmarke. Auffallend bei der FDP ist der markante Einbruch nach der Einführung der Proporzwahlen, der bis und mit 1939 anhielt. Auch bei der SVP fand der Rückgang auf gegen 10 Prozent in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg statt. Erst mit den 1991er und vor allem mit den 1995er Wahlen vermochte sie sich wieder auf 15 Prozent zu steigern. Auffallend bei der CVP ist, dass der Trend seit 1963 und in besonderem Masse seit 1979 klar nach unten zeigt. Die SP hat schliesslich mit der SVP gemein, dass sie seit den letzten Wahlen wieder zu den Gewinnern zählt. Auffallend bei ihr ist jedoch das Absinken unter die 25 Prozentmarke vor und unmittelbar nach den 1968er-Ereignissen sowie das

Zurückfallen unter die 20 Prozentmarke in den relativ stark durch ökologische Fragen beeinflussten 1987er- und 1991er-Wahlen. Die 1999er Wahlen haben nun aber zu einer für Schweizer Verhältnisse dramatischen Verschiebung der Wählerstimmenanteile geführt. Die SVP wurde mit 22.6 Prozent zur stärksten und die CVP mit 15.8 Prozent zur schwächsten Partei.

Figur 3: Wählerstimmenanteile der Bundesratsparteien: Nationalratswahlen 1919-1999



Wenngleich die Stimmenanteile des "Regierungslagers" in der Zeit von 1919 bis 1991 von gegen 90 Prozent auf etwas über 70 Prozent abgesunken ist, so gibt es auch seit den 1960er Jahren keine weitere Partei, die sich aufgrund ihrer Wählerstimmenstärke als Bundesratspar-

tei aufgedrängt hätte.¹⁴ Mit den Nationalratswahlen 1999 ist der Wählerstimmenanteil der Bundesratsparteien wieder auf 80 Prozent angestiegen. Nach den Nationalratswahlen 1995 ist - abgesehen von den Stimmen, die eine Umwandlung des bestehenden Konkordanzsystems in ein wettbewerbsorientierteres Regierungsmodell fordern - kaum mehr die Rede davon, dass eine neue Partei in die Regierungsverantwortung einbezogen werden müsste. Diese Zahlen dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass in einzelnen Kantonen die kleineren Parteien eine deutlich grössere Rolle spielen. Neu ist, dass seit 1999 die SVP, welche die CVP deutlich überholt hat, einen zweiten Sitz im Bundesrat fordert.

Verantwortlich für die grosse Stabilität ist das **Konkordanzprinzip**, welches mit seiner seit 1959 existierenden Zauberformel den grossen Parteien eine kontinuierliche Regierungsbeteiligung sichert und zu einer kartellartigen Blockierung des politischen Wettbewerbes geführt hat. Auch in zahlreichen Kantonen und Gemeinden haben sich teilweise schon viel früher solche Zauberformeln etabliert. Ein weiterer Grund dafür, dass es neben den Bundesratsparteien keiner Partei gelungen ist, sich in demselben Masse zu etablieren, dürfte in der fehlenden und nur mit sehr grossem Aufwand zu realisierenden **Verankerung in den Gemeinden** liegen (vgl. Ladner 1997). Lokalsektionen sind auf der einen Seite ein wertvolles Rekrutierungsfeld für die verschiedenen Aufgaben und Ämter auf höherer politischer Ebene, und auf der anderen Seite stellen sie wichtige Parteibindungen her. In jüngster Zeit machen sich diesbezüglich jedoch Erosionstendenzen bemerkbar: Die Zahl der Parteivertreter in den kommunalen Exekutiven geht zurück, und es entstehen vermehrt Bürger- und Wählervereinigungen (vgl. Ladner 1996).

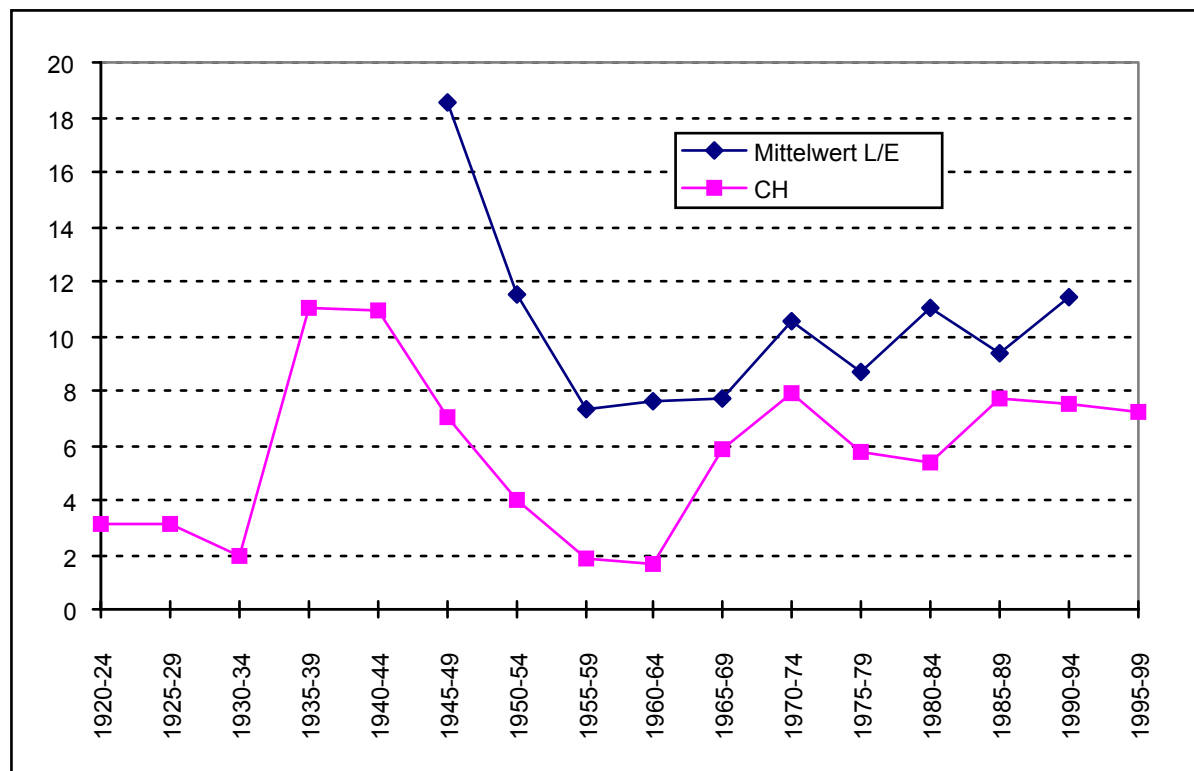
Die Stabilität eines Parteiensystems wird in international vergleichenden Studien mit der **aggregierten Volatilität** von Pedersen (1979) gemessen. Die aggregierte Volatilität misst die Verschiebung der Wählerstimmenanteile zwischen zwei Wahlgängen. **Figur 4** zeigt die Entwicklung der Volatilität auf nationaler Ebene seit den 1920er Jahren und erlaubt es, für die Nachkriegszeit einen Vergleich mit anderen europäischen Ländern anzustellen.

Praktisch für alle europäischen Länder zeigt sich, wie der Zweite Weltkrieg das "normale" Gleichgewicht der Parteiensysteme durcheinander gebracht hat. Die Wähler mussten sich zuerst neu orientieren, was zu einer hohen Volatilität führte (Lane/Ersson 1994: 189). Die 1950er Jahre sind demgegenüber geprägt von festeren Parteibindungen. In den späteren 1960er Jahren steigt die Volatilität wieder an, und seither lösen sich Phasen mit starken und solche mit schwächeren Verschiebungen der Wählerstimmenanteile ab.¹⁵

¹⁴ Der **Landesring** kam 1967 mit 9.1 Prozent bis auf 1.9 Prozentpunkte an die SVP heran. 1971 wuchs die Differenz jedoch wieder auf 3.5 und 1975 auf 3.8 Prozentpunkte an. Heute liegt der Landesring unter der 2 Prozentgrenze. Die **Nationale Aktion** (3.2 Prozent) zusammen mit den **Republikanern** (4.3 Prozent) lagen 1971 3.6 und 1975 4.4 Prozentpunkte hinter der SVP zurück. In beiden Fällen schnitt der Landesring jedoch noch besser ab. Auch die **Grünen**, die nach den Wahlen 1991, an denen sie mit 6.1 Prozent bis auf 5.8 Prozentpunkte an die SVP herankamen, laut über einen Sitz im Bundesrat nachzudenken begannen, waren noch weit von der stimmenschwächsten Bundesratspartei entfernt. Der ehemaligen Autopartei und heutigen **Freiheitspartei** gelang es lediglich 1991 die 5-Prozentgrenze zu übersteigen.

¹⁵ Problematisch bei solchen Durchschnittswerten, wie sie hier für die europäischen Länder präsentiert werden, ist, dass nur die grossen Linien interpretiert werden können. Auch wenn in den einzelnen Ländern die gleichen Entwicklungen ablaufen (würden), so finden diese nicht gleichzeitig statt, so dass die Kurve "geglättet" wird.

Figur 4: Aggregierte Volatilität: Die Schweiz im europäischen Vergleich



L/E: Mittelwert berechnet für die bei Lane/Ersson (1994: 189) aufgeführten 16 Länder Österreich, Belgien, Dänemark, BRD, Finnland, Frankreich, Griechenland, Irland, Italien, Niederlande, Norwegen, Portugal, Spanien, Schweden, Schweiz und Grossbritannien sowie eigene Berechnungen für die Wahlperiode 1990-1994. CH: Für die Schweiz eigene Berechnungen aufgrund der Angaben des Bundesamts für Statistik.

Der Durchschnittswert der Volatilität für die Zeit seit 1945 liegt in der Schweiz bei 5.4. Andere Länder mit sehr tiefer Volatilität sind Österreich, Schweden und Grossbritannien, Länder mit hoher Volatilität sind demgegenüber die "neuen Demokratien" Griechenland, Spanien und Portugal sowie Frankreich und Dänemark. Widerlegen lässt sich mit diesen Zahlen weiter die Vorstellung, dass in den letzten Jahren die politischen Verhältnisse deutlich instabiler geworden sind als früher. Dies mag im Vergleich zu den "ruhigen" 1950er Jahren, die letztlich auch zur Zauberformel geführt haben, zutreffen, nicht aber für die Wahlen vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg.¹⁶ Eine grössere Dynamik erfährt das Schweizer Parteiensystem in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Von der "Überfremdungsfrage", der Vertrauenskrise in die politischen Eliten und den Forderungen der 1968er-Bewegungen profitieren die NA und die Republikaner, der LdU und die Parteien der äusseren Linken. Mit dem Ein-

¹⁶ 1935 erlitten FDP (- 3.2 %) und SVP (- 4.3 %) grosse Verluste, während der LdU (+ 4.1 %), die Jungbauern (+ 3.1 %) und die Frontisten (+ 1.5 %) Gewinne erzielten. 1939 fanden in vielen Kantonen stille Wahlen statt, so dass die Stimmenverschiebungen mit einem "strukturellen Fehler" behaftet sind. Zu den Verlierern gehörten FDP (- 3 %), CVP (- 3.3 %) und SP (- 2.1 %), zu den Gewinnern SVP (+ 3.8 %) und LdU (+ 2.9 %). 1943 wurden, was die vier grossen Parteien anbelangt, die durch die stillen Wahlen bedingten Verzerrungen wieder bereinigt. Dazu kommen die durch das Verbot bedingten Verluste der Kommunistischen Partei (- 2.6 %). 1947 stehen Gewinne der neugegründeten PdA (+ 5.1 %) Verlusten bei SP (-2.4 %) und bei den Jungbauern (- 2.1 %) gegenüber.

setzen der Wirtschaftskrise in den 1970er Jahren beruhigt sich die Situation. Erst durch das Entstehen der Grünen und der Autopartei kommt es wieder zu einer Belebung. In den letzten 10 Jahren ist die Volatilität auf etwas höherem Niveau stabil geblieben.

1.5.3 Das Schweizer Parteiensystem im Wandel?

Das Schweizer Parteiensystem ist nicht nur ein Beispiel dafür, dass auch in Mehrparteiensystemen die politischen Verhältnisse stabil sein können, es kann - zumindest auf den ersten Blick - auch als Beleg für die von Lipset/Rokkan (1967) aufgestellte "Frozen Party System-These" angeführt werden. Lipset/Rokkan stellten in den 1960er Jahren fest, dass die westeuropäischen Parteiensystemen von wenigen, allerdings wichtigen Ausnahmen abgesehen, die zentralen Konfliktdimensionen bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zu Beginn des Jahrhunderts abbilden.¹⁷

In der Schweiz hat sich im und ums Parteiensystem in der Zeit nach den 1960er Jahren einiges verändert. Den traditionellen Parteien ist Konkurrenz durch wieder erstarkte (LdU) oder neue Parteien (NA, POCH, SAP, GPS, GBS und AP) erwachsen. Neue soziale Bewegungen (AKW-, Frauen-, Jugend-, Friedens- und Ökologie-Bewegung) betraten die politische Bühne, sorgten für beträchtliches Aufsehen und brachten mit ihren unkonventionellen Partizipationsformen eine gewisse Unruhe in die eingespielten politischen Verfahren. Neue Formen der Interessenwahrnehmung entstehen dann, wenn es den dominierenden Parteien nicht gelingt, die sich wandelnden Bedürfnisse und Ansprüche aufzunehmen. In den 1990er Jahren scheint es einem Teil der etablierten Parteien gelungen zu sein, die Forderungen der "oppositionellen" Gruppierungen zu integrieren und ihnen ihre existentielle Grundlage zu entziehen. Neue soziale Bewegungen und kleinere Parteien haben an Bedeutung verloren.

Es stellt sich allerdings die Frage, wie weit von der über die Wahlerfolge bestimmte Stabilität auf eine allgemeine Stabilität des Parteiensystems und damit auf eine Stabilität der die Gesellschaft strukturierenden Konfliktlinien geschlossen werden kann. Wandel respektive Stabilität im Parteiensystem gilt es zu unterscheiden von Wandel und Stabilität auf der Ebene der Wählerinnen und Wähler. Hier haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten deutliche Veränderungen stattgefunden, die der starre Blick auf das Parteiensystem nicht zu erkennen vermag. Zu denken ist etwa an die kritischere Einstellung weiter Kreise der Bevölkerung den Parteien gegenüber sowie an die Lockerung fester, über die soziale Herkunft vermittelter Parteibindungen. Auch wenn diese Entwicklungen nicht unumstösslich sind, so dürften sie im Verhältnis zu den Veränderungen im Parteiensystem einen nachhaltigeren Charakter haben.

¹⁷ Dieser These wurde zwar von verschiedener Seite widersprochen. Als Argumente angeführt wurden dabei die Instabilität im Wählerverhalten (Dalton et al. 1984) und damit auch die Zunahme der Volatilität zu Beginn der 1970er Jahre (Pedersen 1979), die Erfolge neuer Parteien, allen voran der Grünen (Poguntke 1987, Müller-Rommel 1989) sowie andere Formen der Interessenvermittlung und -wahrnehmung (Lawson/Merkl 1988). Bartolini/Mair (1990) und Mair (1993) zeigen jedoch demgegenüber, dass die Volatilität seit den 1970er Jahren deutlich unter der Volatilität in der Zwischenkriegszeit liegt. Wenn man zudem nicht die einzelnen politischen Parteien, sondern politische Lager berücksichtigt, so lässt sich, zumindest für den "Block" der linken Parteien nicht nur eine grosse Stabilität, sondern gar ein leichter Rückgang der Volatilität feststellen.

Ein weiterer Gedanke, den es hier anzufügen gilt, betrifft die Akteure selbst. Auch wenn sich Zahl und Bezeichnung der "politischen Spieler" über die Jahre hinweg kaum verändert haben, so heisst das noch lange nicht, dass die gleichen Leute am Tisch dasselbe Spiel spielen. Nicht zuletzt im Hinblick auf die These von den eingefrorenen Parteiensystemen gilt es, sich mit den Parteien selbst, mit dem Wandel ihrer ideologischen Orientierungen und vor allem auch ihrer Organisationen zu befassen.

1.6 DIE SCHWEIZER PARTEIORGANISATIONEN

1.6.1 Die "schwachen" Schweizer Parteien

Den politischen Parteien wird in der Schweiz im Allgemeinen eine **schwache Stellung** attestiert (vgl. z.B. Rhinow 1986: 105, Longchamp 1994: 25, Rickenbacher 1995: 13). Angeführt als Belege werden die fehlende formale Anerkennung durch den Staat und die durch das Vernehmlassungsverfahren und die direkte Demokratie bedingte "Benachteiligung" gegenüber Interessenverbänden und sozialen Bewegungen. Erwähnt werden aber auch Aspekte, die die Organisation der Parteien betreffen. Insbesondere sind dies: der kleine, wenig professionalisierte Parteiapparat, die beschränkten finanziellen Ressourcen sowie die geringe Zentralisierung und fehlende parteiinterne Homogenität. Diese Merkmale lassen sich weitgehend durch charakteristische Eigenheiten der Schweiz und ihres politischen Systems erklären.

- Die **Kleinheit eines Landes** schmälert das Rekrutierungspotential und stellt, da zusätzlich mit einer grossen **sozialen und kulturellen Heterogenität** verknüpft, die Parteien vor grosse Integrationsprobleme. Teilweise bedingt durch die Kleinheit der politischen Systeme, aber auch als erklärter Bestandteil der politischen Kultur, schwächt auch das **Milizsystem** die Stellung der Parteien. Zwar entstehen durch die Rollenverbindungen der gesellschaftlichen und politischen Subsysteme durchaus auch Vorteile (Neidhart 1986: 42), ein grosser Teil der politischen Arbeit wird jedoch von „Feierabendpolitikern“ verrichtet und bleibt über weite Strecken unprofessionell. Die Parteien können zudem ihren Mitgliedern häufig nur zu unbezahlten Milizämtern verhelfen, so dass Ämterpatronage den Parteien nur in beschränktem Masse zu einer gesteigerten Attraktivität verhilft.
- Auch der ausgeprägte **Föderalismus** erschwert die Herausbildung starker und zentralisierter nationaler Parteiorganisationen. Die Kantonalparteien sind im Vergleich dazu ungleich stärker (Fagagnini 1978, Hug 1994: 86, Neidhart 1986: 41, Seiler 1987: 119). Die Parteien finden sich je nach Kanton in unterschiedliche Parteisysteme und Kräftekonstellationen eingebunden und sind darüber hinaus nicht in allen Kantonen in denselben Segmenten der Bevölkerung verankert. Häufig ist man in der Schweiz deshalb versucht, nicht von einem, sondern von 26 verschiedenen Parteiensystemen zu sprechen. Die nationalen Parteien sehen sich zu grossen Integrationsleistungen gezwungen und sind mit einem enormen Koordinationsaufwand konfrontiert. Allerdings erhöht der dezentralisierte Parteaufbau auch die Flexibilität im Umgang mit lokalen und regionalen Gegebenheiten (Kriesi 1986: 337) und ermöglicht breitere Identifikationsmöglichkeiten. Je nach Bedarf können sich die Parteimitglieder stärker mit der nationalen Partei oder stärker mit ihrer allenfalls abweichenden Kantonalpartei identifizieren.

- Das System der **direkten Demokratie** hat zwar zur frühen Herausbildung der politischen Parteien in der Schweiz beigetragen (vgl. Gruner 1977: 25ff.), heute - so die Lehrmeinung - schwächt die direkte Demokratie die Stellung der Parteien (vgl. Gruner 1984: 150). In Abstimmungskämpfen überflügeln finanzkräftige Interessenverbände und mobilisierungsfähige soziale Bewegungen die Parteien, und die Bedeutung der Wahlen ist relativ gering, da immer noch die Möglichkeit besteht, missliebige Entscheide an der Urne zu korrigieren. Neuere Studien zeigen jedoch, dass in Kantonen, in denen es häufig zu Initiativen und fakultativen Referenden kommt, die Parteien eher besser organisiert sind (Ladner/Brändle 1997). Parteien werden durch eine grössere Zahl von direktdemokratischen Vorlagen veranlasst, sich kontinuierlich politisch zu betätigen, und dies kann sich in einer professionelleren Organisationsstruktur niederschlagen. Allerdings greifen die Parteien vor allem auch dort zu den Instrumenten der direkten Demokratie, wo sie über genügend organisationelle Ressourcen verfügen.

Die Schweizer Parteien sind rechtlich gesehen als Vereine organisiert, für die das Zivilgesetzbuch (ZGB) in den Artikeln 60-79 die Rahmenbedingungen umschreibt. Zweck, Mittel und Organisation sind in den Statuten geregelt. Die Parteiorganisationen passen sich, wenn es ihre Ressourcen erlauben, dem politischen System und insbesondere den Wahlkreisen an. Entsprechend finden sich Quartier- und Kreisparteien, Lokalparteien, die in der Regel eine, manchmal auch mehrere Gemeinden umfassen, Bezirksparteien, Kantonalparteien und nationale Parteien. Allerdings kennen nur die grossen Parteien eine derartige Ausdifferenzierung.

1.6.2 Die Schweizer Parteiorganisationen im Wandel

In der neueren Parteienforschung herrscht die Einsicht vor, dass für eine umfassende Analyse der Parteien, die auch die Veränderung über die Zeit einbezieht, die Parteien nicht als "homogene Gebilde" betrachtet werden können (vgl. Daalder/Mair 1983: 21 ff.). Katz und Mair (1993) unterscheiden beispielsweise "drei Gesichter" der politischen Parteien: die "party in public office", die in erster Linie die Mandatsträger umfasst, die "party on the ground", zu der die Mitglieder, aber auch Aktivisten, Geldgeber und Stammwähler gehören und die "party in central office", bestehend aus der nationalen Parteileitung und dem Sekretariat.

Unter den verschiedensten Autoren (Duverger 1959, Neumann 1956, Kirchheimer 1965, Epstein 1967) besteht weiter ein Konsens darüber, dass die Parteien im 20. Jahrhundert unterschiedliche Entwicklungsstadien durchlaufen haben (Katz/Mair 1990: 5). Drei verschiedene Ausprägungsformen von politischen Parteien, die zu unterschiedlichen Zeitepochen gehören, werden in der Regel unterschieden: Bis etwa 1920 waren die Parteien vorwiegend "**Kader- oder Eliteparteien**". Mit der Konsolidierung der westlichen Demokratien zwischen 1920 und 1960 entstanden die eigentlichen "**Massen-Mitgliederparteien**". Und seit 1960 hat eine Loslösung von der Mitgliederbasis eingesetzt, und es entstehen **professionalisierte Wählerparteien** (Panebianco 1988), die sich nicht den "grossen Ideologien" oder einem bestimmten Segment in der Bevölkerung verpflichtet fühlen, sondern vor allem dazu dienen, Wählerstimmen und Mandate zu gewinnen.¹⁸ Katz/Mair (1995) fügen den verschiedenen Entwicklungsstufen mit der "**cartel party**" einen weiteren Parteientyp an, der etwa in der Zeit nach

¹⁸ Die "professional-electoral party" hat viele Gemeinsamkeiten mit der "catch-all party", sie basiert jedoch nicht auf der falschen Vorhersage von Kirchheimer, dass sich die westeuropäischen Parteiensysteme zu Zweiparteiensystemen entwickeln werden.

1970 auftaucht. Dieser neue Parteientyp ist näher an den Staat herangerückt und wird zu einem grossen Teil durch ihn subventioniert.¹⁹

1.6.2.1 Professionalisierung

Mitte der 1970er Jahre begannen die Parteien in den mittleren und grösseren Kantonen die Parteisekretariate zunehmend hauptamtlich zu besetzen (Fagagnini 1978:91). Unsere 1996/97 durchgeführten Erhebungen zeigen, dass die Parteien in den Kantonen über rund 90 Vollzeitstellen verfügen (vgl. **Tabelle 2**). Zählt man dazu noch gegen 50 Stellen bei den nationalen Parteiorganisationen, so kann total von 140 bis 150 Stellen ausgegangen werden. Seit den 1970er Jahren hat sich die Zahl der vollamtlichen Stellen im besten Falle verdoppelt. Wenn wir diese Zunahme mit der Entwicklung im Ausland vergleichen (vgl. Mair 1994: 5), so liegt sie unter dem Durchschnitt. Tiefere Zuwachsraten haben lediglich Grossbritannien und die Niederlande, die jedoch insgesamt ein höheres Professionalisierungsniveau aufweisen. Es ist zudem anzunehmen, dass diese Professionalisierung zu einem grossen Teil den administrativen Apparat der Parteien betrifft, so dass die effektive Professionalisierung der rein politischen Tätigkeit der Parteien noch tiefer liegt. Nach eigenen Aussagen geben rund 72 Prozent der Kantonalparteien in administrativen und 60 Prozent in programmatischen und inhaltlichen Belangen an, in den letzten 10 Jahren professioneller geworden zu sein. Dabei fällt auf, dass vor allem die beiden „Erfolgsparteien“ SP und SVP geltend machen, inhaltlich heute professioneller zu arbeiten.

Fagagninis Feststellung Mitte der 70er Jahre (Fagagnini 1978:91), die Parteien bauen organisatorisch gesehen auf dem Milizsystem auf, hat auch heute noch ihre Gültigkeit. Die Zahl der Personen, die sich professionell mit Politik befassen, ist nach wie vor sehr klein. Das Schwergewicht liegt bei den Verbandsvertretern und anderen Personen, die sich auch beruflich mit Fragen auseinandersetzen, die den politischen Entscheidungen zugrunde liegen. Diese sitzen in der Regel in den Parlamenten (vgl. dazu Wiesli 1998). Die Parteiorganisationen selbst beschäftigen nur eine kleine Zahl an politisch versierten Mitarbeitern.

1.6.2.2 Finanzielle Ressourcen

Was die Transparenz der finanziellen Ressourcen der Parteien anbelangt, so hat in den letzten Jahren ein kleiner Gesinnungswandel stattgefunden. Heute geben die Parteien relativ bereitwillig Auskunft über ihre Finanzen. Die Schweizer Parteien liegen - sowohl was die Höhe wie auch was die Zuwachsraten in den letzten Jahren anbelangt - im Vergleich mit den Parteien in anderen Ländern deutlich zurück. Ende der 1980er Jahre belief sich das Budget der vier Bundesratsparteien auf 5.6 Mio. Franken (1.7 Millionen für die SP, 1.6 Mio. für die CVP, 1.4 Mio. für die FDP und 0.9 Mio. für die SVP (vgl. Journal de Genève du 5 juillet 1989). Für das Jahr 1995 haben die vier Bundesratsparteien zusammen ein Budget von rund 9.2 Mio. Franken ausgewiesen (FDP: 2.1 Mio.; CVP, 2.1 Mio.; SP: 3.4 Mio. und SVP: 1.6 Mio.). Das ist noch immer deutlich weniger als z. B. Greenpeace jährlich an Spendeneinnah-

¹⁹ Ob es sich bei der "cartel party" effektiv um einen neuen "Entwicklungstyp" handelt, ist jedoch nicht unumstritten (vgl. Koole 1996).

men budgetiert. In den Niederlanden verfügten beispielsweise 1983 die drei grössten Parteien über ein 6 bis 10mal grösseres Budget als die Schweizer Parteien (vgl. Kriesi 1995: 150).

Tabelle 2: Vollzeitstellen der Schweizer Parteien: Nationale Parteien und Kantonalparteien*

Partei		1960	1970	1980	1990	1996/97
FDP	Schweiz	3.5	7.0	9.5	13.5	10.1
	Kantonalparteien	5 (7)	12.4 (11)	23.4 (15)	24.5 (18)	28.2 (22)
CVP	Schweiz	**	**	**	**	12.0
	Kantonalparteien	2.8 (2)	8.1 (7)	8.6 (11)	17.0 (16)	17.1 (17)
SVP	Schweiz	**	**	5.5	6.0	8.1
	Kantonalparteien	6.0 (4)	5.7 (5)	6.0 (5)	7.6 (6)	7.8 (8)
SP	Schweiz	**	**	**	**	7.9
	Kantonalparteien	3.9 (5)	5.8 (6)	10.1 (11)	19.1 (17)	21.9 (20)
and.	Schweiz	**	**	**	**	6.0
	Kantonalparteien	5.6 (5)	7.0 (7)	13.4 (11)	18.3 (20)	15.4 (18)
Total	Schweiz	**	**	**	**	38.1
	Kantonalparteien	23.3 (23)	39.0 (36)	61.5 (53)	86.5 (77)	90.4 (85)

* Die in dieser Tabelle aufgeführten Zahlen sind mit Vorsicht zu geniessen, da die Parteien vielfach nicht in der Lage sind, genaue Angaben über die Professionalisierung in früheren Jahren zu machen. Dennoch ist davon auszugehen, dass die Zahlen insgesamt sowohl das Ausmass wie auch die zeitliche Entwicklung der Professionalisierung einigermaßen verlässlich wiedergeben.

In Klammern ist die Zahl der Kantonalparteien angegeben, welche Stellenprozente ausgewiesen haben. Fehlen Angaben, so kann diese bei den Kantonalparteien zwei Gründe haben. Anzunehmen ist, dass die Parteien damals keine Stellen hatten, möglich ist aber auch, dass die Zahl der Stellen nicht mehr zu eruieren war. Je grösser die Zahl, desto verlässlicher die Angaben.

In den Angaben teilweise nicht enthalten sind die Stellen für die Fraktionssekretariate. 1996/97 verfügte hier die FDP über 2, die CVP über eine und die SP über 4 Vollzeitstellen, während die SVP keine Trennung zwischen Partei- und Fraktionssekretariat macht.

** Angaben fehlen oder können nicht berechnet werden.

Woher kommt das Geld der Parteien? In der Literatur wird immer wieder darauf hingewiesen, dass sich die SP praktisch vollständig aus Mitgliederbeiträgen finanziert, während die bürgerlichen Parteien in erster Linie von Spenden leben. Diese Feststellung wird durch unsere "Kantonalparteienuntersuchung" relativiert. **Tabelle 3** zeigt, dass die SP knapp die Hälfte ihrer Einnahmen durch Mitgliederbeiträge bestreitet, während dieser Anteil bei den bürgerlichen Parteien zwischen 30 und 45 Prozent liegt. Von grösserer Bedeutung bei der SP aber auch bei der CVP sind die Abgaben der Mandatsträger, während FDP und SVP etwas stärker durch Spenden finanziert werden. Insgesamt sind die Unterschiede allerdings deutlich geringer als erwartet. Sowohl was die geringen Differenzen wie auch was die parteispezifischen Präferenzen anbelangt, stimmen diese Ergebnisse mit den Verhältnissen auf der Ebene der Lokalparteien überein (vgl. Geser et al. 1994: 235 ff.).

Etwas anderes sieht es auf nationaler Ebene aus. Hier ist der Anteil der Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen bei der SP mit gegen 60 Prozent deutlich höher als bei den anderen Bundesratsparteien, bei denen er lediglich bis zu 20 Prozent beträgt. Die drei bürgerlichen Parteien finanzieren sich auf nationaler Ebene zum grössten Teil aus Spenden, die ihnen Mitglieder respektive Nicht-Mitglieder, Unternehmen und Organisationen freiwillig zukommen lassen.

Es ist anzunehmen, dass sich in diesen Zahlen nur ein kleiner Teil der "Kosten der Politik" in der Schweiz widerspiegelt. Nicht erfasst sind beispielsweise die indirekten Zuwendungen an Wahl- und Abstimmungskampagnen, welche sich nicht in jedem Fall im "operativen Budget" der Parteiorganisationen niederschlagen. Würde man diese Gelder berücksichtigen, so kann vermutet werden, dass aufgrund ihrer besseren Kontakte zu finanzkräftigen Wirtschaftskreisen die bürgerlichen Parteien für ihre politische Arbeit im weiteren Sinne finanziell besser gestellt sind. Was die Parteiarbeit im engeren Sinne anbelangt, so steht die SP den anderen Parteien in nichts nach.

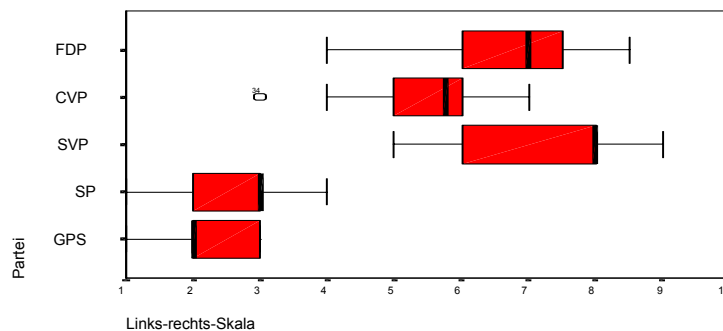
Tabelle 3: Finanzierung der Kantonalparteien (durchschnittlicher Prozentanteil der einzelnen Budgetposten)

	FDP	CVP	SVP	SP
Mitgliederbeiträge	38	31	44	48
Spenden	23	20	25	13
Mandatsabgaben	16	32	25	34
anderes	23	17	6	5
	100	100	100	100
N=	21	18	19	20

1.6.2.3 Die ideologische Orientierung

Die Parteien sind allerdings ideologisch keineswegs homogen. Die Orientierungen ihrer Kantonalparteien decken ein breiteres Spektrum ab. So schätzen sich die Bündner und Glarner SVP-Sektionen selbst als Mitte-Parteien ein, und die Berner SP positioniert sich weniger deutlich links als andere SP-Kantonalparteien. Zwischen den verschiedenen Parteien sind auch Überschneidungen möglich, ausgeprägt etwa bei CVP und FDP: Während sich in der Mehrheit der Kantone die CVP links von der FDP positioniert, deuten unsere Ergebnisse darauf hin, dass in den Kantonen Wallis und Nidwalden das Umgekehrte der Fall ist.

Figur 1: Die Kantonalparteien auf der Links-rechts-Achse



50 Prozent der Kantonalparteien liegen innerhalb des schraffierten Kastens. Je grösser der Kasten, desto heterogener die Partei. Die fette Linie innerhalb des Kastens bezeichnet den Median-Wert: d. h. die eine Hälfte der Kantonalparteien liegt darüber, die andere darunter. Die feinen Striche auf der linken und auf der rechten Seite eines Kastens geben die Extremwerte an.

Über den ideologischen Wandel ihrer Parteien befragt, lassen die Antworten aus den Parteipräsidien an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Auf nationaler wie auch auf kantonaler Ebene zeigt sich bei der SP ein Links-Rutsch und bei der SVP ein Rechts-Rutsch. Bei der CVP liegt hingegen eine Diskrepanz zwischen den beiden Ebenen vor. Der Links-Trend der nationalen Partei ins politische „Zentrum“ scheint in den Kantonalparteien nicht nur Nachahmer zu finden. Bei der FDP ist keine klare Entwicklung auszumachen.

Einstellungen zu politischen Sachfragen

In letzter Zeit wurden immer häufiger Stimmen laut, die das Ende der Konkordanz und eine Neuorganisation des bestehenden Parteiensystems prognostizieren. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Parteien in konkreten politischen Fragen zeigen die Grenzen einer Neugruppierung der Kräfte auf. In der Kantonalparteien-Befragung konnten die Präsidentinnen und Präsidenten angeben, welcher Anteil ihre Mitglieder ausgewählten politischen Forderungen (Issues) zustimmen würde (vgl. **Tabelle**).

In der **Europa-Frage** sind die SP-Kantonalparteien geschlossen mit durchschnittlich mehr als 80 Prozent der Mitglieder für einen EU-Beitritt und die SVP-Kantonalparteien ebenso geschlossen und entschieden dagegen. CVP und FDP haben zwar ein leichtes Plus bei den Befürwortern, es findet sich jedoch in beiden Parteien eine beachtliche Zahl an ablehnenden und unentschiedenen Kantonalparteien.

Bei der **Verringerung der Sozialausgaben** kommt bei der SP ein klares Nein zum Ausdruck. SVP und FDP sind mit einem durchschnittlichen Prozentwert von rund 65 etwa gleichmassen dafür, während die CVP doch mit nahezu 70 Prozent dagegen ist. In diesem klassischen Themenbereich wird sowohl die Nähe zwischen SVP und FDP wie auch die Mitte-Position der CVP deutlich. Allerdings zeigt sich für die CVP auch, dass sich rund ein Drittel der Kantonalparteien nicht mit gleicher Vehemenz gegen eine Verringerung der Sozialausgaben stellt. Dasselbe Bild ergibt sich bei der Frage der **Mutterschaftsversicherung**. Beide Bei-

spiele verdeutlichen, welche Schwierigkeiten eine allfällige neue Mitte bestehend aus CVP, FDP und liberalen Kreisen der SVP erwarten könnte.

Wenig Übereinstimmung zwischen SP und CVP findet sich bei Fragen wie etwa der **Fristenlösung**. Hier steht nun die FDP auf der Seite der SP. Allerdings verläuft auch bei den Freisinnigen diese Zustimmung nicht ohne Misstöne. In rund einem Drittel der FDP-Kantonalparteien ist sie alles andere als einstimmig. Bei der **kontrollierten Heroinabgabe** gesellt sich zu SP und FDP nun auch die CVP, während die SVP klar dagegen ist. Dies ergibt eine ähnliche Konstellation wie bei der EU-Frage. Aber auch hier gibt es FDP- und CVP-Kantonalparteien, welche von der offiziellen Parteilinie abweichen.

Je nach Themenbereich finden sich also andere politische Partner. Zusätzlich kompliziert wird die Bildung von Koalitionen durch die Heterogenität der Parteien auf kantonaler Ebene. Diese Ausgangslage dürfte eine Neustrukturierung des Parteiensystems auf der Basis von Fusionen verunmöglichen. Zu erwarten sind vielmehr zeitlich begrenzte Absprachen in ausgewählten Themenbereichen. Die Analysen zeigen aber auch, dass die "extremen" Parteien stärker geeint sind als die Parteien der Mitte. SP- und SVP-Kantonalparteien haben in ihren eigenen Reihen mit weniger Widerständen zu kämpfen als FDP und CVP.

Geschlossen zum Erfolg?

Nicht unumstritten ist die Frage, ob sich die parteiinterne Heterogenität im Wahlkampf wirklich negativ auswirkt. Betrachtet man den elektoralen Erfolgsausweis der Bundesratsparteien, so scheint dies in der Vergangenheit nicht der Fall gewesen zu sein. FDP und CVP waren früher kaum homogener als heute, wie der Blick auf ihre Entstehung und Geschichte zeigt. Nationalratswahlen sind kantonale Wahlen. Ausschlaggebend für den Wahlerfolg ist die politische Orientierung der Kantonalpartei. Die parteiinternen Differenzen bieten zusätzliche Identifikationsmöglichkeiten. Je nach Sachfrage kann man sich mit der konservativen Kantonalpartei oder mit der fortschrittlichen nationalen Partei identifizieren.

Für ein geschlossenes Auftreten spricht demgegenüber, dass eine Nationalisierung des Wahlkampfes stattgefunden hat. Die Führerschaft bei wichtigen Themen und geschicktes "event marketing" werden wichtiger und kennen keine Kantonsgrenzen. Die Parteien brauchen das Image der Erfolgreichen. Interne Geschlossenheit scheint erstes Gebot zu sein, Differenzen werden in den Medien genüsslich ausgeschlachtet und als Zeichen der Schwäche (miss-)interpretiert. Ob der Zwist zwischen dem Berner und dem Zürcher Flügel der SVP wirklich geschadet hat, ist unklar. Ihre Erfolgsgeschichte der letzten Jahre lässt das Gegenteil vermuten.

Tabelle 4: Zustimmung der Mitglieder in den Kantonalparteien zu ausgewählten politischen Fragen.

	Zustimmung der Mitglieder		Anteil Kantonalparteien	
	im Durchschnitt	klar dagegen	unentschieden	klar dafür
Pro EU-Beitritt				
FDP	58	22	39	39
CVP	53	41	18	41
SVP	14	94	6	0
SP	82	0	4	96
GPS	60	15	39	46
Pro Abbau Sozialausgaben				
FDP	66	13	35	52
CVP	32	68	27	5
SVP	65	19	19	63
SP	3	100	0	0
GPS	6	100	0	0
Pro Mutterschaftsversicherung				
FDP	30	73	18	9
CVP	61	27	27	46
SVP	21	94	0	6
SP	89	0	8	92
GPS	91	0	8	92
Pro kontrollierte Heroinabgabe				
FDP	57	17	44	39
CVP	55	27	18	55
SVP	18	83	17	0
SP	80	4	9	86
GPS	87	0	8	92
Pro Fristenlösung				
FDP	69	5	29	67
CVP	36	67	14	19
SVP	31	67	33	0
SP	84	0	0	100
GPS	89	0	0	100

Anmerkung: Die erste Kolonne bezeichnet den durchschnittlichen Anteil an Mitgliedern in den Kantonalparteien, die einer Forderung zustimmen. Beträgt der Anteil weniger als 40 Prozent, so ist die Kantonalpartei dagegen, liegt er zwischen 40 und 60 Prozent, so ist sie unentschieden und bei mehr als 60 Prozent ist sie dafür. Die Angaben basieren auf den Antworten von rund 90 Prozent aller Kantonalparteien.

Wichtig ist vor allem, wie mit ideologischen Differenzen umgegangen wird. Der parteiinterne Interessenausgleich ist eine zentrale Aufgabe der politischen Parteien. Festgelegte Verfahren, sofern von der Basis akzeptiert, sorgen bei umstrittenen Fragen für einen tragfähigen Entscheid. Dass es dabei Gewinner und Verlierer gibt, gehört zur (parteiinternen) Demokratie. Den Bürgerinnen und Bürgern ist schon lange klar, dass es auch in einer Partei auf Dauer nicht alle gleicher Meinung sein können.

1.6.2.4 Die Schweizer Parteien, ein Sonderfall?

Der gesellschaftliche Wandel seit den 1960er Jahren hat die Parteiorganisationen vor neue Herausforderungen gestellt und unterschiedliche Reaktionen provoziert. Mit mehr oder weniger Erfolg wurde von einzelnen Parteien versucht, das Mitgliederprinzip einzuführen, sich zu Volksparteien zu öffnen, die parteiinterne Demokratie zu fördern, Entscheidungsprozesse zu straffen und die Organisationsstrukturen professioneller und zentralisierter zu gestalten.

Bei allen Gemeinsamkeiten lässt sich jedoch kein einheitliches Entwicklungsmuster erkennen. Die Schweizer Parteien, vor allem wenn auch die Kantonalparteien berücksichtigt werden, decken praktisch das gesamte Spektrum der in der Literatur genannten Parteitypen ab. Noch heute gibt es - insbesondere in der Innerschweiz - Kantonalparteien, die wohl am besten als „Kaderparteien“ bezeichnet werden. Daneben bestehen auch Parteien wie beispielsweise die SP, die ganz klar auf dem Mitgliederprinzip aufbauen und solche, die sich - wie etwa der LdU oder mit Abstrichen bei der Professionalisierung die SD und die FPS - dem Modell der Wählerparteien annähern. Weiter gibt es auch Indizien dafür, dass die Schweizer Parteien ganz im Sinne der "cartel party" näher an den Staat herangerückt sind. Vor allem die in den letzten Jahren ausgebaute Finanzierung der Fraktionssekretariate hat zu einer Gewichtsverlagerung zur "party in public office" geführt.

Die grosse Herausforderung, die sich den Parteien heute im "Milizland Schweiz" stellt, ist das Erreichen einer politischer Professionalität in der konkreten politischen Arbeit und die Sicherstellung einer Verankerung in der Bevölkerung, die über das Schaffen von kurzfristigen Wählerbindungen hinausgeht. Während bei der Professionalität im Vergleich zu anderen Ländern durchaus ein Nachholbedarf besteht, so zeigen sich, was die Parteibindungen anbelangt, ähnliche Probleme wie in anderen Ländern.

1.7 DIE BASIS DER PARTEIEN

Wenn in den westeuropäischen Parteiensystemen ein allgemeines Entwicklungsmuster auszumachen ist, so ist es das Nachlassen der Parteibindungen. Allerdings bestehen grosse Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern und zwischen den verschiedenen Parteien (Schmitt/Holmberg 1995: 121). Empirische Erhebungen für die Schweiz zeigen, dass der Anteil derjenigen Personen, die sich einer Partei verbunden fühlen, zurückgeht (Longchamp 1994: 74). Während sich zu Beginn der 1980er Jahre nach einem Rückgang in den 1970er Jahren wieder gegen 50 Prozent der Stimmberechtigten mit einer Regierungspartei identifizierten, so waren es 1995 noch rund ein Drittel (vgl. Longchamp 1994: 21, Nabholz 1998). Mehr als die Hälfte der Stimmberechtigten gaben 1995 an, dass sie sich mit keiner Partei

identifizieren. Analog dazu hat auch die Zahl der Wechselwähler deutlich zugenommen, vor allem im Zeitraum 1971 bis 1987 (vgl. Nabholz 1998).

Bildhaft gesehen kann eine Partei als eine Reihe von konzentrischen Kreisen dargestellt werden. Im äussersten Kreis befinden sich die Wechselwähler, in den folgenden kleineren Kreisen die Stammwähler, gefolgt von den eigentlichen Sympathisanten oder Anhängern. Der nächst kleinere Kreis umfasst die Mitglieder, gefolgt von den Aktiven in der Partei, und im innersten Kreis befinden sich die Parteikader und die Mandatsträger. Wie weit wirken die an den Rändern der Partei gemessenen Entwicklungen auf die inneren Kreise? Gehen Wählerstimmenverluste beispielsweise einher mit einer Abnahme an Parteimitgliedern?

Die Abgrenzung zwischen den einzelnen Kreisen ist in Realität alles andere als unproblematisch. Was unterscheidet Stammwähler von Sympathisanten? Gehört ein Wähler, der in vier von fünf Wahlen dieselbe Partei wählt zu den Wechselwählern? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt werden, dass jemand als Mitglied einer Partei bezeichnet werden kann? Hinzu kommt, dass je nach Partei die einzelnen Kategorien eine unterschiedliche Bedeutung haben. Ein Mitglied in einer kommunistischen Partei, welches einen Jahresbeitrag von nahezu einem Monatslohn bezahlt und praktisch wöchentlich an Sitzungen oder Veranstaltungen teilnimmt, kann nur sehr schwer mit einem Mitglied in einer bürgerlichen Partei verglichen werden, das eine eher symbolische Parteiabgabe entrichtet und lediglich an zwei, drei Jahresversammlungen teilnimmt.

Unterschiede bestehen auch hinsichtlich der Kosten und Nutzen der Parteimitgliedschaft (vgl. Scarrow 1994), und zwar sowohl auf Ebene der Mitglieder wie auch auf der Ebene der Parteiorganisation. Wird die Partei vorwiegend als Wählerstimmenmaximierer betrachtet, gibt es kaum Gründe, möglichst grosse Mitgliederzahlen anzustreben, da damit auch parteiinterne Entscheidungsprobleme verbunden sein können. Fasst man hingegen Parteien als Interessenvertreter auf, so kommt den Mitgliedern eine deutlich grössere Bedeutung zu.

1.7.1 Parteimitglieder

Nach idealtypischer Vorstellung haben sich mitgliederlose Elite- oder Honoratiorenparteien im Laufe der Zeit zu Mitgliederparteien gewandelt. Dabei hat sich das „Mitgliederprinzip“ von den sozialdemokratischen Parteien auf die anderen Parteien ausgebreitet („contagion from the left“). In neueren Parteitypen im Zeitalter der Mediatisierung der Politik und der Parteienverdrossenheit verlieren die Mitglieder demgegenüber wieder an Bedeutung.

In der Schweiz hat sich das Mitgliederprinzip relativ spät und vor allem nicht vollständig herausgebildet, wie die über weite Strecken erfolglosen Versuche seiner Einführung von FDP und CVP in den 1970er und 1990er Jahren belegen.²⁰ Eine mögliche Erklärung für die späte und nur teilweise Herausbildung der formalisierten Mitgliedschaft liefert die Parteipresse, welche bis Mitte der 1960er Jahre noch relativ bedeutungsvoll war. Die Parteien organisierten sich über ihr Presseorgan, die Leser verkörperten die Mitglieder und Sympathisanten, und

²⁰ Lediglich etwas mehr als 40 Prozent der CVP und knapp 60 Prozent der FDP Lokalsektionen kannten 1990 eine formalisierte Mitgliedschaft. Deutlich höher lag der Anteil bei der SVP mit rund drei Viertel und bei der SP mit klar mehr als 80 Prozent (vgl. Geser et al. 1994: 141).

es bestand kein Anlass, klare Kriterien für eine Mitgliedschaft zu formulieren und klare Organisationsstrukturen herauszubilden (Gruner 1964: 285 f.).

Gruner schätzte für die Zeit von 1963/67 den Mitgliederanteil an den effektiv Wählenden auf 38 Prozent. Nach seinen Erkenntnissen ist dieser Anteil infolge der Einführung des Frauenstimmrechts auf die Hälfte gesunken: gemessen am Anteil der Stimmberechtigten betrug er in den 70er Jahren etwa 11 Prozent (Gruner 1977: 218), was rund 390'000 Parteimitgliedern entspricht. Damals sprach Gruner noch davon, dass der Organisationsgrad der Schweizer Parteien im internationalen Vergleich sehr hoch sei. Folgt man den Angaben der Parteien selbst, so kommt man Mitte der 1990er Jahren wie bereits zu Zeiten von Gruner Mitte der 1970er Jahre auf rund 400'000 Parteimitglieder. Berücksichtigt man, dass in diesen 20 Jahren die Zahl der Stimmberechtigten um über 900'000 zugenommen hat, so weisen die Zahlen auf eine Abnahme des Parteimitgliederanteils hin. Ein solcher Rückgang der Parteimitgliedschaft wird auch durch neuere Umfrageergebnisse bestätigt. Gemäss den Erhebungen von Longchamp (1994: 22) hat sich der Anteil der Parteimitglieder unter den Wahlberechtigten in der Zeit von 1983 bis 1994 von 18 auf 12 Prozent zurückgebildet.²¹ Die an den "Rändern der Parteien" sich abzeichnende Erosion der Parteibindungen macht sich also auch bei den Mitgliedern bemerkbar.

Was die absoluten Mitgliederzahlen anbelangt, so dürften die Schweizer Parteien in den letzten Jahrzehnten vor allem von einem Zuwachs bei den Frauen profitiert haben, welcher die Abgänge bei den Männern teilweise kompensierte. Eine grosse Zahl Lokalparteien und Kantonalparteien gibt denn auch an, dass die Zahl der Frauen unter den Mitgliedern in den letzten Jahren zugenommen hat, während bei den Männern eher Stagnation oder Rückgang vorherrscht (vgl. Geser et al. 1994: 65 ff.).

Verwendet man zur Bestimmung der Mitgliederzahlen einen eher restriktiven Mitgliederbegriff, welcher dort, wo aufgrund des fehlenden Mitgliederprinzips der umfassendere Begriff "Sympathisanten" verwendet wurde, Korrekturen vornimmt, so liegt der Parteimitgliederanteil an den Stimmberechtigten mit knapp 7 Prozent wesentlich tiefer. So gesehen haben die Schweizer Parteien 1997 lediglich rund 300'000 Mitglieder. Im internationalen Vergleich liegt die Schweiz damit etwa im Mittelfeld. In Deutschland, Holland und England haben die Parteien deutlich weniger Mitglieder, in Schweden und in Österreich deutlich mehr (Katz/Mair 1992: 334).

Mitgliederstärkste Partei ist auch nach diesen Berechnungen die FDP mit etwa 90'000 Mitgliedern, gefolgt von CVP und SVP (vgl. **Tabelle 4**). Die SP liegt mit rund 40'000 Mitgliedern deutlich hinter den anderen Bundesratsparteien zurück. Allerdings ist sie in der Auswahl ihrer Mitglieder selektiver und setzt ein grösseres finanzielles und persönliches Engagement voraus. Wir erinnern uns, dass die SP 1995 zur wählerstimmstärksten Partei geworden ist. Auf der Ebene der Mitglieder kann sie demgegenüber (noch?) keinen solchen Anstieg verzeichnen. Dass Wählerstimmengewinne nicht mit sinkenden Mitgliederzahlen einhergehen müssen, zeigt das Beispiel der Zürcher SVP, welche neben den Stimmengewinnen auch einen deutlichen Anstieg ihrer Mitglieder vermeldet.

²¹ Die Prozentanteile liegen etwas zu hoch, da sich bei solchen Umfragen in der Regel die aktiveren und politisch interessierteren Bürgerinnen und Bürger stärker beteiligen.

Tabelle 4. Mitgliederzahlen der Schweizer Parteien

	korrigierte Zahlen aufgrund unserer Untersuchung	"offizielle" Angaben*
FDP	87'000	150'000
CVP	74'000	80'000
SVP	59'000	80'000
SPS	38'000	40'000
LdU	2'500	5'000
Grüne	6'000	8'200
EVP	3'500	4'000
Liberale Partei	10'000	15'000
Freiheitspartei	6'000	12'500
SD	2'000	6'000
Partei der Arbeit	2'000	4'000
EDU	2000	
Total Bundesratsparteien	258'000	350'000
Total andere Parteien	37'000	54'700
Total alle Parteien	295'000	404'700

*Publiziert in Swiss Review 1994 und 1995

Auffallend ist schliesslich, dass in der Schweiz - trotz später Einführung des Frauenstimmrechts auf nationaler Ebene (1971) - der Anteil der Frauen bei den Parteimitgliedern auf rund 35 und bei den Parteiaktiven auf rund 30 Prozent angewachsen ist und damit in die Nähe der Skandinavischen Länder (Norwegen, Schweden und Dänemark) rückt und Länder wie Deutschland und Italien mit rund 20 Prozent hinter sich lässt (Geser et al. 1994: 65).

1.7.2 Berufsstruktur der Aktiven

Was die Verankerung der Parteien in den verschiedenen Segmenten der Bevölkerung anbelangt, so ist die Datenlage in der Schweiz alles andere als befriedigend. Vor allem verhindert die von Erhebung zu Erhebung sich ändernde Bezeichnung der Berufsgruppen eine sorgfältige Analyse über mehrere Jahrzehnte.

Die Lokalparteien-Befragung (Geser et al. 1994) liefert Angaben über die Berufe von knapp 90'000 Parteiaktiven. Sie zeigt, dass die Parteien auch 1990 noch immer in ihren ursprünglichen Bevölkerungssegmenten stärker verankert waren. Die SVP besticht durch ihren grossen Anteil an Bauern, die FDP durch ihre stärkere Vertretung bei den leitenden Angestellten und bei den Freiberuflern, die SP durch ihren Rückhalt bei den Arbeitern, Beamten und Rentnern. Die CVP als primär konfessionelle Partei zeigt demgegenüber eine grosse Ausgewogenheit. Die grössten Gruppen unter den Aktiven in den Parteien stellen die Hausfrauen und die Angestellten mit je rund 16 Prozent. Mit je rund 10 Prozent folgen dahinter die Bauern, die Gewerbetreibenden, die leitenden Angestellten und die Rentner.

Die Schweizer Parteien teilweise durch ihren Namen oder zumindest in ihren Selbstdarstellungen darauf aufmerksam machen, dass sich unter ihren Wählern und Mitgliedern Vertreter sämtlicher Bevölkerungsgruppen finden und dass sie eigentliche Volksparteien sind, ist nicht zu erwarten, dass sie einen repräsentativen Querschnitt durch die Bevölkerung darstellen. Die Partizipationsforschung hat hinreichend bewiesen, dass die weniger Privilegierten politisch weniger aktiv sind.

1.8 SCHUSSFOLGERUNG UND AUSBLICK

Nach diesen grundlegenden Gedanken zu den politischen Parteien, ihren Funktionen und ihrer Herausbildung im Allgemeinen, sowie zu den Schweizer Parteien im speziellen ist ein kurzer Rückblick angebracht.

Wir haben verschiedene und teilweise widersprüchliche Erklärungsansätze und theoretische Vorstellungen kennen gelernt.

- In der Parteienforschung lassen sich drei verschiedene Paradigmen unterscheiden. Je nach dem ob jemand dem Konkurrenz-, Integrations- oder Transmissionsparadigma nahe steht, kommt er/sie zu unterschiedlichen Ansichten darüber, was politische Parteien sind und tun sollten.
- Verschiedene Theorieansätze versuchen die Entstehung und Herausbildung der politischen Parteien zu erklären (Institutionelle Ansätze, Krisentheorien, Modernisierungstheorien). Lipset/Rokkan kommen mit ihrem historisch-soziologischen Ansatz zum Schluss, dass sich die meisten Parteiensysteme auf vier grundlegende Cleavages (Zentrum - Peripherie, Staat - Kirche, Landwirtschaft - Industrie und Eigentümer - Arbeiter) zurückführen lassen.
- Parteiensystem und Parteien in der Schweiz weisen verschiedene charakteristische Merkmale (Mehrparteiensystem, grosse Stabilität, starke Verbreitung auf lokaler Ebene, schwache nationale Parteiorganisationen) auf, die sich mehr oder weniger mit bestimmten Eigenheiten des politischen Systems erklären lassen (Föderalismus, Gemeindeautonomie, Wahlverfahren, Konkordanz, direkte Demokratie, Milizsystem).

Diesen Aspekten gilt es Rechnung zu tragen, wenn wir uns im zweiten Teil der Vorlesung den politischen Ideen zuwenden werden. Fragen, die auftauchen werden, sind:

- Welchen Stellenwert haben politische Ideen bei den Konkurrenzparadigmatikern? Sind es vor allem die Transmissionsparadigmatiker, bei welchen die Verfolgung politischer Ziele im Vordergrund steht?
- Welche Erklärungsansätze für die Herausbildung politischer Parteien räumen politischen Ideen einen wichtigen Platz ein. Verlaufen die grossen Ideenströme entlang den klassischen Cleavages der Parteiensysteme?

- Wie geeignet sind die Schweizer Parteien politische Ideen aufzunehmen und zu verfolgen? Ist das Schweizer Mehrparteiensystem ein nahezu idealtypisches Abbild der verschiedenen Ideenströmungen?

Dabei darf natürlich nicht vergessen werden, dass die Parteien selbst einen beachtlichen Wandlungsprozess durchmachen. Mit der Professionalisierung der Parteiorganisationen und der zunehmenden Fragmentierung und Volatilität des Parteiensystems wurden einige dieser Aspekte bereits angesprochen. Wie aber wandelt sich das Verhältnis der Parteien zu den von ihnen propagierten Ideologien? Orientieren sich die Parteien immer stärker an politischen Alltagsfragen und vernachlässigen ihren ideologischen Überbau?

Der Wandel der Parteien und eine allfällige sich wandelnde Bedeutung politischer Ideen für die Parteien sowie deren gesellschaftlichen Ursachen werden Gegenstand des dritten Teils der Veranstaltung sein.

2 SOZIALE BEWEGUNGEN

2.1 EINLEITUNG

Als Gegenbewegung zum Rückgang der konventionellen politischen Partizipation machte sich seit 1967 ein markanter Anstieg unkonventioneller Aktivierungsereignisse bemerkbar (vgl. Kriesi et al. 1981). Träger dieser Ereignisse sind grossenteils neue soziale Bewegungen. Etwa seit Mitte der 1970er Jahren sind neue soziale Bewegungen auch ein wichtiges Thema der politikwissenschaftlichen Forschung in der Schweiz.

Soziale Bewegungen an sich sind kein neues Phänomen. Weder die Revolutionen vom 18. bis 20. Jahrhundert, noch der Nationalismus, noch die klassischen Grossideologien der Moderne, der Liberalismus, der Konservatismus und der Sozialismus und auch nicht die Totalitarismen des 20. Jahrhunderts lassen sich ohne Rekurs auf soziale Bewegungen beschreiben (Imhof 1996: 172). Die Bezeichnung "Neue soziale Bewegungen" wird jedoch heute vor allem als Sammelbegriff gebraucht für die seit den 70er Jahren im Zuge des gesellschaftlichen Wertwandels aufkommenden Quartier-, Anti-AKW-, Ökologie-, Friedens-, Frauen- und sonstigen Alternativbewegungen.

Die Neue soziale Bewegungen wurden in den 1970er und 1980er Jahren in Anbetracht der Mobilisierungsprobleme der politischen Parteien und deren Schwerfälligkeit bei der Aufnahme neuer Themen als **Alternative zur klassischen Form der Politikbeteiligung** betrachtet (Bewegungsgesellschaft der Postmoderne). Zwar sind bis anhin die Parteien nicht in neuer Stärke erblüht, doch auch die Bewegungen haben einiges von ihrem viel versprechenden Glanz eingebüsst. Zudem werden heute Bewegungen eher als zu den politischen Parteien in einem komplementären Verhältnis stehend verstanden.

2.2 WAS SIND BEWEGUNGEN?

Im Unterschied zu Parteien sind Bewegungen weniger organisiert und in Programmatik, Zweck und Mitteln weniger spezifisch auf das institutionelle Politiksystem ausgerichtet. In anderen Worten: Bei Bewegungen handelt es sich um einen nicht kontrollierten, kollektiven Prozess der Abwendung von vorherrschenden gesellschaftlichen Werten, Normen oder Zwecken.

Organisationssoziologisch können soziale Bewegungen durch ihren niedrigen Grad an funktionaler Differenzierung und die emotionale Bindung ihrer Mitglieder charakterisiert werden. Damit ist, verglichen mit funktional differenzierteren und zumindest teilweise professionalisierten Parteiorganisationen ein hoher interner Konformitätsdruck verbunden, der zuweilen auch Gewohnheiten und Sprache der Mitglieder beeinflusst und Sichtbarkeit verleiht (Imhof 1996: 168).

In morphologischen Termini können soziale Bewegungen als überwiegend segmentär (im Gegensatz zu arbeitsteilig) konstituierte Sozialsysteme betrachtet werden, bei denen sich ein dominantes Strukturelement zentralisierter Steuerung in einem diffusen Mischverhältnis mit halb- und dezentralisierten Komponenten verbindet (Geser 1983: 202). Die zentralisierten

Elemente erscheinen in der Gestalt von meist charismatischer Führungspersonen, die als konsensual anerkannte Repräsentanten der gemeinsamen Symbole und Zielsetzungen fungieren und deren Ausscheiden häufig die Fragmentierung oder Auflösung des Gesamtsystems nach sich zieht (Weber 1972: 664). Die dezentralisierte Steuerung zeigt sich in der freiwilligen "Gefolgschaft" jedes Mitglieds aufgrund innerer Motivation und halbzentralisierte Komponenten schliesslich wirken in der Tendenz des Kollektivs, sich als solidarische Ingroup gegenüber dem gesellschaftlichen Umfeld zu differenzieren, sowie in einem horizontalen Konformitätsdruck, der auch innerlich wenig überzeugte Mitläufer zu einer - wenigstens temporären ritualisierten Teilnahme drängt (Geser 1983: 202 f.). Sowohl die Labilität der "inneren Motivation" wie auch die Unzuverlässigkeit des Führungsscharismas haben zur Folge, dass Bewegungen wenig langfristige Überlebenschancen besitzen (Geser 1983: 203).

2.3 WARUM ENTSTEHEN SOZIALE BEWEGUNGEN?

Verschiedene sozialwissenschaftliche Ansätze konkurrieren miteinander, wenn es darum geht, die Entstehung von sozialen Bewegungen zu erklären. Auf drei Grundtypen von Ansätzen soll hier kurz eingegangen werden (zur Unterscheidung dieser drei Ansätze vergleiche z. B. Jenkins 1981). Dabei gilt es zu beachten, dass sich diese Unterscheidung auf zwei Dimensionen abspielt. Auf der einen Seite richtet sich die Perspektive auf die **Akteure** oder auf das **politische System**, auf der anderen Seite wird, was die **Machtverteilung in der Gesellschaft** anbelangt, von einem gesellschaftlichen Gleichgewicht respektive von Grundkonflikten ausgegangen.

2.3.3.1 Sozialpsychologische Ansätze

Sozialpsychologische Ansätze konzentrieren sich auf die Individuen (oder gegebenenfalls auf "atomisierte" Massen). Dabei wird von einer generellen Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen ausgegangen. Vernachlässigt werden hingegen vielfach die bestehenden Machtverhältnisse sowie organisatorische Aspekte. Beispiele:

Konzept der relativen Deprivation: Mit Deprivation ist das Auseinanderfallen von erwarteter Befriedigung und realer Befriedigung gemeint. Je grösser die Frustrationen, desto eher und ausgeprägter kommt es zu aggressivem Verhalten: "revolution of the rising expectations". Mit dem Wirtschaftswachstum sind die Ungleichheiten nicht verschwunden. Ein Vertreter dieses Ansatzes ist Gurr (1970) mit seinem Buch "Why men rebel", welcher sich vor allem auf die Erforschung von politischer Gewalt konzentrierte. Empirisch müsste hier allerdings nachgewiesen werden können, dass vor allem die besonders stark deprivierten politisch aktiv werden, was sich nicht mit den Erkenntnissen aus der Partizipationsforschung deckt.

Die autoritäre Persönlichkeit: "Mitgliedschaft" in einer Bewegung erfolgt nicht aufgrund persönlicher Interessen oder Gruppeninteressen, sondern weil die Bewegung Befriedigung von Persönlichkeitsbedürfnissen verspricht. Dies kann einen "sado-masochistischen" Charakter annehmen: Man bewundert Autorität und neigt dazu, sich Autoritäten zu unterwerfen. Die Ich-Schwäche lässt fremde Ichs als bedrohlich erscheinen, behindert die Wahrnehmung der Anliegen anderer und führt zu einer einseitigen Beurteilung der Umwelt. Antidemokratische,

dogmatische und faschistische Potentiale werden gebildet durch Anhänger von autoritären Persönlichkeiten. Arbeiter sind autoritärer als Mittelschichtangehörige, folglich - nach den Verfechtern dieses Konzeptes - organisieren sie sich eher in "leninistischen" Parteien während die Mittelschichten sozialdemokratische Parteien bevorzugen (müsste allerdings noch empirisch belegt werden). Dieser Ansatz scheint vor allem für basisdemokratische Bewegungen völlig ungeeignet zu sein.

Theorie der Statusinkonsistenz: Inkonsistenz zwischen Einkommen und Bildung oder zwischen Beruf und Einkommen, wie dies etwa bei den Mitgliedern des CND ("committee for nuclear disarmament") in den 1950er und 1960er Jahren in England festgestellt wurde, wird für das Engagement verantwortlich gemacht. Die Inkonsistenz dürfte jedoch eher ein Produkt der Entscheidung für humanistische Ziele sein und nicht Ursache des Engagements.

Was die Erklärungskraft sozial-psychologischer Ansätze für die Entstehung von neuen sozialen Bewegungen anbelangt, so kann wohl im Einzelfall das persönliche Engagement oder die Gewaltanwendung Einzelner erklärt werden, für das Zustandekommen sozialer Bewegungen liefern sie hingegen kaum hinreichende Argumente.

2.3.3.2 Strukturfunktionalistische Ansätze

Als Vertreter von Strukturfunktionalistischen Ansätzen gelten Parsons (1951) und Smelser (1963). Pluralistische Gesellschaften befinden sich in einem Gleichgewicht. Der rasche soziale Wandel (Industrialisierung, Tertialisierung und heute Globalisierung) bringt dieses Gleichgewicht durcheinander. Wirtschaftliches Wachstum, Urbanisierung, Einwanderung usw. zerstören den internen Zusammenhalt der Gesellschaft und führen zu Desorganisation und unkonventionellem Handeln, entweder individuell (Kriminalität, Selbstmord) oder kollektiv (soziale Bewegungen). Solche Ansätze werden auch Zusammenbruchstheorien genannt. Treffen sie zu, so müsste die Mobilisierung in Perioden mit besonders starkem sozialen Wandel am ausgeprägtesten sein.

Argumente gegen strukturfunktionalistische Ansätze sind: Soziale Desorganisation kann nicht am Anfang von Organisation stehen. Die aktiven BürgerInnen sind politisch versiert und eher integriert. Damit eine Bewegung entsteht, müssen die Leute die erlebte Deprivation zuerst als ungerecht erkennen und an die Möglichkeit einer Verbesserung glauben. Sie brauchen Theorien um ihre Vorstellungen zu strukturieren und über die notwendigen Ressourcen für deren Umsetzung.

2.3.3.3 Konflikttheorien

Für die Anhänger von Konflikttheorien lässt sich die Entstehung von kollektiven Bewegungen auf grundlegende, in der Struktur der Gesellschaft verwurzelte Konflikte zurückführen. Solche Konflikte sind begründet in Besitz- und Produktionsverhältnisse, in ethnisch-kulturellen Unterschieden, im Spannungsverhältnis zwischen Zentren und Peripherien und in grundlegend verschiedenen Wertorientierungen. Die Akteure handeln hier rational. Sie stellen Kosten-Nutzen-Überlegungen an: wie kann es zu kollektiver Aktivität kommen, welches sind die Erfolgsaussichten und was sind allfällige Repressionen. Sozio-politische Bewegun-

gen sind eine Gegenstrategie gegen Benachteiligung und Unterdrückung und nicht Ausdruck von Unsicherheit und Orientierungslosigkeit. Der Marxismus kann als Konflikttheorie betrachtet werden, die auf der Frage nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel und der Logik des kapitalistischen Verwertungsprozesses beruht. Wenn man die Art und Weise wie es zum kollektiven Engagement kommt in den Vordergrund stellt, so können Konflikttheorien im Gegensatz zu den Zusammenbruchstheorien auch als Solidaritätstheorien bezeichnet werden.

2.3.3.4 Zusammenfassung

Wenn wir uns an eingangs erwähnten impliziten Grunddimensionen zurückerinnern, so können die diskutierten Ansätze in einer Vier-Felder-Tabelle zusammengefasst werden. Der vierte Ansatz, der Ressourcen-Mobilisierungsansatz, wird im nächsten Abschnitt behandelt.

Tabelle: Ansätze zur Erklärung von sozialen Bewegungen

		Perspektive	
		Akteur	System
Machtverteilung	Gleichgewicht	Sozial- psycholog. Ansätze	Struktur- funktionalist. Ansätze
	Konflikt	<i>Ressourcen- Mobilisierungs- Ansatz</i>	Konflikt- Theorien

Ganz ähnlich wie bei den Ansätzen zur Entstehung der Parteien kann auch hier die versöhnliche Feststellung angebracht werden, dass mit diesen verschiedenen Ansätzen zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten versucht wurde, zum Teil gänzlich voneinander verschiedene Phänomene zu erklären. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen entstehen vor allem dann, wenn für einen einzelnen Ansatz ein Allgemeingültigkeitsanspruch erhoben wird.

Weiterführende Schwerpunkte:

- Unterschiedliche Weltbilder: Akteur- vs. Maschinenmodell
- Machtverteilung in der Gesellschaft: Elitisten vs. Pluralisten

2.4 WIE UND WARUM SIND SOZIALE BEWEGUNGEN AKTIV UND ERFOLGREICH?

2.4.1 Der Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatz

Der Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatz unterscheidet sich von den bereits diskutierten anderen Ansätzen in zwei Punkten (vgl. Giugni 1995: 49):

- Seine Anhänger verwerfen die Vorstellung, dass am Anfang eines Mobilisierungsprozesses Unzufriedenheit und soziale Desintegration steht. Sie legen vielmehr das Schwergewicht auf die soziale Organisiertheit als zentrale Voraussetzung für kollektive Aktionen.
- Zudem wird die Verfügbarkeit von Ressourcen, welche für eine erfolgreiche Mobilisierung notwendig sind, thematisiert.

Im Zentrum des Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatzes steht nicht die Frage nach dem "Warum" sondern vielmehr nach dem "Wie" es überhaupt zu sozialen Bewegungen kommt.

Giugni (1995: 49 ff.) unterscheidet drei Versionen des Ressourcen-Mobilisierungsansatzes: eine soziologische Version, eine ökonomische Version und eine "relationelle" Version. Letztere unterscheidet sich von den beiden anderen dadurch, dass nicht die Herausbildung einer Bewegungsorganisation im Vordergrund steht, wie dies etwa bei McCarthy und Zald (1977) der Fall ist, sondern vielmehr von polyzentrierten, segmentierten und informellen Netzwerken ausgegangen wird. Beispielhaft beschäftigen wir uns hier nur mit der soziologischen Version. Einer ihrer Vertreter ist Tilly.

Das Mobilisierungsmodell von Tilly (1978) ist zweiteilig. Es unterscheidet ein Mobilisierungsmodell im engeren Sinne, welches die mobilisierende Bevölkerungsgruppe betrachtet, und ein Modell im weiteren Sinne, welches auch die Interaktionspartner berücksichtigt. Das engere Modell geht aus von den Begriffen Interessen, Organisation und Mobilisierung:

- **Interessen** lassen sich bestimmen aus den Äusserungen der untersuchten Bevölkerung oder aus der Analyse ihrer sozialen Position (subjektive vs. objektive Interessen).
- Aufgabe der **Organisation** ist es, die Handlungsbereitschaft zu stabilisieren. Dies geschieht durch die Herausbildung einer kollektiven Identität und die Akkumulation von Ressourcen. Durch die Organisation wird eine minimale zeitliche Beständigkeit gesichert. Eine Organisation kann sein: formal oder informell, von "oben" (Elite, Avantgarde) oder von "unten" (Szene, basisdemokratische Organisation) aufgebaut, hierarchisch oder horizontal strukturiert.
- **Mobilisierung** charakterisiert einen Prozess, bei dem eine Gruppe von einer passiven Ansammlung von Individuen zu einem aktiven Teilnehmer an politischen Entscheidungen wird. Anstelle des Begriffs "Mobilisierung" könnte auch Gamsons Begriff "Aktivierung der Handlungsbereitschaft" gesetzt werden (Gamson 1975).

Der zweite Teil des Modells umfasst die Begriffe Repression/Begünstigung, Macht und Chancen/Bedrohung:

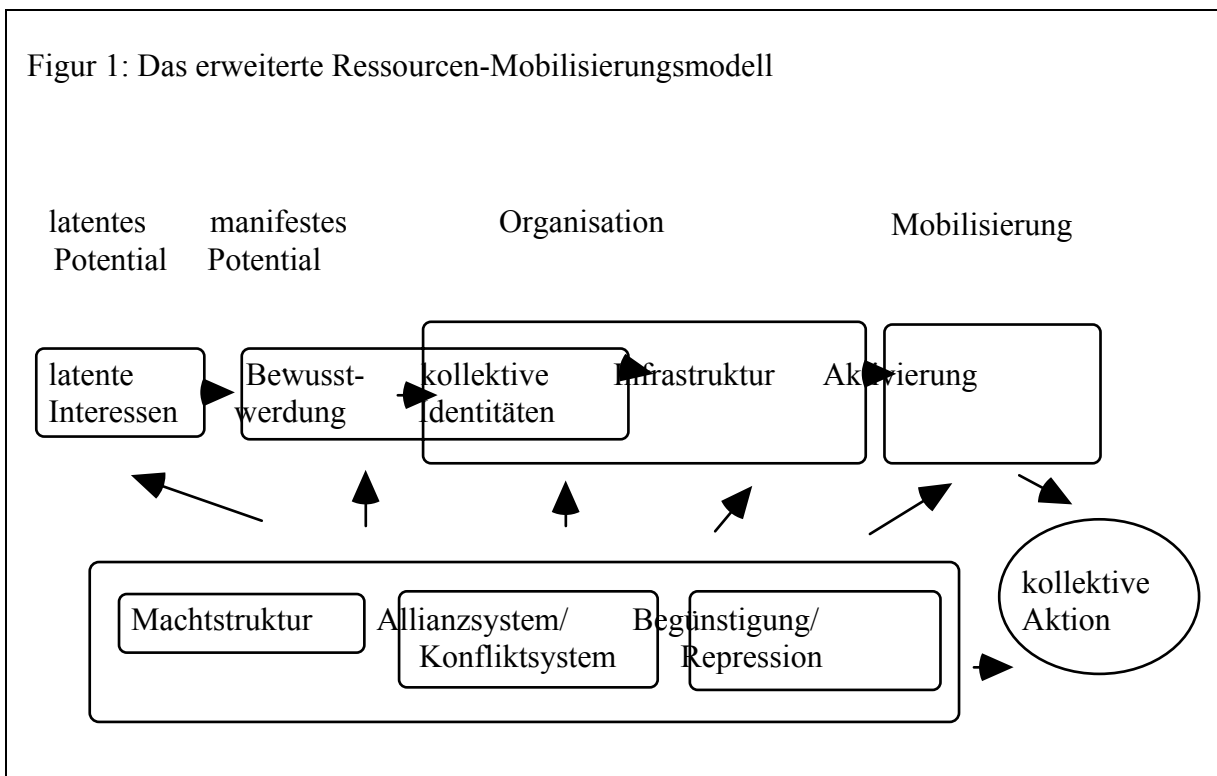
- Mit **Repression/Begünstigung** meint Tilly jede Aktion eines anderen Akteurs, welche die Kosten für eine erfolgreiche Mobilisierung erhöht oder senkt. Dies kann in verschiedenen Phasen des Mobilisierungsprozesses geschehen.
- Die **Macht** einer Gruppe ist das Ausmass, in welchem sie sich gegen die Interessen eines konfliktiven Akteurs durchzusetzen vermag. Dies entspricht in etwa der bekannten Definition von Max Weber (Die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, unabhängig davon worauf diese Chance beruht). Dies ist eine eindimensionale Vorstellung von Macht. Mehrdimensionale Konzepte berücksichtigen u. a. auch die Herbeiführung von Entscheidungen oder die Unterdrückung von Entscheidungssituationen (vgl. Bachrach 1969, Bachrach/Baratz 1963, Luke 1974).
- Unter **Bedrohung und Chance** wird die Verletzlichkeit der Regierung (z.B. kurz vor Wahlen) respektive die Forderung der vorherrschenden Meinung an die mobilisierende Gruppe (Kalter Krieg, Nestbeschmutzer) verstanden.

Dieser zweite Teil des Modells kann im Prinzip auf die Machstruktur und die Reaktion der Interaktionspartner und damit auf das Konflikt- und Allianzsystem reduziert werden. Sieht man zudem Rückkoppelungen im Modellverlauf vor, so verliert es seine Statik und wird dynamisiert.

Kriesi hat den Versuch unternommen, das Modell von Tilly zu verfeinern und den Bewusstwerdungsprozess, die Herausbildung der Organisation und das politische System stärker in den Vordergrund gerückt (vgl. Figur).

Damit werden auch sogleich die verschiedenen Schwachstellen deutlich:

1. Der Übergang von einem latenten Potential zu einem manifesten Potential. Warum entsteht die Bereitschaft, sich zu organisieren und kollektiv zu handeln (Bewusstwerdungsproblem)?
2. Wie entsteht aus einem manifesten Potential eine handlungsfähige Bewegung. Wie bildet sich eine minimale Organisationsstruktur heraus?
3. Organisationen haben spezifische Probleme wenn es darum geht, das Bewusstwerdungsproblem und das Ressourcenproblem zu lösen und die Handlungsbereitschaft zu stabilisieren.
4. Wie reagieren die anderen Akteure auf der politischen Bühne? Die Stellung einer Bewegung im politischen System sollte berücksichtigt werden.



Problem 1: Wie entsteht die Bereitschaft sich zu organisieren? Grundvoraussetzungen sind: eine gemeinsame sozio-strukturelle Lage und das Erkennen gemeinsamer Interessen. Nach pluralistischen Vorstellungen genügt es, dass die Individuen erkennen, dass sie gemeinsame Interessen haben, welche durch kollektives Handeln gefördert werden können. Damit haben sie auch Anreize, sich in Gruppen zusammenzuschließen und es gibt keine Hindernisse zu überwinden. Entsprechend haben Pluralisten auch optimistische Vorstellungen von westlichen Demokratien. Olson (1965) liefert jedoch mit seinem Konzept der "öffentlichen Gütern" ein Gegenargument gegen die Pluralisten. Tatsache ist, dass sich die meisten sozialen Bewegungen für öffentliche Güter stark machen. Weshalb sollen sich die Individuen aber auch engagieren, wenn sie als Free Riders ebenso davon profitieren können? Drei Auswege stehen nach Olson zur Verfügung: Verhandlungen, selektive Anreize oder Zwang.

Kritiker von Olson machen geltend, dass auch normative Orientierungen Motive für kollektives Handeln sein können. Moe (1980) bemerkt, dass Individuen unterschiedliche Nutzenfunktionen haben können. Neben selektiven Anreizen existieren auch Solidaritätsanreize (Freundschaft, Status) und zielorientierte Anreize (Prinzipien, Werte). Die Frage ist natürlich nun, ob Ziel- und Solidaritätsanreize nicht auch eine Form von selektiven Anreizen sind (vgl. Steiner 1996). Dieser Punkt wird auch von Fireman/Gamson (1979) aufgegriffen, die sich gegen eine solche "Aufweichung" des Begriffs der selektiven Anreize wehren. Selektive Anreize sollte ihrer Meinung nach nur für direkt fassbaren Nutzen verwendet werden.

Olson bezieht sich zudem in seinem Ansatz auf die Mitgliedschaft in bereits existierenden Gruppen (Lobbies, Interessengruppen, Gewerkschaften) und somit nicht auf den eigentlichen Ausgangspunkt eines Mobilisierungsprozesses. Er erklärt damit vielmehr die Teilnahme an einer bestehenden Organisation und nicht die Bereitschaft zum Aufbau einer sozialen Bewe-

gung. Will man erklären, warum sich die Individuen in einer frühen Phase eines Mobilisierungsprozesses zusammenfinden, in welcher sie noch kaum genaue Vorstellungen über allfällige Vorteile haben, so ist das Konzept der selektiven Anreize nicht hinreichend.

Es bestehen allerdings auch Schwierigkeiten, die Herausbildung von normativen Orientierungen zu erklären. Sie sollen ja nicht so definiert werden, dass sie mit den selektiven Anreizen zusammenfallen. Wie verlaufen diese Prozesse auf individueller Ebene? Weshalb kommt ein grosser Teil der Gesellschaft nicht dazu, sich zu mobilisieren? Hier haben sozialpsychologische und systembezogene Ansätze weniger Probleme. Erstere liefern die Motive, letztere die Gründe für die Mobilisierung. Der RM-Ansatz versucht sich aber gerade von diesen Ansätzen zu distanzieren. Zwar können die gemeinsame sozio-strukturelle Lage und das Erkennen gemeinsamer Interessen als Bedingungen für die Herausbildung normativer Orientierungen aufgeführt werden. Die eigentlichen Prozesse, welche schliesslich zum Beispiel zu Solidarität führen, oder eben nicht, bleiben jedoch unklar. Es zeigt sich hier, dass die Stärken des RM-Ansatzes zur Erklärung kollektiven Handelns beim "Wie" und nicht beim "Warum" liegen.

Problem 2: Wie entsteht aus einem manifesten Potential eine handlungsfähige Organisation? Oberschall (1973) nennt zwei Dimensionen, welche für die Herausbildung von solidarischem und schliesslich kollektivem Verhalten von Bedeutung sind: die vertikale Segregation und die horizontale Integration. Tilly (1978) stellt hier die Totalität einer Bevölkerungsgruppe in den Vordergrund. Diese ist umso grösser, je mehr die Gruppe eine soziale Kategorie darstellt und je eher sie über ein integriertes Beziehungsnetz verfügt (CATNET). Fireman/Gamson (1979) schliesslich zählen 5 Faktoren auf, die der Organisation förderlich sind. Es sind dies: Freunde und Verwandte, gemeinsame Beteiligung an anderen Organisationen, gemeinsamer Lebensstil, gemeinsame Position in den Machtrelationen und keine Exit-Möglichkeiten.

Problem 3: Probleme der Organisation: Was hat man unter der Organisation einer Bewegung zu verstehen? McCarty/Zald (1977) unterscheiden zwischen "Social Movement Organization", "Social Movement Industry" und "Social Movement Sector". Unter den verschiedenen beteiligten Gruppen kann es allerdings zu Abgrenzungsproblemen kommen.

Oberschall (1973) weist darauf hin, dass ein Bevölkerungspotential mit schon bestehenden Organisationen viel leichter zu mobilisieren ist, dass es zu "Block-Rekrutierungen" kommen kann. Politisch aktive und bereits organisierte Leute sind für den Aufbau einer neuen Organisation besonders wichtig.

Die Rolle der Organisation ist je nach Phase des Mobilisierungsprozesses unterschiedlich. In welche Richtung entwickelt sich eine Organisation? Interessant sind hier die Diskussionen, welche auf die Arbeiten von Weber und Michels zurückgehen und den Organisationen mit zunehmendem Alter generell eine Tendenz zu Zielverschiebung (Organisationserhaltung löst inhaltliche Ziele ab), Oligarchisierung und Machtkonzentration unterstellen.

Problem 4: Soziale Bewegungen müssen in ihrem Konfliktkontext analysiert werden. Ideologien und verfolgte Ziele haben entscheidende Konsequenzen für einen Mobilisierungsprozess. Einfluss haben aber auch die Antagonisten und Allianzpartner. Je nach politischem System bestehen unterschiedliche Voraussetzungen für neue soziale Bewegungen. Und schliesslich kann auch Repression einen Mobilisierungsprozess stoppen oder beschleunigen.

Der Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatz hat die Erforschung der sozialen Bewegungen in der Schweiz lange Zeit stark beeinflusst.

2.4.2 Der POS-Ansatz

Schwächen des Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatzes liegen wie erwähnt in seiner Beschränkung auf den Ablauf des Mobilisierungsprozesses. Die Interaktion mit dem politischen System wird zu wenig berücksichtigt. Es gilt also die soziale Bewegung wieder verstärkt in einem Konfliktkontext anzusiedeln und die Elemente des politischen Systems zu berücksichtigen. Damit rückt auch die Frage, warum es zu sozialen Bewegungen kommt, wieder stärker in den Vordergrund.

Eine solche Weiterentwicklung des Ressourcen-Mobilisierungs-Ansatzes, die sich verstärkt mit Gegebenheiten des politischen Systems auseinandersetzt, ist das Konzept der "political opportunity structure" (POS). Das POS-Konzept geht zurück auf Eisinger (1973), welcher sich vor allem auf die "openness of a political system to challenges addressed by social movements" bezog (vgl. Kriesi/Wisler 1996: 19). Kriesi und seine Mitarbeiter waren massgeblich an der Weiterentwicklung dieses Konzeptes beteiligt. Weitere Arbeiten und Autoren sind beispielsweise: Tarrow (1995), Kriesi et al. (1992), Kitschelt (1986), Giugni (1995).

Empirisch wurde untersucht, weshalb es in bestimmten Ländern häufiger zu neuen, sozialen Bewegungen kommt (Kriesi et al. 1992, Kriesi et al. 1995), oder auf die Schweiz bezogen, in welchen Kantonen häufiger Aktivitäten von sozialen Bewegungen auszumachen sind (vgl. Kriesi/Wisler 1996). Kriesi und Wisler (1996) kommen etwa bei ihrem Vergleich zwischen der Westschweiz und der Deutschschweiz zum Schluss, dass die Möglichkeit direktdemokratische Partizipationsmittel zu benutzen, die meisten sozialen Bewegungen veranlasst, dies auch zu tun und dass dies einen besänftigenden Einfluss auf die sozialen Bewegungen hat. Sehr radikale Bewegungen mögen auf eine direktdemokratische Beteiligung verzichten. Hat jedoch eine (kantonale) politische System tiefe direktdemokratische Zugangshürden, haben solche radikalen Bewegungen weniger Legitimität und sind weniger erfolgreich (Bsp. militante Jugendbewegung: harte Reaktionen in der Deutschschweiz, weichere Reaktionen in der Westschweiz).

2.5 SOZIALE BEWEGUNGEN UND POLITISCHE PARTEIEN

Historisch gesehen entstanden die meisten (schweizerischen) Parteien aus sozialen Bewegungen. Von Interesse sind die unterschiedlichen Beziehungsformen zwischen einer sozialen Bewegung und einer Partei und zwar sowohl im Zeitverlauf wie auch nebeneinander.

Kriesi (1986: 345 ff.) nennt vier Modelle, die das Verhältnis zwischen Parteien und Bewegungen beschreiben: das Stufenmodell (Bewegung als historische Vorstufe der Partei), das Schöpfquell-Modell (Bewegung als funktionales Komplement einer Partei, POCH; Alternativbewegung aus Sicht der Partei), das Avantgarde-Modell (Partei ist der Bewegung übergeordnet, SAP; leninistisches Organisationsprinzip) und das Sprachrohr-Modell (Partei ist ein Instrument der Bewegung, POCH; Partei aus Sicht der Alternativbewegung).

Dass das Verhältnis zwischen Parteien und sozialen Bewegungen alles andere als unproblematisch ist, liegt mitunter in den unterschiedlichen Orientierungsweisen und strukturellen Unterschieden begründet. Bewegungen orientieren sich an grundsätzlichen Prinzipien, die nicht verhandelbar sind (Entweder-oder-Konflikte (Imhof 1996: 169)), Parteien verkünden zwar auch Prinzipien in ihren Programmen, ihr politisches Handeln ist aber viel stärker durch unmittelbare Interessen geleitet, und sie lassen sich - vor allem im Schweizer Konkordanzsystem - dauernd auf Verhandlungen und Kompromisse mit ihren Gegnern ein (vgl. Kriesi 1986: 347). In der Terminologie von Imhof (1996: 169) beschränken sich Parteien im Unterschied zu Bewegungen auf zeitlich befristete, kompromissfähige und revidierbare "Mehr-oder-weniger-Konflikte".

Auch was die Zeitperspektive ihrer Forderungen anbelangt, zeigen sich Unterschiede. Bewegungen orientieren sich entweder an unmittelbaren Auseinandersetzungen, Ereignissen oder Kämpfen, oder haben eine sehr lange Zeitperspektive (Kriesi 1986: 347). Mit anderen Worten: Der Subito-Mentalität verpflichtet oder auf die Revolution verträöstend. Parteien haben demgegenüber eine mittelfristige Perspektive.

Aus diesen Unterschieden wird ersichtlich, welches Potential aus einer erfolgreichen Zusammenarbeit zwischen einer Partei und einer Bewegung entstehen kann. Die Partei profitiert vom politischen Druck, den die Bewegung erzeugt, und die Bewegung verfügt damit über einen wertvollen Brückenkopf und Allianzpartner im politischen Entscheidungszentrum (wir werden im Abschnitt über die Bewegungsparteien nochmals auf dieses Phänomen zurückkommen).

2.6 SOZIALE BEWEGUNGEN IN DER SCHWEIZ

Herausbildung und Gestaltung der politischen Institutionen und die "Institutionalisierung" der politischen Akteure lassen sich auch in der Schweiz auf "bewegte Zeiten" zurückführen (vgl. dazu Imhof 1996: 172, welcher auch auf die relevanten Quellen verweist):

- Ohne radikal-demokratische Bewegung in den 1830er und 1840er Jahren, ohne Verfassungsbewegung, Aargauer Klosterstreit, Freischarenzüge und Sonderbundkrieg keine Bundesverfassung.
- Ohne Verfassungskämpfe im Kontext des Kulturkampfes zwischen der demokratischen Bewegung und dem damals bewegungsförmigen politischen Katholizismus der 1860er und 1870er Jahren keine Partialrevision der Bundesverfassung 1874.
- Ohne Arbeiterbewegung, die sich in den 1880er und 1890er Jahren stabilisierte und radikalisierte, keine Teilintegration des politischen Katholizismus gegen die neue Opposition. Danach sorgte die Arbeiterbewegung zusammen mit verschiedenen bürgerlichen Schutzbünden und den Bauernbewegungen für eine "rundum bewegte Schweiz" ausgangs des ersten Weltkrieges.

Die Einführung des Proporzwahlsystems 1919 sicherte danach den vier grossen politischen Kräften eine in etwa ihrer Mobilisierungskraft entsprechende Vertretung im Nationalrat und damit waren die Grundsteine für die vier grossen Parteien endgültig verankert.

In der Krise der 1930er Jahren entstand eine "eigentliche Bewegungsflut", die erst mit der geistigen Landesverteidigung wieder zurückging. Zu dieser Zeit entstanden: die "Frontenbewegung", die "Jungbauernbewegung" der "Landesring", die "Richtlinienbewegung" und die (liberale) "Sammlung der Mitte".

Nach dem zweiten Weltkrieg gelang der "linkssozialistischen Sammlungsbewegung 'PdA'" einen Einbruch ins schweizerische Parteiensystem. Die Ära des Kalten Krieges blieb mit Ausnahme der "Ungarnbewegung" und vereinzelt "Naturschutzbewegungen" eher bewegungsfrei.

In den 1960er und 1970er Jahren erlebten Bewegungen wiederum eine Hochkonjunktur. "Nationale Aktion" und "Schwarzenbach-Republikaner" auf der rechten Seite sowie die "Neue Linke", die "Frauen-", "Umwelt-", "Drittwelt-" und "AKW-Bewegung" auf der linken Seite prägten die politischen Auseinandersetzungen in grossem Masse.

Die 1980er Jahre erlebten die "Jugendbewegung", welche in die "Bewegung der urbanen Autonomen" mündete, sowie Bewegungen im Rahmen der Asylrechtsdebatte und der Armeefrage.

Der weltweite Integrationsprozess und die Europafrage führten zu Beginn der 1990er Jahre zur Aktivierung der integrationsfeindlichen "Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS)" und der "Pro Europa-Bewegung", welche mit verschiedenen Initiativen den Anschluss der Schweiz an Europa zu sichern sucht.

In jüngster Zeit hat vor allem die Anti-Globalisierungsbewegung für Aufmerksamkeit gesorgt. Die multilateralen Wirtschaftsorganisationen (Weltbank, IWF und WTO/GATT) sowie Wirtschaftsforen wie das World Economic Forum (WEF) sehen sich der Kritik einer Vielzahl von Gruppen und Organisationen ausgesetzt, die sich mit Fragen wie den Drittweltbeziehungen, Umweltproblemen, Arbeitslosigkeit, Frauenfragen, Verkehrsaspekten etc. beschäftigen und die Legitimität multilateraler Handelspolitik immer stärker in Frage stellen. Seit der WTO-Konferenz 1999 in Seattle hat dieser Konflikt eine neue Dimension angenommen. Bei einer Vielzahl von Konferenzen, die sich mit dem Abbau globaler oder regionaler Handelschranken befassen oder an denen sich die Weltwirtschaftseliten oder politische Eliten treffen (WEF, EU, NAFTA, WTO, G8), kommt es zu Demonstrationen und teilweise zu massiven Ausschreitungen.

Besonders gut dokumentiert ist die Zeit von 1945 - 1978 durch ein grossangelegtes Forschungsprojekt unter der Leitung von Hanspeter Kriesi, welches aufgrund von Zeitungsartikeln rund 6000 politische Aktivierungsereignisse erfasste (Kriesi et al. 1981).

Auf der Basis dieser Erhebung wurden in einer zweiten Projektphase ausgewählte Fallstudien über verschiedene Typen und Formen von sozialen Bewegungen erstellt (vgl. Kriesi et al. 1985). Beispiele untersuchter Mobilisierungsprozesse sind: die "Union des producteurs suisses", die verschiedenen Bewegungen in der Jurafrage, die Proporzinitiative der jungen CVP im Wallis, der nationale Streik der Gewerkschaft Druck und Papier im Jahre 1980, der Konflikt um die Seestrasse in Richterswil, der Fall "Wiedikon" als Beispiel einer Mobilisierung

im Bereich Schule, die Erklärung von Bern und der Widerstand gegen ein geplantes AKW in Graben.

Ganz ähnlich wurden auch für die Zeit von 1975 bis 1989 Aktivierungsereignisse erhoben (vgl. Giugni 1995). Diese Studie, welche erneut von Hanspeter Kriesi geleitet wurde, wurde auch in Frankreich, Holland und Deutschland durchgeführt, so dass Vergleiche zwischen den Ländern angestellt werden konnten.

2.7 SCHLUSSFOLGERUNGEN UND AUSBLICK

Wir haben in diesem Kapitel eine ganze Reihe von Theorien kennen gelernt, welche die Entstehung von politischen Bewegungen zu erklären versuchen. Der Blick auf die Unterschiede zwischen den verschiedenen sozialen Bewegungen, die zu den verschiedensten Zeitepochen die politische Bühne betraten, legt den Schluss nahe, dass es wohl kaum eine allgemeingültige Theorie gibt, welche das wann, warum und wie von sozialen Bewegungen zu erklären, geschweige denn vorherzusagen vermag. Je nach Bewegungstyp, Entstehungszeitpunkt und historischem Zeitpunkt scheint der eine oder andere Ansatz besser geeignet zu sein.

Soziale Bewegungen sind für die Entstehung und Entwicklung von politischen Parteien von entscheidender Bedeutung. In diesem Sinne ist es falsch, von einem grundsätzlichen Antagonismus zwischen Bewegungen und Parteien auszugehen. Sowohl die grossen Parteien wie auch die kleineren oppositionellen Gruppierungen lassen sich alle - mehr oder weniger direkt - auf soziale Bewegungen zurückführen. Neben diesem für die politischen Parteien konstitutiven Element haben sie auch eine ganz spezifische inhaltliche Funktion. Sie greifen in der Regel Themen auf, welche von den Parteien vernachlässigt werden. Damit werden sie zu wichtigen Trägern von Ideen.

In der Regel ist die Lebensdauer von sozialen Bewegungen im Vergleich zu den Parteien deutlich kürzer. Dies ist jedoch nicht in erster Linie bedingt durch ihre Ideen und Forderungen, sondern ist vor allem auf ihre schwache organisatorische Ausprägung und die praktisch fehlende Einbindung ins politische System zurückzuführen. Kommt es nicht zu einer Institutionalisierung in Form einer straffer geführten Bewegungsorganisation, so ist das Ende der Bewegung absehbar.

Beschleunigt wird der Untergang einer Bewegung durch das Verschwinden des für ihre Entstehung ursächlichen Leidensdruck, die Erfüllung ihrer Anliegen oder die Übernahme ihrer Forderungen durch die etablierten Parteien. Gerade hier erfüllen aber die Bewegungen eine wichtige Inputfunktion, welche die (manchmal zu einer gewissen Trägheit neigenden) Parteien zu notwendigen programmatischen Anpassungsleistungen zwingt. Der Wandel der SP von einer Arbeiterpartei zu einer "Partei des fortschrittlichen Mittelstandes" mit den entsprechenden ideologischen und programmatischen Anpassungen lässt sich ohne die neuen sozialen Bewegungen in den 1970er und 1980er Jahren nicht erklären.

3 MEDIEN

3.1 EINLEITUNG - DIE POLITISCHE ÖFFENTLICHKEIT

Das politische Raisonement in der Informationsgesellschaft wird geleistet durch mediale Kommunikationszentren, als Akteure, Gate Keeper, Agenda Setter und Kommunikatoren, sowie von ökonomisch-kommerziellen Kommunikationszentren (Public Relations-Agenturen, Marketingabteilungen, Medienstäbe) und politische Kommunikationszentren (Verbände, Parteien, Lobby-Agenturen, Behörden) (Imhof 1996: 165). Mit anderen Worten: Systemtheoretisch gesehen vermengen sich hier die drei Teilsysteme Medien, Wirtschaft und Politik.

In der Ära der Parteipresse und des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, die in der Schweiz bis in die 1960er Jahre erhalten blieb, bestand eine direkte Verbindung zwischen Medien und politischen Parteien respektive eine formalisierte Beziehung zwischen dem politischen System und den elektronischen Medien (Imhof 1996: 1965 f.). Die politischen Inhalte - die politischen Ideen - wurden durch vorgegebene Ausgewogenheitskriterien beim Rundfunk und politische Selektionslogiken bei der Parteipresse bestimmt (Imhof 1996: 166).

Anders - so postuliert die These von der Medienpartei - sieht das Beziehungsgeflecht zwischen den drei Teilsystemen und damit auch die Konstitution der Öffentlichkeit heute aus: Die klassische Symbiose von Politik und Medien wird durch die Symbiose von Ökonomie und Medien abgelöst (Imhof 1996: 166). Mit der Verschmelzung von publizistischen und ökonomischen Interessen zum renditeorientierten Medienunternehmen entsteht das Bedürfnis (oder mag das Bedürfnis entstehen), sich eine politische Bewegung zu leisten, um partikuläre Interessen in den Legislativ- und Exekutivorganen des Staates zu etablieren (Imhof 1996: 166).

Gehen wir schrittweise der Entwicklung der Medienlandschaft und dem Kampf zwischen den verschiedenen politischen Akteuren um den Zugang zur politischen Öffentlichkeit nach.

3.2 DIE PARTEIPRESSE

Das Grundmuster der politischen Kommunikation in der Schweiz war im 19. und weitgehend auch noch im 20. Jahrhundert durch einen Aussenpluralismus bestimmt. Die Zeitungen waren Parteiblätter. Der öffentliche Diskurs entstand aus den liberalen, radikalen, konservativen, demokratischen und sozialistischen Stimmen (Blum 1996: 203).

Diese Phase begann in der Schweiz, wie übrigens auch zum Beispiel in Österreich (vgl. Schmolke 1996) mit eigentlichen "Medienparteien". Zeitungen bildeten mit ihrem Abonnentenstamm Gesinnungsgruppen und stellten **Vorformen von Parteien** dar (Blum 1996: 203). Noch Ende des 19. Jahrhunderts bezeichnete man im Kanton Baselland die Rechtsfreisinnigen als "Lüdinpartei", nach der Familie Lüdin, Besitzerin der "Basellandschaftlichen Zeitung", und die Linksfreisinnigen als "Landschäftlerpartei", nach der oppositionellen Zeitung "Der Landschäftler" (Blum 1996: 203).

Erst die Herausbildung von eigentlichen Parteiorganisationen, welche - zumindest teilweise - versuchten, sich nach dem Mitgliederprinzip zu organisieren, machte die Zeitungen zum verlängerten Arm der Parteien, zu "Organen" oder "Tribünen". Die entsprechenden Gründungsdaten der Parteien auf nationaler Ebene sind: Sozialdemokraten 1888, Liberaldemokraten 1893, Freisinnigen 1894, Christlichdemokraten 1894/1912 und die Bauern 1917/1937).

Die Ausbildung einer starken Parteiorganisation und die Bindung an ein Parteiorgan stehen in einem wechselseitigen Verhältnis (Gruner 1964: 286). Je geringer der organisatorische Apparat, desto grösser die enge Bindung an ein Parteiorgan. In einer historischen Betrachtung kann daraus die These abgeleitet werden, dass die anhaltende Bedeutung der Parteipresse - Gruner bezeichnet Mitte der 1960er Jahre die Bindungen der Leser an die Parteiorgane noch als sehr stabil - die Herausbildung von Parteiorganisationen mit klaren Mitgliederstrukturen lange Zeit behindert hat. Die schwach organisierten schweizerischen Massenparteien wurden also lange Zeit gestützt durch die Struktur der Schweizer Parteipresse. Während eine Massenpresse fast ganz fehlte, kannte die lokale Presse eine weit über ihren engen Rahmen hinausgehende Bedeutung (Gruner 1964: 284).

Gruner zählt Mitte der 1960er Jahre 370 politische Zeitungen, die grossenteils über ein historisches Alter verfügen. Von diesen 370 Zeitungen sind zwar nur 237 offizielle Organe von Parteien, aber von den 133, die sich als unabhängig und neutral ausgeben, sind wohl kaum mehr als 5 wirklich unabhängig. Alle anderen stehen mindestens einer bestimmten Parteikonstellation nahe, was sich daran zeigt, dass die betreffenden Redaktoren als Angehörige einer bestimmten Partei auftreten und in der Regel aktiv Parteipolitik machen (Gruner 1964: 285).

Dieser Aspekt ist vor allem im Vergleich zu den heutigen Verhältnissen von Interesse. Ende der 1990er Jahre ist beispielsweise Peter Niggli, ein bekannter Stadtzürcher Politiker und Journalist, von seinem politischen Amt zurückgetreten, weil Journalismus und Parteipolitik heute nicht mehr unter einen Hut zu bringen seien und er als freischaffender, parteigebundener Journalist Schwierigkeiten hatte, seine Arbeiten zu verkaufen. Zahlreiche grössere Zeitungen, von der NZZ einmal abgesehen, untersagen ihren Journalisten mehr oder weniger direkt ein aktives und öffentliches Engagement in einer Partei.

3.3 DER NIEDERGANG DER PARTEIPRESSE, ZEITUNGSSTERBEN UND PRESSEKONZENTRATION

Einen kurzen und lesenswerten Überblick über die Entwicklung der Parteipresse in der Schweiz und die Schwierigkeiten der linken und katholischen Blätter gibt Blum (1993). Die Randständigkeit der „roten und schwarzen Presse“ geht auf ihre Entstehungszeit zurück und ist systemimmanent.

In der Schweiz erfolgte der Niedergang der Parteipresse relativ spät. Erst seit 1968 begannen sich die Zeitungen von den Parteien zu emanzipieren und sich an einem Binnenpluralismus zu orientieren.

In zahlreichen Städten und Regionen fanden Fusionen statt, bei denen parteigerichtete Blätter durch unabhängige ersetzt wurden. Teilweise fusionierten dabei sogar die Parteiblätter alter

politischer Gegner oder zumindest Konkurrenten. Hier einige Beispiele aus Blum (1996: 203):

- in Chur die "Neue Bündner Zeitung" (demokratisch) und der "Freie Rätier" (freisinnig) zur "Bündner Zeitung", die seit November 1996 auch das von Christoph Blocher jahrelang gehaltene "Bündner Tagblatt", welches zwar noch weiter von einer unabhängigen Redaktion betreut wird, besitzt und verlegerisch betreut. Damit tritt sie neun anderen Zeitungen aus Glarus, St. Gallen und Schwyz bei und es entsteht die Südostschweiz.
- in Basel die "National-Zeitung" (freisinnig, dann non-konform) und die "Basler Nachrichten" (liberalkonservativ, dann liberal) zur "Basler Zeitung",
- in Luzern das "Vaterland" (christlich-demokratisch) und das "Luzerner Tagblatt" (freisinnig) zuerst zur "Luzerner Zeitung", dann die "Luzerner Zeitung" und die eher etwas progressiven parteiunabhängigen "Luzerner Neusten Nachrichten" zur "Neuen Luzerner Zeitung",
- in Genf 1998 Le Temps aus dem Journal de Genève et Gazette de Lausanne und Nouveau Quotidien,
- Aargau: Aargauer Zeitung aus Aargauer Tagblatt und Badener Tagblatt.

Ähnliche Beispiele zu erwähnen gäbe es aus Delsberg, Baden und Liestal, Neuenburg usw.

Vergegenwärtigt man sich die Bedeutung der Presse für die Parteien, so werden auch die Folgen des "Zeitungssterbens" und der Presskonzentration und damit der Niedergang der eigentlichen Parteipresse für die Parteien ersichtlich. Die Parteien verlieren nicht nur das ihnen früher kostenlos zur Verfügung gestandene Sprachrohr, sondern auch ein wichtiges Medium zur Einbindung von Parteisympathisanten.

Die grosse Mehrheit der politischen Akteure ist heute von den Medien abgekoppelt. Sie muss sich Plätze darin erobern. Dies kann geschehen in Form von gekauften Werberäumen oder dadurch, dass mit Hilfe von "Pseudoereignissen" eine Berichterstattung generiert wird (vgl. Blum 1996: 204).

Ausnahmen von dieser Regel sind oder waren etwa:

- die NZZ,
- Christoph Blocher mit dem "Bündner Tagblatt", Walter Frey mit der "Züri Woche" und Ulrich Schlüer mit der "Schweizerzeit",
- teilweise die SP mit den wenigen verbliebenen sozialdemokratischen Zeitungen

Triebfeder dieser Entwicklungen im Pressewesen sind wirtschaftliche Kriterien. Anstelle des Kampfes um politische Meinungen, tritt ein Wirtschaftskrieg um Leseranteile (vgl. Gruner 1977: 239) und nicht zuletzt natürlich um Inseratenanteile. Bezeichnenderweise haben gerade Zeitungen, die keine feste politische Linie mehr verfolgen, versucht, die redaktionelle Arbeit

durch so genannte Redaktionsstatute vor allfälligen Eingriffen von der Verlagsseite zu schützen (vgl. Gruner 1977: 239).

Parallel dazu hat sich auch ein neues Verständnis von Journalismus herausgebildet. Politische Einschätzungen und Meinungen sind bei den meisten Zeitungen in die Kommentarspalten verdrängt worden (These: Professionalisierung führt zu einer grösseren Austauschbarkeit der Rollenträger!).

Ohne hier über das "wahre Wesen" der Journalisten und Medienschaffenden zu diskutieren, so werden in Lehrbüchern idealtypisch zwei Kommunikatorentypen unterschieden (vgl. z. B. Kunczik 1977: 91):

- solche, die gesellschaftliche Vorgänge mit Abstand betrachten und sich selbst als Transmissionsstelle im Informationsfluss und als neutral-distanzierte Journalisten sehen, und
- solche, die aufklärerisch, engagiert und konfliktorientiert ihre Aufgabe als Wachhunde der Gesellschaft gegenüber den Herrschenden definieren und sich als die den Machtmissbrauch verhindernde vierte Gewalt im Staate verstehen.

Der idealtypische NZZ-Journalist würde sich vermutlich in keiner dieser beiden Kategorien finden. Schwächt man jedoch das zweite Bild etwas ab und betont anstelle der anwaltschaftlichen Stellungnahme für die Schwächern Werte wie Freiheit und Demokratie, so fände er hier seinen Platz.

Interessant sind nun in diesem Zusammenhang auch die unterschiedlichen Argumentationen für die Pressevielfalt:

Im Zeitalter der Parteipresse ging es vor allem um den Meinungspluralismus. Die Pressevielfalt als Bannwald der Demokratie (vgl. NZZ Artikel von René Zeller, NZZ Nr. 302, vom 28./29. 12. 1996).

Gibt es keine journalistischen Unterschiede in der Bearbeitung eines Themas mehr, so braucht es auch keine derart ausgeprägte Pressevielfalt. In diesem Sinne wirken sich die Professionalisierung des modernen Journalismus und seine Ausrichtung auf den reinen Nachrichtenjournalismus zwangsläufig negativ auf die Zahl der Zeitungen aus.

Zum Problem werden jedoch auf der einen Seite die Machtkonzentration und damit auch die Gefahr des Machtmissbrauchs, sowie andererseits die fehlende Konkurrenzsituation, so dass die Qualitätssicherung nicht mehr gewährleistet ist. So finden sich linke und rechte Kritiker der Pressekonzentration. Im besten Fall geben sich Monopolzeitung als Forumszeitungen und der Aussenpluralismus wird durch einen Binnenpluralismus ersetzt.

Diese hier exemplarisch am Beispiel der Zeitungen dargestellte Entwicklung findet auch im Bereich der privaten Radio- und Fernsehstationen sowie auf der Ebene der Medienkonzerne statt (Ringier Gruppe, TA-Media AG, Basler Zeitungs-Gruppe, Edipress, Berner Tagblatt-Medien BTM und die AG der Neuen Zürcher Zeitung).

3.4 BEWEGUNGSPARTEIEN - EINE ERFOLGREICHE ANPASSUNG AN DIE VERÄNDERTEN VORAUSSETZUNGEN

Als Folge des Wandels im Mediensystem, insbesondere dem Niedergang der Parteipresse und der veränderten Selektionskriterien der vor allem an ökonomischen Kriterien und nicht an politischen Inhalten interessierten Medien, haben Bewegungen mit unkonventionellen Aktionsformen und kaum vorhersehbaren Aktivitäten Wettbewerbsvorteile.

"Der Konkurrenzierung durch soziale Bewegungen im Kampf um Medienresonanz passen sich die etablierten Parteien in verschiedener Hinsicht an, indem sie die Symbolisierung von Politik der sozialen Bewegungen kopieren. In der Konkordanzdemokratie der Schweiz führt dies zum irritierenden Effekt, dass etablierte politische Akteure, die an der Macht partizipieren(,) gleichzeitig gegen eben diese Macht medienwirksam agitieren" (Imhof 1996: 168). Es entsteht die "Bewegungspartei".

Die Bewegungspartei ist eine Adaptionsform an den Strukturwandel der Öffentlichkeit. Sie ist ein Zwitter, ein Sowohl-als-auch:

- Sie begeht zum einen den klassischen Weg zu den machtbeladenen Positionen im politischen System und versucht zum anderen den veränderten Bedingungen bei der Erlangung von Aufmerksamkeit und Zustimmung von Seiten des Souveräns Rechnung zu tragen (vgl. Imhof 1996: 166 f.). Damit macht die Bewegungspartei Öffentlichkeitsarbeit im klassischen Sinne über Traktate, Wahlwerbung, Medienkonferenzen und medienwirksame Aktionen in Form von zivilem Ungehorsam, Manifestationen und Protestaktionen (Imhof 1996: 167).
- Sie ist funktional differenziert, hierarchisch kontrolliert und auf zertifizierte Mitglieder beschränkt und sie gibt sich gleichzeitig als offene, basisdemokratische soziale Bewegung mit charismatischer Führung (Imhof 1996: 167).

Beispiele solcher Bewegungsparteien sind heute die Grünen Parteien in Deutschland, Österreich und der Schweiz, die Organisationen der "Neuen Rechten" wie beispielsweise die FPÖ und die Legas in Italien und der Schweiz sowie der "Front National" in Frankreich. Dazu gehört auch die Forza Italia, wobei sie sich stark dem Idealtyp der Medienpartei annähert (Imhof 1996: 167).

Bezeichnenderweise haben die zurzeit erfolgreichsten Schweizer Parteien charakteristische Eigenschaften von Bewegungsparteien:

Die mit ihrer Dramatisierung der Europafrage zur Schicksalsfrage für die Schweiz erfolgreiche "Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz" (AUNS) bildet zusammen mit der SVP (respektive bestimmter Teile der SVP) eine Koppelung von Bewegung und Partei. Die SVP hat sich in dieser Verbindung zur innovativsten Partei der Schweiz entwickelt. Ihre Praxis der Skandalisierung, ihr Regel- und Tabubruch, ihre medienwirksamen Aktionen, ihr publizistisches Auftreten und ihre Nutzung von Charisma gekoppelt mit ihrem Ausnutzen der Orientierungsschwierigkeiten bei den politischen Eliten, ihre Basisarbeit und Allianzpolitik zur Generierung eines Bewegungsmilieus von rechtsradikal bis wertkonservativ erinnern

stark an das Handlungsrepertoire von Bewegungen und machen die SVP zu einer aussergewöhnlich erfolgreichen Bewegungspartei (vgl. Imhof 1996: 180).

Auch die SP hat von ihrem komplexen Verhältnis zu den sozialen Bewegungen profitiert und es ist ihr gelungen, sich nicht nur in bestimmten, neuen Themenbereichen Kompetenz anzueignen und einen Teil der sich von ihre abwendenden Wählerschaft zu ersetzen.

3.5 MEDIEN ALS KONKURRENTEN VON PARTEIEN - MEDIENPARTEIEN

3.5.1 Medien und politische Öffentlichkeit

Durch die verschiedenen Funktionen, welche die Medien heute wahrnehmen (respektive sich anmassen wahrzunehmen), nehmen sie in Staat und Gesellschaft ohne Zweifel ein zentrale Rolle ein. Sie sind:

- Agenda-Setter
- Gate-Keeper
- das moralische Gewissen usw.

"Arena", "Kassensturz" und "10 vor 10" vermögen Themen und Forderungen zu lancieren und die öffentliche Diskussion entscheidend zu bestimmen.

Am Beispiel der Arena lassen sich aber auch die Grenzen einer möglichen Medienparteinahme aufzeigen. Die Arena lebt davon, dass die politischen Kontrahenten gegeneinander antreten. Dies tun sie nur solange sich niemand durch Filippo Leutenegger, Patrick Rohr oder Urs Leuthard, und hier bewegen sie sich auf dünnem Eis, benachteiligt fühlt(e). Ihre "Macht" besteht in der Auswahl der Themen und ihrer VertreterInnen. Sie müssen sich davor hüten, sich ihre eigenen politischen Präferenzen anmerken zu lassen.

So wie es keine wertfreie Wissenschaft gibt, gibt es aber auch keinen wertfreien Journalismus. Durch die Auswahl der Themen, die Art und Weise wie sie beleuchtet werden, die Experten, die angefragt und zitiert werden usw., kann die politische Öffentlichkeit entscheidend beeinflusst werden. Es besteht die Gefahr der medialen Parteinahme.

Extrembeispiele solcher "medialer Parteinahmen" sind:

- teilweise die EWR-Abstimmungskampagne
- konzertierte Aktion der Westschweizer Medien zur Mobilisierung der Bevölkerung gegen den Entscheid der Swissair, Intercontinental-Flüge des Flughafens Genf-Cointrin zu streichen

3.5.2 Gebrauch von Medien als Einflussmittel

Wirtschaftliche Akteure, die in eigener Sache in die Politik eingreifen wollen, verschaffen sich die Verfügungsgewalt über Medien. Dieses Modell besitzt in der Schweiz eine gewisse Tradition, wie am Beispiel von Gottlieb Duttweiler (Tat, Brückenbauer, Construire, Markt-

platz), Karl Schweri (flächendeckende, ganzseitige Inserate in Briefform, zum Beispiel 1968 beim erfolgreichen Referendum gegen das Tabakgesetz, bei der Mithilfe zur Unterschriftensammlung für die Kleinbauerninitiative und beim erfolgreichen Nein zur schweizerischen Blauhelmtruppe) und Otto Ineichen (der ebenfalls mit ganzseitigen Textinseraten in die Politik eingreift) gezeigt werden kann (vgl. Blum 1996: 204).

Allen drei Beispielen ist gemein - so Blum (1996: 206) -, dass Einzelfirmen in die Politik intervenieren und sich zu diesem Zweck der Medien bedienen. Diese Einzelfirmen nehmen am "ritualisierten Abschleifprozess der schweizerischen Verhandlungsdemokratie" nicht oder nur am Rande teil und können es sich daher leisten, den ausgehandelten Konsens zu bedrohen oder zu zerstören. Dank eigener oder "paid media" vermögen sich beachtliche Teile des Volkes für sich zu mobilisieren.

3.5.3 Medien als Parteiersatz

Medienakteure, die in die Politik eingreifen wollen, greifen auf ihre Medien zurück. In Österreich wird diese Rolle etwa im Zusammenhang mit der "Neue Krone-Zeitung" und Hans Dichand, sowie deren Rolle in Sachen Beitritt Österreichs zur Europäischen Union diskutiert (vgl. Schmolke 1996: 195 f.).

Eine solche Rolle spielte in der Schweiz in einem gewissen Sinne die Zeitschrift "Beobachter" (vgl. Blum 1996: 207). Der Beobachter, 1927 vom Basler Reklamefachmann Marc Ras gegründet und in einer Auflage von 650'000 zunächst gratis allen Deutschweizer Haushalten zugestellt, erreichte schon nach zwei Jahren eine Auflage von 400'000.

Der Beobachter verstand sich seit Beginn als Anwalt der kleinen Leute, setzte sich für Gerechtigkeit ein, deckte Missstände auf, erfüllte eine Kritik- und Kontrollfunktion und bot Lebenshilfe und Beratung an (Blum 1996: 207). 1955 lancierte der Beobachter eine Petition für die Verbesserung der AHV, 1962 reichte er eine Volksinitiative für eine bessere AHV ein, 1979 startete er eine Initiative zur Entschädigung der Opfer von Gewaltverbrechen, 1984 sammelte er Unterschriften für einen besseren Tierschutz. Der Beobachter wurde so zu einer Art Parteiersatz (Blum 1996: 207).

Zweifellos über eine grosse Öffentlichkeitswirkung verfügt die SRG. Besonders wirksam ist sie als Agenda-setter (siehe oben). Da sie jedoch mit einer Konzession des Bundes arbeitet, ist sie zur Ausgewogenheit verpflichtet, so dass sie kaum als Ersatz für Parteien taugt.

Weniger gebunden sind die multimedial und mediendiagonal arbeitenden Medienkonzerne (Ringier Gruppe, TA-Media AG, Basler Zeitungs-Gruppe, Edipress, Berner Tagblatt-Medien BTM und die AG der Neuen Zürcher Zeitung). Sie greifen - so Blum (1996: 208) - manchmal punktuell als Akteure in den politischen Prozess ein. Vor allem die nationalen Printmedien (Blick, Le Matin, Tages-Anzeiger, Weltwoche, NZZ, Facts, Hebdo und Sonntagszeitung) sind in der Lage, politische Themen zu lancieren und somit "agenda setting" zu betreiben.

Diese Konzerne sind aber - im Gegensatz zu Berlusconi - in den elektronischen Medien relativ schwach präsent und ihre Spitzenleute Michael Ringier, Hans-Heinrich Coninx (TA-Media), Pierre Lamunière (Edipresse), Hans-Rudolf Hagemann (Basler-Zeitung) oder

Charles von Graffenried (BTM) zeigten bis anhin wenig Lust auf ein politisches Amt (Blum 1996: 209). Die Kampagnen von Ringier für die Wahl von Lilian Uchtenhagen in den Bundesrat (1983) oder die Befreiung der Schweizer Geiseln in Bagdad (1990) blieben ohne grossen Erfolg (Blum 1996: 209).

3.5.4 Medienparteien à la Berlusconi

Seit Alfred Hugenberg, der in der Weimarer Republik nicht nur einen Medienkonzern leitete, sondern auch die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) präsidierte und in dieser Doppelfunktion zu einem Steigbügelhalter Adolf Hitlers wurde, hat sich keine Medienmagnat so direkt und unverblümt in die Politik eingemischt wie Berlusconi, obwohl das Potential dazu bei einem Axel Springer, Robert Maxwell oder Ted Turner durchaus vorhanden gewesen wäre (Wisniewski 1995).

Blum (1996: 201) benennt drei Charakteristiken, die bei Berlusconis Medienpartei Aufmerksamkeit verdienen.

- Hier engagiert sich ein branchenfremder Bauunternehmer im Medienbereich, kauft Zeitungen und Zeitschriften auf und profitiert von der Deregulierung der elektronischen Medien, dies es ihm erlaubt bis zu drei Fernsehkanäle zu besitzen. Führende Figuren können über das Leitmedium Fernsehen mit grosser Reichweite Einfluss ausüben.
- Berlusconi profitierte vom Zusammenbruch des alten politischen Systems und der Diskreditierung der damaligen Regierungsparteien. Sein Zugriff auf die Politik wirkte zwar spontan, war aber bis in Detail geplant und es standen private Infrastrukturen zur Verfügung (Werbekampagnen, Wahlkampfplanung, finanzielle Ressourcen, Parteiorganisation). Er präsentierte sich als Bollwerk gegen die rote Gefahr und es gelang ihm mit der "Forza Italia" eine Partei ins Leben zu rufen, die mehr nach dem Muster eines Fussball-Fanclubs gestrickt war.
- Berlusconi setzte im Wahlkampf und auch nachher seine Medienmacht schamlos zu seinen Gunsten ein. Es besteht keinerlei Gewaltentrennung mehr zwischen politischer Macht und Medienmacht.

Solchen Medienparteien ist entgegenzuhalten, dass sie sich vor allem als Protestparteien eignen. Längerfristig haben sie hinsichtlich einer legitimierten Machtausübung jedoch beachtliche Defizite.

3.6 SCHLUSSFOLGERUNG UND AUSBLICK

In der Schweiz gibt es (noch?) keine Anzeichen für die Herausbildung einer Medienpartei. Allerdings haben die Medien in den politischen Auseinandersetzungen ohne Zweifel an Bedeutung gewonnen. Dieser Wandel ist vor allem für die Arbeit der Parteien von grösster Wichtigkeit.

- Die Präsenz und Darstellung in den Medien wird heute im Hinblick auf ein erfolgreiches Abschneiden bei Wahlen und Abstimmungen deutlich stärker gewichtet. Eventmanagement (Rücktritt Stich).
- Medien fördern Personalisierung. Personen werden auch innerhalb der Parteien immer wichtiger. Wichtige Parteiämter werden mit arena-tauglichen Personen besetzt.
- Punkto Aktualität und Präsentation müssen sich die politischen Inhalte der Parteien der Medienrationalität unterwerfen (möglichst schnell und in Form von 1., 2. und 3., schwarz oder weiss und möglichst polarisierend).

Die Medien sind immer weniger explizit Träger von Ideen ohne jedoch auf ihre politische Funktion zu verzichten. Sie verstehen sich als ethisch-moralisches Gewissen, wenn es darum geht, soziale Missstände aufzudecken, als Aufsichtsorgan zur Verhinderung von Unrechtmäßigkeiten in Wirtschaft, Politik und Verwaltung. Sie nehmen gerne Rekurs auf ihre staatspolitische Verantwortung (so z. B die NZZ wenn es um das Image der Schweiz geht und Jagmettis Äusserungen in der Frage der Holocaust-Gelder nicht hätten veröffentlicht werden sollen, oder der Tages-Anzeiger, wenn es um Rücktrittsforderungen von Politikern geht).

Abgesehen von der Frage, ob nicht dennoch unterschwellig Ideologien verbreitet werden, fliessen immer wieder ideologisch gefärbte Erklärungsmuster und Stellungnahmen in die redaktionelle Arbeit ein. Nicht mehr als solche gekennzeichnet, sind sie aber nicht nur wirksamer sondern auch problematischer.

In jüngerer Zeit ist vor allem auch immer wieder der Einfluss der Medien auf die Politik und die Demokratie ein Thema („Mediendemokratie“, „Amerikanisierung des Wahlkampfes“).

TEIL 2: POLITISCHE IDEEN²²

4 LIBERALISMUS

4.1 POLITISCHE IDEE DES LIBERALISMUS

4.1.1 Herkunft und Entstehung

Der Liberalismus geht auf die seit dem 17. Jahrhundert entwickelten Theorien und Bewegungen zurück, die in Abgrenzung zum Feudalismus

- die auf Tradition und Gottesgnade begründeten Autoritäten infrage stellen,
- den autonomen, vernunftbegabten Menschen behaupten und
- die Institutionen des gesellschaftlichen Zusammenlebens als Produkt zweckrationalen menschlichen Gestaltens verstehen.

Leitmotiv des Liberalismus ist: Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied! Er richtet sich primär gegen die alte Ständegesellschaft mit ihren Privilegien der Geburt. Grundlage für die Entwicklung und Verbreitung liberalen Gedankenguts ist die Herausbildung der kapitalistischen Marktgesellschaften; die ökonomische Theorie des Liberalismus (Wirtschaftsliberalismus) ist daher für seine politische Theorie grundlegend.

Während sich der ideale Bürger der feudalen Ständegesellschaft mit seinem Stand identifizierte, so steht der ideale liberale Bürger für sich allein. Der Mensch ist in seiner Natur rational und ein individueller Nutzenmaximierer.

4.1.2 Wirtschaftsliberalismus

Im Zentrum des Wirtschaftsliberalismus stehen:

- unbegrenztes Privateigentum: Eigentum an Boden (eigentlich: Produktionsmittel) ist ein Naturrecht, erhöht Nutzung und Sorgfalt und mehrt somit das Gemeinwohl (T. HOBBS);
- Markt/Konkurrenz: Die Freiheit, nach bester Einsicht zu produzieren und die Produkte auszutauschen, führt zum grösstmöglichen Nutzen für alle ("invisible hand"; A. SMITH).

²² Der zweite Teil des Skriptes mit Ausnahme des Kapitels 11 über Nationalismus und Rechtsradikalismus stammt ursprünglich von Prof. Wolf Linder.

4.1.3 Liberale Politik

Aus dem Wirtschaftsliberalismus (vgl. 4.1.2) ergeben sich die wesentlichen politischen Forderungen des klassischen Liberalismus: Der Staat ermöglicht und garantiert die privatkapitalistische Marktgesellschaft. Bei allen verschiedenen Gesichtern, die der Liberalismus je nach Zeit und Ort annehmen kann, sind Gemeinsamkeiten/Kontinuitäten erkennbar, die eine Zuordnung unterschiedlicher Theorien und Praktiken zum Liberalismus erlauben:

- Primat der Wirtschaft gegenüber Staat und Politik; allerdings ist dem verbreiteten (Selbst-)Bild, der Liberalismus wolle Staatsaufgaben generell beschränken (Anti-Statismus), mit Vorsicht zu begegnen - tatsächlich wird seine ökonomische Ordnung mit beachtlichem Einsatz staatlicher Mittel errichtet und unterhalten (rechtliche Rahmenbedingungen (z.B. Eigentumsordnung, Vertragsfreiheit), Infrastruktur (z.B. Verkehr, Energie), koloniale Politik, Staatsaufträge;
- unbeschränkter Handel, Gewerbefreiheit;
- Freiheit, Unabhängigkeit des Individuums (Grundrechte); diese scheinbar von der Ökonomie losgelöste liberale Forderung diskutiert MACPHERSON unter der Bezeichnung "Besitzindividualismus"; hier liegt weiterhin ein emanzipatorisches Potential des Liberalismus;
- bürgerliche Privatsphäre;
- Demokratie; gehört nicht zum Wesen des Liberalismus (der klassische Liberalismus lehnt das allgemeine Wahlrecht strikte ab; Gefahr der Pöbelherrschaft); ökonomischer Bereich wird prinzipiell ausgeschlossen; im politischen Bereich nimmt der Liberalismus eine opportunistische Haltung zu demokratischen Institutionen ein, schreibt sie auf seine Fahne, solange die ökonomische Ordnung nicht gefährdet ist (sonst neigt er auch zu konservativ-autoritären Staatsvorstellungen).

Kennzeichen liberaler Politik ist überdies die Scheu vor grossen programmatischen Entwürfen; dagegen "Stückwerktechnologie" (POPPER).

4.1.4 Liberalismus als "Weltbild"

Ausgangspunkt ist das Individuum ("Menschenbild"). Den Liberalismus stützende anthropologische Auffassungen sind insbesondere:

- Mensch als rationales Wesen
- Mensch als Nutzenmaximierer
- natürliche Verschiedenheit (Ausstattung mit Fähigkeiten) der Menschen (Erklärung unterschiedlichen Lebenserfolgs; Konkurrenz als naturgemässes Prinzip gesellschaftlicher Ordnung (teilweise auch zwischen Staaten/Völkern); Nähe zum Sozialdarwinismus)

4.2 TRÄGER DER LIBERALEN BEWEGUNG

4.2.1 Gesellschaftliche Basis

In erster Linie ökonomisch Selbständige sowie darauf Hoffende; Abnahme dieser Schicht führt zum Bemühen der liberalen Parteien, auch die Interessen anderer sozialer Schichten zu integrieren (Bauern, Angestellte), insbesondere durch Einbezug sozial- und rechtsstaatlicher Anliegen (vgl. am Beispiel der Schweiz, unter 4.3).

4.2.2 Parteien

Unterschiede in der Tendenz europäischer Länder, liberale bzw. radikale Parteien hervorzu- bringen (nach BEYME 1982: 48 ff.): Radikale Parteien werden begünstigt durch

- starke Betonung der Werte Massenbeteiligung/Demokratie; Kampf für allg. Wahlrecht
- Existenz einer republikanischen Tradition
- dominante katholische Kultur und durch sie genährten Antiklerikalismus
- wirtschaftliche Unterentwicklung; geringere Beeinflussung durch Manchesterliberalis- mus, weniger Berührungsangst vor Protektionismus und Staatsinterventionismus

Parteien entwickeln sich komplementär. Die Stellung des Liberalismus im Kontext des euro- päischen Parteiensystems wird durch vier Konkurrenzbewegungen geprägt:

- nationale Einigung; wo sie spät erfolgt, gefährdet sie eine einheitliche liberale Bewegung (Italien, Deutschland)
- konservative Gegenbewegung
- Bauernbewegungen
- sozialistische Bewegung; wo sie spät zum Machtfaktor wird, begünstigt dies die Entste- hung radikaler Parteien

4.2.3 Entwicklung

Im Zuge der Entwicklungen im 20. Jh. verlieren klassisch liberalistische Parteien an Bedeu- tung. Dies führt zu einer

- Rückbildung zu Splitterparteien oder einer
- Relativierung der Positionen in zwei Richtungen: sowohl in Richtung Sozialismus (Key- nesianismus, "sozial-liberaler Konsens"), als auch in Richtung Konservatismus (z.B. in England, wo Conservatives Rollenvertretungen der Liberalen übernehmen)

4.2.4 Perspektiven

1. These: Niedergang des politischen Liberalismus (Europa nach 2. Weltkrieg)

- Abnahme des alten Mittelstandes, der traditionellen Rekrutierungsbasis des Liberalismus;
- Monopol für politische Vertretung der Mittelschicht fehlt (anders die Sozialdemokratie für die Arbeiterschaft oder die Christdemokraten für katholisch-konservative Bevölkerungsteile)
- teilweise Übernahme liberaler Inhalte durch andere Parteien macht Profilierung schwierig. These BEYME: In der Masse, wie der zentrale (ideologische) Orientierungspunkt der liberalen Bewegung - die Gewähr der individuellen Freiheit - auch von anderen Parteien glaubhaft besetzt wird, verliert der politisch organisierte Liberalismus an Bedeutung;
- abnehmende Glaubwürdigkeit wirtschaftsliberaler Auffassungen angesichts offenbar werdender Risiken des ungehemmten Wachstums und der neuen Produktionstechniken (BECK: die "invisible hand" wird zum "invisible saboteur" des Systems).

2. These: Renaissance des Neoliberalismus (ab Achtziger-Jahren)

- breite Bewegung eines Anti-Etatismus aufgrund hybrider Staatsentwicklung (Träger sind neben Altreichen: neue Professionelle, neuer Mittelstand);
- "economic man"; moderner Besitzindividualismus als genereller Ideologiehintergrund und real existierende Wertorientierung;
- Erfolg neoliberaler Theorien bei wissenschaftlichen und ökonomischen Eliten und Umsetzung in verschiedenen politischen Gruppierungen;
- gesellschaftliche Umschichtung: Ausgrenzung der ärmsten 10 % der Bevölkerung in der Demokratie;
- Abgrenzung zu Neokonservatismus: Frage nach ethisch-kulturellen Werten und ihrer Reproduktion, die in der neoliberalen Theorie anders beantwortet wird.

Inhaltlichen Positionen des Liberalismus in den USA (vgl. WINTERBERGER, A.K., Strömungen liberalen Denkens in den USA, *Reflexionen*, 18, S. 5-17):

Ausgangspunkt des Staatsinterventionismus in den USA: Roosevelt (1932) mit dem "New Deal". Ausbau des Wohlfahrtsstaates (John F. Kennedy). "Liberalismus verstanden als Linksliberalismus wurde zu einem chamäleonhaften Begriff, der alle Formen des in den USA nicht hoffähigen Sozialismus einschloss und zur Bedürfnisbefriedigung kleinster Randgruppen auf Kosten der Mehrheit diente (Winterberger 1988: 5). Die Krise des Sozialstaates bereitet schliesslich die Präsidentschaft Ronald Reagans vor.

Liberale Strömungen in den USA:

- Das demokratische Laissez faire eines Andrew Jackson (1829-1837)
- Der Sozialdarwinismus von William Graham Sumner (1840-1910) mit seinem "Überleben der Tüchtigsten"

- The Old Right; die sich gegen Social Security und ein weltweites militärisches Engagement der USA richtete.
- Objektivismus (Ayn Rand)
- Libertarianism; libertarians od. conservatives in klassischer Abgrenzung zu den Etatisten. Strömungen und Exponenten sind hier: Die Österreichische Schule der Nationalökonomie (Ludwig von Mises, Friedrich A. von Hayek), die Chicago School (Frank H. Knight, George Stigler, Gary Becker), die Utilitaristen (Milton Friedman) und die Public Choice School (Gordon Tullock, James Buchanan).
- Anarchokapitalisten; Synthese zwischen der Österreichischen Schule der Nationalökonomie und den anarchistischen Philosophen Spooner und Tucker. Hier werden selbst die klassischen Leistungen des Staates (Gerichte, Polizei, Militär usw.) von Privaten erbracht.

Für eine Kritik des "realen" amerikanischen Liberalismus bzw. Neoliberalismus vgl. John Kenneth GALBRAITH, Die Herrschaft der Bankrotteure, Hamburg 1992.

Aktuelle Herausforderungen des Liberalismus (RHINOW, R., in: NZZ vom 16./17. Mai 1987):

Fünf Kernsätze des Liberalismus:

- Liberalismus ist eine gesellschaftspolitische Konzeption. Hauptanliegen sind Freiheit, Würde und Eigenverantwortung des einzelnen Menschen.
- Liberalismus verlangt eine soziale Marktwirtschaft. Es braucht auch Regeln des sozialen Ausgleichs.
- Liberalismus ist eine Geisteshaltung. Der liberale Mensch ist offen.
- Liberalismus gedeiht nur in einem liberalen Staat, der eine Rahmenordnung für die freie Gesellschaft gewährleistet.
- Liberalismus verlangt schliesslich ein demokratisches Gemeinwesen.

Herausforderungen an den Liberalismus

- Der moderne Liberalismus muss sich mit einem ganzheitlichen Menschenbild auseinandersetzen. Der Mensch bleibt zwar (auch) rationales, wirtschaftendes, "nutzenmaximierendes" Wesen, aber er lässt sich nicht darauf reduzieren.
- Wiederbesinnung auf seine Zukunftsoffenheit und Dynamik. Liberalismus obwohl wertkonservativ nicht gleich Konservatismus.
- Was kann der Liberalismus zur Bewältigung der Umweltproblematik beitragen?
- Unter Liberalismus darf nicht nur die Wahrnehmung gegenwärtiger Lebenschancen verstanden werden. Auch der Nachwelt sind Spielräume freier Entfaltung offen zu halten.
- Verhältnis Liberalismus-Staat. Liberale Politik darf nicht a priori staatsfeindlich sein.

Gefahren für den Liberalismus (The perils of complacency. The Economist, 21.12.96, Die Gefahren der Selbstgefälligkeit): Aussage des Artikels: Alle sind heute liberal, Liberalismus wird als etwas Selbstverständliches wahrgenommen und die Gefahren, die von antiliberalen Strömungen ausgehen, werden nicht wahrgenommen.

4.3 LIBERALISMUS AM BEISPIEL DES SCHWEIZER FREISINNS²³

4.3.1 Historische Entwicklung

4.3.1.1 1848: *Freisinn als "staatstragende" Partei*

Der Freisinn, Inbegriff liberaler Politik in der Schweiz, trägt nach der Gründung des Bundesstaates 1848 (siegreich aus dem Bürgerkrieg gegen Konservative hervorgegangen) zuerst allein und später mit der absoluten Mehrheit im Bundesrat die Regierung. Trotz breiter Basis wird die Politik durch eine schmale Besitz- und Bildungselite um A. Escher gemacht. Ihr stehen Schlüsselgestalten der Wirtschaft nahe.

Zur Stabilisierung des jungen Staates wird das Wahlrecht unerwünschter Gruppen zunächst eingeschränkt (z.B. Jesuiten); im Mehrheitswahlsystem werden durch gezielte Abgrenzung der Wahlkreise nicht genehme Minderheiten ausgeschaltet. Sitzmehrheit in allen drei Räten bis 1919.

Vorherrschaft der Liberalen im Bund, Rückzug der Konservativen auf Stammlande im Schutz des Föderalismus.

Mit dem politisch-philosophischen Liberalismus französischer Prägung vermischt sich ein Manchesterliberalismus der aufstrebenden Industrie.

4.3.1.2 *Bis zum 1. Weltkrieg: drei ideelle Strömungen, drei Parteiflügel, eine "Grossfamilie"*

Allmähliche Aufspaltung in drei Hauptströmungen:

- Liberale: rechter Flügel der Freisinnigen Grossfamilie; wollen "manchesterliche" Wirtschaftsordnung, bekämpfen Gleichheitspostulate und direktdemokratische Beteiligung; neigen von Beginn des Bundesstaates weg zu konservativer Grundhaltung;
- Radikale: wollen liberale Forderungen radikal durchsetzen; Ziel: zentralistischer nationaler Staat als Grundlage neuer sozialer Ordnung; stellen Volk über die Verfassung und sprechen ihm das Recht auf Revolution zu; haben beträchtlichen Einfluss auf Gründung des Bundesstaates;
- Demokraten: Repräsentativverfassungen der Dreissigerjahre (1830) sollen durch rein demokratische Staatsformen ersetzt werden; mit dem Recht auf Referendum und Initiative verwirklicht (1874 und 1891); befürworten Staatsintervention; 1894 Abspaltung der Zürcher Demokraten, die sich der neu gegründeten FDP anschliessen; als Reaktion darauf Äusserste Linke (auch "Sozialpolitische Gruppe"), bemüht sich um Integration der

²³ E. GRUNER, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977; ders., Schweiz, in: F. WENDE (Hg.), Lexikon zur Geschichte der Parteien in Europa, Stuttgart 1981, 599-625; R. MEIER, Der schweizerische Freisinn, Zürich 1978.

Arbeiterschaft durch Lösung der sozialen Frage (Interventionismus), hofft auf klassenversöhnende Wirkung einer ausgebauten Demokratie, will so den marxistischen Sozialismus abwehren.

Funktionen der freisinnigen "Innendifferenzierungen":

- Möglichkeit der Verbreiterung der Wählerschaft (nicht nur Selbständige und Unternehmer, sondern auch Bauern, Angestellte, z. T. Arbeiter oder laizistisch Gesinnte);
- Ausgleich wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und regionaler Gegensätze;
- ausreichende Aktionseinheit, Mehrheitspolitik (erster Einbruch: Referendum)

Im 1. Weltkrieg wird die freisinnige Strategie des Ausgleichs parteiintern gleich dreifach strapaziert:

- Gegensatz zwischen alter und jungfreisinniger, sozialpolitisch orientierter Generation;
- Austritt der Romands aus der FDP-Fraktion;
- wirtschaftlich-soziale Interessenspannungen, zwischen Arbeitgebern und Angestellten, bäuerlichen Produzenten und städtischen Konsumenten, Grossunternehmern und mittelständisch kleingewerblichen Erwerbszweigen. An beiden Flügeln bröckelt die Partei ab, was sich in den Wahlen 1919 niederschlägt.

4.3.1.3 *Ende der Alleinherrschaft*

Mit der ersten Proporzwahl (1919) verliert der Freisinn seine Vormacht im Parlament, gibt Sitze an die neugegründete bäuerlich-gewerbliche Partei (später SVP) ab. Schadensbegrenzung durch beginnende Bürgerblock-Politik, gemeinsame Abwehr linker Kräfte.

Gegensätze innerhalb der Partei werden durch ständiges Aushandeln bei Sachfragen überbrückt; dies erklärt wechselnde Präferenzen zwischen staatsinterventionistischen (AHV, Agrarprotektionismus, staatliche Planung) und antietatistischen Zielsetzungen.

Die Zwischenkriegszeit mit Wirtschaftskrise bringt verschärfte soziale Gegensätze, die nach staatlichen Eingriffen rufen. Der zweite Weltkrieg lässt Freiheitsrechte in den Hintergrund treten (Zensur, andere kriegsrechtliche Massnahmen).

4.3.1.4 *Nachkriegszeit bis 1975*

Bereits während des Krieges Öffnung für sozialpolitische Postulate. Nachher, in der generellen Periode der "Entideologisierung" und Öffnung der schweizerischen Parteien zu "Volksparteien": geringere ideologische und praktische Differenzen zwischen den grossen Gruppierungen von FDP, CVP und SP. "Fallweise" Kooperation verdichtet sich zu Regierungskoordanz ab 1959 (Treibende Kraft allerdings: CVP (Kath.-Konservative), während der Freisinn Mühe hatte, von der "Staatspartei" zur blossen "Regierungspartei" zu werden).

Vorrangstellung Freisinn hält sich indessen über seine intensivere Verflechtung zur organisierten (Unternehmer-)Wirtschaft (Verbandsstaat und vorparlamentarisches Verfahren).

Ideologische, kantonale Unterschiede (Links-/Rechtsfreisinn) bleiben, nicht zuletzt aufgrund unterschiedlicher regionaler Wählerbasis.

4.3.1.5 *Neueste Zeit ab 1975*

Reideologisierung im Zuge der weltwirtschaftlichen Rezession (Nullwachstum beendet Periode der "beidseitigen" Verteilung von Zuwächsen) und des Aufkommens neoliberaler Strömungen.

Ideologisch zwischen Neoliberalismus und Neokonservatismus (Wirtschaftsfreiheit und Appell an moralische Normen und Sekundärtugenden).

Bürgerblockpolitik zusammen mit CVP und SVP unter den gemeinsamen Nennern: Senkung resp. Begrenzung der Staatsausgaben und -aufgaben sowie der Gesetzgebungstätigkeit; Postulate der Privatisierung (hin und wieder aus ökonomischen Effizienzgründen gefordert, oft aber auch von rein politischen Motiven der Umverteilung resp. Kostenverlagerung geleitet); Umlagerungen im Staatshaushalt (mehr innere und äussere Sicherheit, weniger Sozialpolitik); Verbesserungen der Rahmenbedingungen der Unternehmen durch Fiskal-, Infrastruktur- und Wirtschaftspolitik; Marschhalt der Sozialpolitik.

Nach seiner Blüte in den Ende 1970er anfangs 1980er Jahren ("Mehr Freiheit, weniger Staat") ist der Freisinn in den letzten Jahren etwas unter Druck geraten. Ursächlich sind parteiinterne Probleme (z.B. Kopp-Affäre) und konzeptuelle Schwierigkeiten, sich in der sich wandelnden Gesellschaft zurechtzufinden (Modernisierungsprozess). Der Aufbruch zu einer fortschrittlichen liberalen Partei (Visionen 2007) ist nach den Nationalratswahlen 1999 ins Stocken gekommen.

4.3.2 *Dem Liberalismus nahe stehende Parteien*

Dem Liberalismus nahe stehende Parteien neben der FDP sind: die Demokratische Partei der Schweiz (DPS), die Liberale Partei der Schweiz (LPS), der Landesring der Unabhängigen (LdU) und die Liberalsozialistische Partei der Schweiz (LSP).

4.3.3 Fazit Liberalismus in der Schweiz

- Im Gegensatz zu anderen europäischen Liberalen hält der Freisinn im schweizerischen Staat eine geschichtlich durchgehende Sonder- und Vormachtstellung inne. Diese mag auf verschiedensten Faktoren beruhen, u. a.:
 - Fähigkeit zur Umwandlung von der Unternehmer- zur Volkspartei; in fast allen Kantonen breite Wählerschaft
 - Fähigkeit zum Ausgleich mit neuen Kräften
 - privilegierte Stellung zu Unternehmer- und Arbeitgeberorganisationen
- nach Verlust der absoluten Mehrheit im Bund bis Ende des 20. Jh. tonangebende Kraft im Bürgerblock, heute wird die Vormachtstellung durch die SVP bedroht.
- liberale Ideologie relativ pragmatisch; Verbindung der individuell-ökonomischen Werte mit generell verbreiteten, individuell-politischen oder individuell-sozialen Werten (latenter Anti-Etatismus resp. Partikularismus, hohe Besetzung von Arbeit und individueller Leistung etc.)

Fragen zum Selbststudium

1. Der Liberalismus ist in der Schweiz eine politisch dominante Kraft.
 - Erläutern Sie das anhand der Besetzung von Spitzenpositionen in Bundesverwaltung und -betrieben.
 - Formulieren Sie Hypothesen, weshalb der Liberalismus in der Schweiz - im Gegensatz zum Ausland - eine parteipolitische Vormachtstellung hat behaupten können.
2. "Eigenverantwortung" ist ein zentraler Begriff in der liberalen Argumentation
 - Erläutern Sie das aufgrund des liberalen Menschen- und Gesellschaftsbildes
 - Welche Einwände haben Sie?
3. Nehmen Sie als Liberale/r Stellung zum Brutalo- und Pornoverbot.
4. Worin unterscheidet sich die FDP Schweiz vom politischen Kurs eines Schröders oder Blairs?
5. Überprüfen Sie, anhand eines tagespolitischen Geschäfts, wie weit Sie die hier behandelten Positionen in Argumentation und Vorstößen der freisinnig/liberalen Fraktion der Bundesversammlung finden.

5 KONSERVATISMUS

Zwei zentrale Punkte stehen im Vordergrund (aus Fetscher/Münkler 1985: 56-67):

- a) Konservatismus heute lässt sich kaum mit dem klassischen Konservatismus vergleichen, wie er sich im letzten Jahrhundert herausgebildet hat.
- b) Fall Schweiz: Wo sind die Konservativen?

Beyme (1984) führt in seiner Übersicht über die Sitzanteile der konservativen Parteien Europas (S. 77 ff.) einzig die SVP auf. Er behandelt die CVP unter dem Abschnitt über die Christdemokratischen Parteien (S. 116 ff.). Historisch gesehen gehört die CVP aber wohl eher zu den konservativen Parteien, d.h. zu den Parteien, die als Gegenbewegung zu den Liberalen und Radikalen entstanden sind. Die SVP hat sich erst später herausgebildet.

Typisch für den Fall Schweiz ist:

- Keine royalistische Vergangenheit.
- Lange Zeit Monopolisierung des konservativen Potentials durch die christlich-katholischen Parteien. Heute beanspruchen Teile der SVP das konservative Potential für sich.
- Die Dominanz der Liberalen und die konfessionelle Segmentierung haben die konservative Partei davor bewahrt, allzu stark auf wirtschaftsliberale Werte einzuschwenken.

5.1 BEGRIFFLICHES

5.1.1 Konservatismus

"Einleitung" und Begriffliches (Geschichtliche Grundbegriffe 1982: 531).

Konservatismus, konservativ sind **Kunstwörter** bzw. Neologismen. Sie waren von Beginn an stark **geprägt von den politischen Gegenbegriffen** (Liberalismus, Demokratie, Radikalismus).

Während beispielsweise Liberalismus und Sozialismus an verhältnismässig klaren Wertvorstellungen festzumachen sind, fehlen dem Konservatismus, zumindest teilweise, solche Muster. Konservativ meint bewahrend im Verhältnis zu fortschrittlich. Was aber soll bewahrt werden?

Wortgeschichte (Geschichtliche Grundbegriffe 1982: 537 ff.)

Herkunft: von lat. conservare (aufbewahren, instand halten, retten). Der Begriff wird erst im Verlauf der französischen Revolution zu einem politischen Begriff: Ursprünglich dient er nicht zur Bezeichnung einer antirevolutionären Position, sondern einer Politik, welche die

Errungenschaften der Revolution bewahren sollte: "Constitution conservatrice de la liberté des lois" (1789); "conserver les vrais principes de la liberté" (1794).

Der Begriff ist auch im Selbstverständnis des Napoleonischen Systems enthalten, welches die Revolution voraussetzt und die Angriffe der Konterrevolution und der zweiten radikalen Revolution abzuwenden sucht.

Erst als sich nach der Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie Parteikonstellationen herausbildeten, welche sich in der unterschiedlichen Beurteilung der zwischen 1789 und 1814 geschehenen Veränderungen unterschieden, trat der Begriff "conservateur" seinen Weg als programmatische politische Richtungs- und Parteibezeichnung an, welcher auch ausserhalb Frankreichs aufgenommen wurde (Geschichtliche Grundbegriffe 1982:538).

Bedeutend war dabei Chateaubriands Wochenzeitschrift "Le Conservateur" (1818-1820), ein Organ der Royalisten und Gegenstück zur liberalen "Minerve française".

In England wurde 1830 die alte Tory Party von John Wilson Croker erstmals bewusst als "Conservative Party" bezeichnet. Der britische Konservatismus als politische Gruppierung wird aber auch vielfach als Erfindung von Sir Robert Peel dargestellt, als Wandlung des alten Toryismus, der als Folge der Grossen Reform Bill 1832 notwendig wurde (Beyme 1984: 68).

Abgrenzung: Konservatismus vs. Traditionalismus

Konservatismus als politische Grundhaltung ist (ohne dass der Begriff dafür bereits existiert hätte) älter als die Französische Revolution und beispielsweise in Deutschland als Reaktion auf die Aufklärung, auf natur- und menschenrechtliche Ideen und auf praktische Reformen aufgeklärter Regierungen zu beobachten. Dieser Konservatismus war jedoch eingebettet in einen allgemeinen Traditionalismus, bei dem die Ablehnung von Veränderung stärker war als der Wille zu aktiver Gestaltung.

Karl Mannheim (1927) unterscheidet zwischen Konservatismus als einem spezifisch historischen und modernen Phänomen und Traditionalismus als einer allgemeinen menschlichen Eigenschaft, die sich darin äusserst, dass wir an allem Althergebrachten zäh festhalten und nur ungern auf Neuerungen eingehen. Allerdings hat auch der Traditionalismus eine historisch und sozial geprägte Komponente. Dennoch kann festgehalten werden: Traditionalismus ist eine voraussetzende, nicht aber eine notwendige und gewiss keine hinreichende Bedingung für politischen Konservatismus (Geschichtliche Grundbegriffe 1982: 532).

Konservativ vs. bewegungsfeindlich (antimodern)

In Deutschland bildete sich nach 1840 ein bewusster politischer Konservatismus heraus, der nach seinem Selbstverständnis weder restaurativ und bewegungsfeindlich war, noch sich darin erschöpfen wollte, die Revolution zu bekämpfen.

Nicht gegen den Wandel, sondern gegen Zeittendenzen, die den Wandel zu grundlegenden Veränderungen weitertreiben wollten, richtete sich der an Selbstvertrauen erstarkte Konservatismus.

Je weniger die Konservativen ältere Zustände wieder herstellen oder bestehende Verhältnisse bloss festhalten, Veränderungen verhindern und Veränderer bekämpfen, sondern eine Lösung der Gegenwartsprobleme, die auch sie als solche erkannten, anbieten wollten, desto mehr wurden sie ideenpolitisch aktiv (Geschichtliche Grundbegriffe 1982: 547). Ihr Programm zielte darauf ab, die Grundelemente konservativen, sozialen und politischen Denkens unter veränderten Bedingungen zur Geltung zu bringen. Solche Elemente waren (Geschichtliche Grundbegriffe 1982: 547):

- die Überzeugung von der natürlichen Ungleichheit der Menschen
- Lebensrecht und Wert lokaler und regionaler, ständischer und institutioneller Besonderheiten
- Wahrung historischen Rechts
- Bejahung persönlicher Herrschaft
- Bevorzugung der Praxis vor der Theorie
- Ablehnung der sittlichen Autonomie des Individuums
- Ablehnung aller allgemeinen Kategorien und Konstruktion der Gesellschaft nach rationalen Prinzipien.

Der "Wandel" des Konservatismus

Die Unterschiede zwischen dem antidemokratischen, antiliberalen (und teilweise antikapitalistischen) Altkonservatismus, dem klassischen populistischen Konservatismus des 19. Jh., und dem Neokonservatismus von heute erklären sich mit der Veränderung seiner sozialen Basis und mit der Veränderung der politischen, sozio-kulturellen und ökonomischen Zustände, gegen die sich die Konservativen zu Wehr setzen.

Bewusst konservative Ideen und Ideologien entstanden aber erst durch die Herausforderungen der bürgerlichen Revolution und die damit verbundene "Umwertung der Werte". Bedroht wurden die Privilegien der Geistlichkeit und des Adels insbesondere durch

- die demokratische Freiheit (Partizipation aller an der Gestaltung der politischen Verhältnisse),
- den liberalen Relativismus und
- die Infragestellung der überlieferten Eigentumsordnung (durch den Egalitarismus und den Sozialismus).

Die frühkapitalistische Wirtschaftsweise (Fabrikarbeit) wurde von den Konservativen schon sehr früh kritisiert. Die Vorschläge auf eine Verbesserung der Zustände liefen jedoch in der Regel auf eine Neubelebung älterer Verhältnisse hinaus.

In England beispielsweise präsentierten sich konservative Politiker (z. B. Benjamin Disraeli) - im Interesse der Stimmenmaximierung - als Verteidiger der Arbeiter. Es waren populistische Konservative, welche, früher als die Liberalen, auf eine Ausweitung des Wahlrechts drängten. Im Gegensatz zu den englischen Konservativen waren die Konservativen auf dem europäischen Kontinent der parlamentarischen Demokratie skeptischer gegenübergestellt.

Die britischen Konservativen bauten jedoch ihre Vorbehalte gegenüber dem industriellen Kapitalismus weitgehend ab (Söhne des Hochadels traten in die Geschäftswelt ein). Die Labour Party musste sich ursprünglich mit den Liberalen verbünden, verdrängte diese jedoch nach dem Ersten Weltkrieg als zweite Partei. Die Konservativen übernahmen fast vorbehaltlos die wirtschaftsliberalen Prinzipien und aus dem populistischen Konservatismus wurde ein kapitalistischer, mit einer gehörigen Portion Nationalismus (Falkland-Konflikt).

Auch auf dem Kontinent gibt es heute kaum noch Vorbehalte der Konservativen gegenüber dem Industriekapitalismus. Die konservativen Parteien, welche sich heute meist nicht mehr so nennen, vertreten die Gesamtheit der ökonomisch Bessergestellten, der Selbständigen, der Finanzwelt, des Handels und der Industrie.

Die liberalen Parteien hingegen sind in der Regel klein, vertreten den Mittelstand, Handwerker und kleine Unternehmungen sowie Teil der aufstiegswilligen Angestellten (Fletscher/Münkler 1985: 59). Die Schweiz bildet hier die grosse Ausnahme. Sie besitzt eine starke liberale Partei, welche auch die wirtschaftliche Elite organisiert und in der CVP sind auch Bauern und Arbeiter organisiert.

In den grossen konservativen Parteien ist durchaus ein gewisser Widerspruch vorhanden. Auf der einen Seite propagieren sie Nationalismus und industrielle Freiheit, auf der anderen Seite propagieren sie überlieferte Werte wie Fleiss, Sparsamkeit, Treue, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft usw., welche im kapitalistischen Konkurrenzkampf kaum Platz haben. Die Schweizer "Lösung" hat diesen Widerspruch entschärft, wobei auch hier der Widerspruch zwischen christlicher Ethik und Wirtschaftsdenken nicht vollständig aufgelöst ist.

Gemäss Fletscher/Münkler (1985: 60) ist jedoch, was die ökonomische Auffassung anbelangt, der Konservatismus vom Liberalismus nicht mehr zu unterscheiden. Das Dogma, dass die Freie Marktwirtschaft als solche sozial ist, wird von den konservativen Parteien übernommen. Dies steht allerdings in Widerspruch mit den päpstlichen Enzykliken "Rerum Novarum", "Quadragesimo Anno" und "Progressio Popularum", nach welchen die freie Marktwirtschaft von sich aus keineswegs das sozialgerechte Optimum garantiert.

Angesichts der Krise des industrialistischen Fortschrittsoptimismus wird eine neue Strömung innerhalb der Konservativen wieder belebt: die **Wertkonservativen**, die im Namen der Menschenwürde solidarische Beziehungen zwischen Menschen, schonenden Umgang mit der Umwelt sowie Rücksicht auf die Interessen der Nachkommen und der Dritten Welt fordern (- > Ökologie). Die Wertkonservativen lassen sich den nach wie vor am Wirtschaftswachstum orientierten **Strukturkonservativen** gegenüberstellen.

5.1.2 Neokonservatismus²⁴

Beim Neokonservatismus handelt es sich um eine geistespolitische Strömung, welche in den USA seit Mitte der 1970er Jahre und in Westeuropa seit Beginn der 1980er Jahre auftaucht.

Neokonservatismus ist ein kritischer Begriff, eine Fremdbezeichnung, welche von den Kritikern dieser Strömung eingeführt wurde. Nur wenige - Irving Kristol in den USA, Hermann Lübke im deutschsprachigen Raum - haben diesen Begriff für sich akzeptiert.

Dubiel (1985: 475) unterscheidet drei Verwendungen dieses Begriffes: eine publizistische, eine kulturkritische und die Verwendung der wissenschaftlichen Zeitgeschichte.

Der **in den Medien verwendete Begriff** bezieht sich vor allem auf die neoliberalen Wirtschaftspolitiken (Thatcherismus, Reaganomics), das heisst auf die monetaristischen Strategien der restriktiven Fiskalpolitik und Steuersenkungen. Damit unterscheidet sich der Begriff jedoch kaum von der Bezeichnung neo-liberal.

Der **kulturkritische Begriff** des Neokonservatismus bezieht sich auf die verschiedensten Formen der intellektuellen Abkehr von ehemals sozialistischen Positionen. Damit bezieht er sich auf den Rechtsdrift der französischen Linksintelligenz, die Wahlerfolge liberal-konservativer Parteien und die antimodernistischen Tendenzen der neuen sozialen Bewegungen.

Der harte Kern der **wissenschaftlich orientierten neokonservativen Weltanschauung** bildete in den USA eine bekannte Gruppe von Geistes- und Sozialwissenschaftler. Es sind diese unter anderen Daniel Bell, Samuel Huntington und Seymour Martin Lipset. Ihre Plattform bilden die vom American Jewish Committee herausgegebene Zeitschrift "Commentary" und die wissenschaftspolitische Vierteljahresschrift "Public Interest".

Das bundesdeutsche Pendant vereinigt jene intellektuelle Gruppierung, welche sich vor allem mit ihrer Kritik an der Studentenbewegung und an der sozialdemokratischen Reformpolitik gefunden hat. Der organisatorische Kern wird durch den Bund "Freiheit der Wissenschaft" gebildet. Bei allen fachlichen und parteipolitischen Verschiedenheiten gehören zu dieser Gruppe beispielsweise Hermann Lübke, Golo Mann, Robert Spaemann, Thomas Nipperdey, Friedrich Tenbruck, Wolfram Engels, Helmut Schelsky und Thomas Biedenkopf, die sich alle durch ein liberales Selbstverständnis geeint sehen.

Gemäss Dubiel (1985: 477) sollte bei den Versuchen, die neokonservativen Kreise genau zu beschreiben, nicht das besonders interessante Phänomen vernachlässigt werden, dass der Neokonservatismus sich anschickt, zu einem neuen Paradigma für das praktische Handeln der politischen Eliten wird.

²⁴ Fetscher/Münkler 1985: 475-478: Neokonservatismus.

5.2 KONSERVATISMUS ALS "WELTSCHAU"

Konservative Parteien (Beyme 1984: 68 ff.):

Konservative Parteien haben sich nur selten (Ausnahme Frankreich während der Restauration) als erste Partei organisatorisch verfestigt. In der Regel sind sie die **zweite Partei**, entstanden als organisatorische Antwort auf die Herausforderung von Liberalismus und Radikalismus (Beyme 1984: 67).

Als sich Konservative schliesslich zu organisieren begannen, dann geschah dies unter allgemeiner gefassten Bezeichnungen wie Union, Volkspartei, nationale Sammlungspartei (Finnland), gemässigte Sammlungspartei (Schweden), Rassemblement oder Unabhängige (Frankreich) Beyme (1984: 69 f.). Mit der zunehmenden Demokratisierung und "Verbürgerlichung" der konservativen Bewegung und der Aufgabe des aristokratischen Anspruchs, etwas Höheres als eine Partei zu sein, wurde der Begriff konservativ negativ bewertet. Bis 1945 war es entsprechend dem britischen Vorbild nicht anrühlich, sich konservativ oder "rechts" zu nennen. Nach dem Zweiten Weltkrieg häuften sich jedoch die Umbenennungen: In Luxemburg nannte sich die Partei der alten Rechten neu Christlich-Soziale Volkspartei, die Schwedische Rechtspartei wurde zur Gemässigten Sammlungspartei und die Schweizer Konservative Volkspartei änderte ihren Namen in Christlich-Demokratische Volkspartei.

Es ist nicht einfach, bei den konservativen Parteien Gemeinsamkeiten auszumachen. Die Gründe dafür sind:

- Konservative Parteibewegungen sind oft pragmatische Gegner aller Theorien.
- Tiefgreifenderer Wandel der Ideologien als bei andern Gruppierungen.

Merkmale: (in Anlehnung an K. von BEYME, 1984)

1. Glaube an Walten göttlicher Vorsehung, Bejahung von Ordnung und Schichtung, Zusammengehörigkeit von Freiheit und Eigentum, Fülle traditionellen Lebens, Vertrauen ins (überlieferte) Recht; Rekurs auf "vorgegebene" oder "unveränderliche" menschliche Natur
2. Rekurs konservativer Ideologien auf vorherrschende Religion, in protestantischen Ländern ist der pessimistische Bezug auf die Sündhaftigkeit und Unvollkommenheit des Menschen ausgeprägter.
3. geringer Fortschrittsglaube
4. aus pessimistischen Annahmen über menschliche Natur: Staat als kompensatorischer Faktor, Subsidiarität, jedoch: keine einheitliche Folgerungen (z.B. Sozialpolitik: von Ablehnung, Modellen patrimonial-privater Beschränkung bis zur Förderung staatlicher Modelle)
5. Widerstand gegen gesellschaftliche Modernisierung, später indessen oft Übernahme als "Bewährtes", wobei dies, da weniger programmatisch gebunden, mit weniger Problemen verbunden war als bei anderen Parteien

- Konstitutionalismus und Demokratie (F, A, D)
- Nationalismus (D, I)
- Zentralstaat (CH, USA) oder Staat überhaupt (im ständisch-partikularistischen Konservatismus)
- Industriekapitalismus/Wirtschaft (bis 2. Weltkrieg), dann Einschwenken auf liberalistische Wirtschaftsdoktrin
- Wissenschaft (Milieukatholizismus nach Vaticanum I)

5.3 WICHTIGE EPOCHEN DER EUROPÄISCHEN BEWEGUNG DES KONSERVATISMUS

5.3.1 Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts

Je nach Land verschiedene Bewegung, welche monarchistische Verfassungsmodelle, traditionelle Autoritäten, Normen und Religion etc. gegen politische Bewegungen der Demokratie, der Bildung des (laizistischen) Nationalstaates oder des kulturellen Rationalismus der Aufklärung hält.

5.3.2 Bis zum Zweiten Weltkrieg

Auseinandersetzung mit **organisiertem Industriekapitalismus** auf der einen, dem **Sozialismus** auf der andern Seite. In einzelnen Ländern schlägt restauratives Ordnungsdenken um in Demokratiefeindlichkeit, Antisemitismus/Rassismus, Nationalismus, und Antiparlamentarismus. Erhaltung vordemokratischer gesellschaftlicher Herrschaftsformen (Franco-Spanien), aber auch Beitrag zur Faschismus- und NS-Herrschaft.

5.3.3 Nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach Diskreditierung antidemokratischer/ständisch-nationalistischer Ideologieelemente Neudefinitionen: Legitimation des Privateigentums im Rahmen des industriellen Kapitalismus; **Internationalismus**. **Antikommunismus**, **christliche Weltanschauung als Integrationsklammer grosser weltanschaulicher Volksparteien**.

5.3.4 Jüngste Zeit

5.3.4.1 *Neokonservatismus*

Von politisch/kulturellen Eliten getragene Ideologie, die in erheblichen Teilen dem Neo-Liberalismus verwandt ist, dessen Träger aber nicht eindeutig definierbar sind (neue Splitterpartei in den USA; Wirkung in bestehenden Parteien in Europa)

5.3.4.2 *Wert- und Strukturkonservatismus*

Hat als Begriff über die BRD hinaus kaum grosse Bedeutung. Zeigt aber auf, dass Ökologismus wie Öko-Sozialismus sich teilweise auf (wert-)konservative Ideologieelemente abstützen.

5.4 KONSERVATISMUS ALS POLITISCHE GESTALTUNGSKRAFT AM BEISPIEL DER SCHWEIZ

5.4.1 **Konservative Doktrin**

Gruner (1977: 117) unterscheidet sich in seiner Beschreibung der konservativen Partei von anderen Autoren wenn er sinngemäss schreibt, dass es nicht erstaune, dass die Programmatik der konservativen Partei im Vergleich zur sozialistischen Partei über eine gewisse Kontinuität und Stabilität verfüge. Er belegt dies damit, dass das aus dem Jahre 1881 stammende Programm der "Konservativen Union" fast unverändert im Jahr 1951 von der "konservativen Volkspartei" übernommen wurde. Die Sozialdemokratische Partei weist in der Zeit seit ihrer ersten Gründung 1870 bis 1959 insgesamt elf aufeinander folgende, verschiedene Programme auf.

Der Grund für die Stabilität liegt seiner Ansicht nach in der "zweitausendjährigen Überlieferung" auf der soliden Basis des christlichen Naturrechts und auf der Tradition der von Thomas von Aquin begründeten und von Aristoteles befruchteten katholischen Staats- und Gesellschaftslehre.

Auffallend ist, dass sich Gruner hier auf die katholisch-konservative Doktrin festlegt. Hierfür gibt es in der Tat ein klares Fundament. Es ist aber auch eine Eigenheit, der traditionellen konservativen Partei der Schweiz (CVP), dass sie sich nie vom Katholizismus lösen konnte. Für die Schweiz mag also die Zurückführung auf die "stabile Fundamente" durchaus zutreffen. In allgemeiner gefassten Texten über den Konservatismus sind diese kirchlichen Züge weit weniger prominent.

Das konservative Bild von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft weist nach Gruner (1977: 117) vier Konstanten auf: Personalismus, Pluralismus, Subsidiarität und Solidarität.

Personalismus: Schutz der Persönlichkeit vor Staatseingriffen, insbesondere auf dem Gebiet des kirchlichen Glaubens und des von der Kirche beanspruchten Lebensraumes in Schule, Erziehung, Ehe und Familie.

Pluralismus: Vom Staat wird die unbehinderte Entfaltung der gesellschaftlichen Kräfte, der kirchlichen Institutionen und Organisationen, der Vereine und Parteien, aber auch der untergeordneten Glieder im Staate, insbesondere der Gemeinden und Kantone gefordert. Gefordert wird kantonale Steuersouveränität. Bekämpft werden die überwuchernde Bürokratie, die Verherrlichung der Armee und die Verstaatlichung der Wirtschaft.

Subsidiarität: Staatshilfe für die Schwächen soll nicht ausgeschaltet werden. Diese soll aber so gestaltet werden, dass sie dort wirkt, wo die Selbsthilfe der untergeordneten Instanzen ver-

sagt, wo Familie, Gemeinde, Gewerkschaften oder Kantone nicht wirken können. Subsidiarität als Prinzip: So weit unten wie möglich, so weit oben wie nötig.

Solidarität: Selbsthilfe erfolgt im Sinne von Solidarität und zwar von selbständigen Organisationen auf der Basis des Betriebs und Berufs und der Erwerbszweige, mithin in Form von Betriebs- und Berufsgemeinschaften und von ständischen Zusammenschlüssen.

"Im Bestreben, einen Mittelweg zwischen den beiden Extremen des wirtschaftlichen Individualismus und des Kollektivismus oder der Staatswirtschaft, zwischen hemmungslosem Kapitalismus und klassenkämpferischem Sozialismus aufzuweisen, neigt die konservative Doktrin zur Überschätzung, ja oft zur Verherrlichung mittelständischer Existenzen im gewerblichen und bäuerlichen Erwerbsleben" (Gruner 1977: 118).

Gruner, der vor allem auf die Schweiz bezogen, sich stark an der katholischen Doktrin orientiert, geht von einem ganz klaren Programm der CVP aus. Für eine CDU in Deutschland oder für die Tories in England ist eine solche ideologisch eng gefasst Beschreibung wenig zutreffend.

5.4.2 Sonderstellung zu Beginn des Bundesstaates

Ausgangssituation: nach Sonderbundkrieg werden die katholisch/ländlichen/nichtindustriellen Kantone als Minderheit in den freisinnig/radikalen Bundesstaat eingetopft, sind aber politisch machtlos. Ghettobewegung: **Versuch der Katholiken, sich auf Macht in ihren "Stammländern" zu konzentrieren, wo ihnen der Föderalismus Sonderlösungen ermöglicht** (z.B. im Ehe- und Scheidungsrecht vor Inkrafttreten des ZGB; katholische Schulen und katholische Universitätsgründung Freiburg). Widerstand gegen Zentralismus und Antiklerikalismus. Versuch gesamtschweizerischer politischer Organisation als Katholisch/Konservative misslingt bis **1912**, dem Jahr der Gründung der schweizerischen Konservativen Volkspartei.

5.4.3 Bis zum 1. Weltkrieg:

Selbstorganisation über kulturell-kirchliche Institutionen; **Ausbruch aus dem politischen Ghetto.**

Nationale Parteibildung wird erreicht über **Aktivierung katholischer Vereine** (Studentenverein, Volksverein, Piusverein, Männer- und Arbeitervereine) und Aufbau eigener Presse.

Einführung des Referendums erlaubt Konservativen zunächst systematische Oppositionspolitik. Die Wahl J. Zemp in den Bundesrat 1891 markiert den Beginn der Integration der Konservativen in den freisinnig regierten Bund und die Ersetzung der reinen Mehrheitspolitik durch eine Ausgleichspolitik mit den katholischen Kantonen.

5.4.4 Zwischenkriegszeit (vgl. Gruner 1977)

Katholische Milieukultur und Weltanschauung als Klammer der Integration; Auseinandersetzung mit dem Ständestaat.

Von 1919 bis in die Fünfzigerjahre wird die **Konservative Partei laufend stärker**, ihre Fraktion überflügelt 1943 erstmals die freisinnige. Scharnierfunktion im Ständerat.

Eine formierte katholische Milieukultur gestattet Sammlung eines Potentials, das, politisch-ökonomisch betrachtet, nur wenig gemeinsame Interessen ausweist. Gliederung in "**Standesgruppen**".

- Arbeiter und Angestellte: insbesondere Migration ländlicher Unterschichten in (protestantische) Städte wird aufgefangen in der christlich-sozialen Bewegung; vier Säulen: Arbeiter- und Bildungsvereine, Gewerkschaften, Genossenschaften, parteipolitische Kommissionen. Abgrenzung von der Klassenkampf-Politik von SP und nicht-christlichen Gewerkschaften.
- Bauernschaft: Sammlung katholischer Bauern in bäuerlicher Arbeitsgemeinschaft (30er Jahre: Kath. Bauernbund); Bischof von St. Gallen z.B. verbietet 1924 den kath. Bauern Beitritt zur Jungbauernbewegung. BGB blieb damit auf protestantische Kantone beschränkt.
- Gewerblich-mittelständische Interessen: kongruent mit Ideologie. Mittelständische Puffertheorie, wonach eine breite Mitte den Klassenkampf überwinden und die Fehler von Kapitalismus und Sozialismus heilen könne.

Konservative Sozial- und Wirtschaftsdoktrin kritisiert liberale und egalitäre Demokratie (Richard Gutzwiller, Die Katholiken und die Schweiz, Luzern 1935): Kulturbolschewismus durch Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit. Plädoyer für berufsständische und autoritäre Demokratie. Staat soll autoritäre Struktur der Kirche zum Vorbild nehmen. Jungkonservative: Gegen Parlamentarismus, für Korporationenstaat. Einschränkung Pressefreiheit, Rückkehr zu konfessionellen Schulen, Stimmrecht bei Familienvätern potenziert. Vorschlag auf Totalrevision BV; wird unterstützt von Konservativer Partei. Abgelehnt vom Volk 1935.

5.4.5 Nachkriegszeit

Absetzung vom mittelständisch-korporatistischen Denken. **Stärkung des christlichsozialen Flügels**; 1957 im Zuge von Statutenrevision Umbenennung: Konservativ-christlichsoziale Volkspartei. Weg von der betont antisozialistischen Ausrichtung der 30er-Jahre. **Volkspartei der "Mitte"**; Als Regierungspartei Wegbereiter von Konkordanz und Zauberformel.

Nach Modernisierung der Organisation und Abschleifung innerer Partikularismen 1970 neuer Name CVP (Christlichdemokratische Volkspartei). "**Dynamische Mitte**": CVP geht wechselnde Koalitionen in einzelnen Sachgeschäften zwischen Links und Rechts ein und wird zur Partei des Ausgleichs. In zweiter Rezessionsphase 1981/82 sozialpolitischer Klimawechsel: CVP nähert sich bürgerlich-freisinniger Linie an. Neue "Arbeitsgemeinschaft" des Gewerbe- und Unternehmerflügels. "Säkularisierung und Ökonomisierung" (Altermatt).

und Unternehmerflügels. "Säkularisierung und Ökonomisierung" (Altermatt). Desintegration des katholischen Milieus als mobilisierende und integrierende Kraft der Partei.

Der Wirtschaftsflügel in der CVP (vgl. Altermatt 1986): In der Parlamentsfraktion ist der "Wirtschafts"-Flügel, der sich 1982 in der Arbeitsgemeinschaft "Wirtschaft und Gesellschaft" organisiert hat, eindeutig stärker geworden. Das wirkt sich auf die Linie der Gesamtpartei aus. "Bei den Parolen für eidgenössische Volksabstimmungen folgt der christlichsoziale Flügel in Finanz- und Wirtschaftsfragen häufig nicht der Gesamtpartei, was bei der CVP zu innerparteilichen Spannungen führt, die nur dank einer gemeinsamen weltanschaulichen Basis immer wieder ausbalanciert werden können.

Aktuelle Entwicklungen und Probleme:

In jüngster Zeit Zeichen der Überalterung und Schwierigkeiten, sich in städtisch-protestantischen Zentren zu halten. Anhaltende Säkularisierung.

Rückgang der Wähleranteile bei den Nationalratswahlen: von 21.3 % (1979) auf 16.8 % (1995) und schliesslich auf 15.8 % (1999). Die CVP wird zur kleinsten Partei im Bundesrat. Ihr zweiter Sitz kommt unter Druck.

Rückgang der Sitzanteile in den kantonalen Parlamenten, insbesondere in ihren Hochburgen (SVP!). In den Stammländern gelingt es der SVP Fuss zu fassen. Ursachen dafür sind: Keine klare Anti-Europa-Position, Zentrums-(Mitte-)Politik. Schwangerschaftsabbruch-Debatte.

Ideologische "Neupositionierung": Von der Mitte-Partei zur Zentrumspartei.

Strukturreform: Mitgliederprinzip, Holdingstruktur (abgelehnt), bessere Öffentlichkeitsarbeit. Parteikongresse als Spektakel.

5.4.6 Fazit

- Gemeinsam mit anderen konservativen Bewegungen: restriktive Interpretation von Demokratie (Beschränkung auf institutionellen Bereich; Einschränkungen bei Gefährdungen der öff. Ordnung) und Sozialstaat (Gewährungen, nicht Rechte); gegen "Überlastung" des Staates; pragmatische Anpassungen der Ideologie.
- Durchgängig bis zu Beginn der 60er Jahre: schweiz. Konservatismus als Parteierscheinung der Ausdruck eines kulturell-konfessionell geprägten Milieus. Kein Übergreifen auf das protestantische Milieu (wie etwa die CDU in Deutschland), jedoch, bis in die 60er Jahre, Sammlung der Katholiken in der protestantisch/urbanen "Diaspora".
- CVP umfasst nicht das gesamte konservative "Potential". In internationalen Vergleichen erscheint z.B. die SVP als "konservative" Partei. Seit den 70er Jahren gibt es ein rechtskonservatives Potential (Republikaner, Nationale Aktion, Vigilants, Schweizer Demokraten), das durch keine der grossen Parteien integriert werden kann.
- Ideologischer Wandel: Parallel mit dem Schwinden des Milieukatholizismus Versuch der Emanzipation von der Amtskirche; Mit Beendigung der Überreste des "Kulturkampfes"

Ende der 60er Jahre (Aufhebung konfessioneller Volksschulen auf der einen, des Jesuitenartikels auf der andern Seite) ist auch das säkulare Thema der (gegenseitigen) konfessionellen Diskriminierung vom Tisch. Jedoch bleibend: "Subsidiarität" staatlicher Strukturen in Anlehnung an kath. Soziallehre; Anspruch auf Erfüllung sozialemischer Postulate durch staatliches Recht und Ordnungsdenken. Seit 50er Jahre Versuch der "Wechselstellung" auf dem politischen Spektrum Links-Rechts unter dem Integrationskürzel "Christlich", bringt zugleich wirtschaftliche Interessengegensätze ins Spiel (Christlichsoziale Bewegung - Konservative), die aber seit Mitte der 70er Jahre einseitig (Übergewicht Gewerblich-industriell-bäuerlicher Interessen) gelöst werden. Seit den achtziger Jahren z. T. wirtschaftspolitische Anlehnung an die neo-konservative Programmatik (Privatisierung, Verringerung der Staatsaufgaben, Rationalisierung bei gleichzeitiger Betonung der Wahrung von innerer Sicherheit und Ordnung). 1990er Jahre Versuch der Öffnung Richtung Europa, Richtung sozialere Politik und Richtung moderne Ethik anstelle Katholizismus wird erschwert durch das Aufkommen der SVP.

Fragen zum Selbststudium

1. Nehmen Sie als Konservative/r Stellung zu den Stichworten
 - Tagesschulen
 - neue Wohn- und Lebensformen
 - Schwangerschaftsabbruch
 - Brutalo- und Pornoverbot
2. In der konservativen Ideologie gibt es Elemente, die für einen Ökologismus sprechen.
 - wo liegen die Schnittpunkte mit der ökologischen Bewegung?
 - wo bestehen Unterschiede zur ökologischen Bewegung?
3. R. Reagan konnte für seine Wahlen Neokonservative und Neoliberaler mobilisieren. In welchen der folgenden Themen vermuten Sie Kongruenz/Differenz der Positionen:
 - Wirtschaftsförderung durch vermehrte Rüstung?
 - Abbau der Sozialprogramme?
 - Repression des Drogenkonsums?
 - Wiedereinführung der Todesstrafe?
4. Überprüfen Sie, anhand eines tagespolitischen Geschäfts, wie weit Sie die hier behandelten Positionen in Argumentation und Vorstößen der CVP-, z. T. auch der SVP-Fraktion der Bundesversammlung finden.

6 SOZIALISMUS

6.1 BEGRIFFLICHES

6.1.1 Sozialismus

Neben Liberalismus und Konservatismus ist der Sozialismus eine der grossen politischen Strömungen des 19. und 20. Jahrhunderts (vgl. Schiller 1985: 925-930). Der Kern des Sozialismus liegt in der Neugestaltung der Wirtschaftsordnung (Eigentums- und Produktionsverhältnisse) zugunsten einer gesellschaftlich gesteuerten und egalitär geordneten Ökonomie. Diese bildet gemäss dem Sozialismus die Grundlage für eine umfassend gedachte politische und gesellschaftliche Emanzipation unterdrückter Gruppen, zunächst der Arbeiterschaft. Bei der Erlangung dieser Ziele haben soziale Bewegungen und die Solidarität unter ihnen vorrangige Bedeutung.

6.1.2 Demokratischer Sozialismus

"Sozialismus wird nur durch die Demokratie verwirklicht; die Demokratie jedoch nur durch den Sozialismus erfüllt." Seit der Spaltung der Arbeiterbewegung in eine sozialdemokratische und kommunistische Richtung beinhaltet dieses Selbstverständnis des demokratischen Sozialismus eine doppelte Abgrenzung: Gegenüber konservativen und bürgerlichen Absichten, den Sozialismus als undemokratisch auszugrenzen, und dem real existierenden Sozialismus, der die 'Diktatur des Proletariats' vertritt. Der demokratische Sozialismus prägt das Grundverständnis der 1951 gegründeten Sozialistischen Internationalen.

6.1.3 Ökosozialismus

Bezeichnung für einen ökologisch aufgeklärten demokratischen Sozialismus, der an den menschlichen und sozialen Grundintentionen des Sozialismus festhält, unter dem Eindruck der sichtbar werdenden natürlichen und sozialen Grenzen des Wachstums die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung kritisiert und Korrekturen an den überkommenen Leitbildern, Methoden und Organisationsformen des Sozialismus vornimmt.

6.1.4 Die Neue Sozialdemokratie

Unter der Bezeichnungen „Die Neue Mitte“ oder „Der Dritte Weg“ entstand in den 1990er Jahren vor allem in Grossbritannien (Tony Blair) und in Deutschland (Gerhard Schröder) eine Form der Sozialdemokratie, welche verstärkt auf marktwirtschaftliche Elemente setzt und klassische wohlfahrtsstaatliche und wirtschaftspolitische Standpunkte der traditionellen Sozialdemokratie in Frage stellt. Auch in zahlreichen anderen Ländern zeichnen sich entsprechende Tendenzen ab. Zurzeit wird diskutiert, ob es sich dabei wirklich um einen neuen Weg oder lediglich um eine Kapitulation vor dem Neoliberalismus handelt. Als Vordenker dieser Form der Sozialdemokratie gilt Anthony Giddens mit seinem Buch „Beyond Left and Right“ (1994).

6.2 SOZIALISMUS ALS IDEOLOGIE

Zu den zentralen Merkmalen zählen in Anlehnung an VON BEYME (1984):

6.2.1 Kritik an Eigentum und Markt

Grundsätzliche Kritik: Markt und Eigentum an Produktionsmittel seien nicht geeignet, allen Gruppen und Schichten Wohlstand und gerechten Anteil am gesellschaftlichen Reichtum zu gewähren (und im Oeko.-S: Produktionsgrundlagen zu erhalten). Letzteres zu erreichen, ist Ziel aller wirtschaftspolitischen Eingriffe. Jedoch unterschiedliche, eher pragmatische Stossrichtungen: Agrar- und Bodenreformen in einzelnen Ländern, Nationalisierung von Schlüsselindustrien oder Dienstleistungsbetrieben in Industriegesellschaften (z.B. GB, FR), die Ausdehnung des öffentlichen Dienstleistungssektors (z.B. Sozialdienste für Erwerbstätige mit Kindern) oder Arbeitnehmerfonds zur Neutralisierung von Gewinnen (vor allem skandinavische Länder).

6.2.2 Gezielte Beeinflussung gesellschaftlich-ökonomischer Entwicklung über den Staat

In der Nachkriegszeit z.B. die staatliche Intervention in die Wirtschaft, die Orientierung an der politischen Planung (vor allem F), die Globalsteuerung und Strukturpolitik (BRD) oder eine konzeptionell-langfristige Bildungs- und Sozialpolitik (S) durch den Staat. Keynesianismus mit seinem antizyklischen Verhalten. Nachfrageorientierte Wirtschaftspolitik.

6.2.3 Der Sozial- und Wohlfahrtsstaat

Wo Abgrenzung gegenüber traditionellem Marxismus: Vertrauen in die Reformfähigkeit des Kapitalismus, in die Möglichkeit der Lösung der sozialen Frage, und in die Beteiligung der Lohnabhängigen am wirtschaftlichen Fortschritt durch eine Umverteilung materieller Güter über staatliche Politik. Glaube an die Möglichkeit der Umverteilung gesellschaftlicher Macht durch den Mechanismus der Demokratie, und der politischen Wirksamkeit von Solidarität mit Benachteiligten. Umverteilung als gesellschaftlicher Anspruch und nicht als gezielt Unterstützungsleistung mit Fürsorge-Charakter.

6.2.4 Die Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft

Historisch: Kampf um allg. Wahlrecht (Frauen), Beseitigung von Diskriminierungen der Arbeiterschaft durch Wahlsystem. Später: Anerkennung der Arbeitnehmerorganisationen als gleichberechtigte Sozialpartner, direkte Beteiligung der ArbeiterInnen und Angestellten in den Betrieben über Mitbestimmung; Selbstverwaltung und Demokratisierung nicht-staatlicher Lebensbereiche.

6.2.5 Die ökologische Frage

Einbruch in die klassische Doktrin, soziale Struktur- und Verteilungsprobleme über wirtschaftlich-technisches Wachstum (und Umverteilung) zu lösen. Vorstellungen "qualitativen Wachstums" unter Eingriff in Marktstrukturen und unter Berücksichtigung der (Um-)verteilungsfragen.

6.2.6 Verhältnis zu andern Bewegungen, unterschiedliche Richtungen

"Die Sozialdemokratie ist immer von rechts bekämpft und von oft links verspottet worden. Ihr Jahrhundertentscheid, Evolution statt Revolution, Reform statt Umsturz anzustreben, löste gewaltige Diskussionen aus. Ihre Antwort darauf lautete: „Bekanntlich aber beginnt auch der längste Weg mit dem ersten Schritt. Und jeder Schritt ist von Bedeutung, wenn die Richtung stimmt, sagte Erich Fromm“ (Hubacher, 100 Jahre SPS).

Als wichtigste Abgrenzungen gegenüber anderen Bewegungen der Linken: Reform (nicht Revolution) und Umverteilung von Macht durch Demokratie.

Aus Zwischenposition und Reformismus werden verständlich:

- historisch: Spaltungen und Sammlungen
- grundsätzliche, aber konkret sich verändernde Oppositionsrolle auf der einen, Versuch der Erringung von Regierungsmacht auf der andern Seite
- unterschiedliche Richtungen heutiger europäischer SD-Parteien
- regelmäßige Revisionen kurz- und mittelfristiger Programme aufgrund parteiinterner Auseinandersetzung

6.2.7 Weltliche Utopie

Festhalten an Realisierbarkeit von mehr menschlicher Würde, des Abbaus von Ungleichheit und Herrschaft, von solidarischer Gesellschaft stützen sich auf verschiedenste Quellen (Marxismus, Aufklärung, christliche Religion).

6.3 TRÄGER SOZIALISTISCHER IDEEN

6.3.1 Gründung (1830-1864)

Theoretische Entwicklung des Sozialismus als eine von verschiedenen konkurrierenden politischen Denkweisen der Arbeiterschaft; unter den Frühsozialisten sind Sozialreformer, deklassierte Intellektuelle und gebildete Handwerker von besonderer Bedeutung. Mit Karl Marx beginnt die Kritik am 'utopischen' Sozialismus, der in einen 'wissenschaftlichen Sozialismus' mündet und die Arbeiterschaft zu organisieren beginnt.

6.3.2 Aufstieg und Zerfall der internationalen Arbeiterbewegung (1864-1917)

Mit der Gründung der Ersten Internationalen (1864-1872) werden die ursprünglichen Ideen in eine politische Kraft umgewandelt. In den meisten europäischen Ländern entstehen Arbeiterparteien, im lateinischen Sprachraum eher anarchistisch oder syndikalistisch ausgerichtete, im Norden und Zentrum Europas eher marxistisch orientierte. Innerhalb der SPD beginnt die Auseinandersetzung mit den Prinzipien des Marxismus (Revisionismus-Streit), der die ideologische Spaltung der Arbeiterschaft vorzeichnet. Die internationale Arbeiterbewegung zerbricht am Vorabend des Ersten Weltkrieges, indem nationale Interessen über Klasseninteressen siegen und der Ausbruch des Krieges nicht verhindert werden kann.

6.3.3 Spaltung in zwei Lager und faschistische Herausforderung (1917-1945)

Der Erfolg der Russischen Revolution 1917 spaltet die Arbeiterbewegung in zwei unversöhnliche Lager: Gründung der Kommunistischen Internationalen 1919 unter leninistischer Vorherrschaft. In verschiedenen europäischen Staaten kommt der Sozialismus an die Macht. Er kann trotz verschiedenen politischen Allianzen den Aufstieg des Faschismus nicht verhindern. Während des Zweiten Weltkrieges wird der internationale Sozialismus erneut geschwächt.

6.3.4 Aufstieg der Sozialdemokratie (nach 1945)

Der Demokratische Sozialismus entwickelt sich zu einer führenden politischen Kraft der Nachkriegszeit Europas; 1951 wird die Sozialistische Internationale gegründet. Beteiligung an der Regierung in den meisten westeuropäischen Staaten während der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs. Übergang von Arbeiter- zu Volksparteien; das 'Godesberger-Programm' der SPD als Leitbild des 'gemäßigten Sozialismus'.

6.3.5 Generationenkonflikte, Wirtschaftskrisen und Wertwandel als Herausforderung (nach 1968)

Die kritische Auseinandersetzung der 68er mit der Rolle der USA in Europa, Vietnam und der Dritten Welt, aber auch mit der Wohlstandsgesellschaft und der herrschenden Moral fordern die bestehenden politischen Verhältnisse heraus. Übergang zu einer sozial-liberalen Phase mit Mitte/Links-Regierungen, die aber durch Wirtschaftskrisen einerseits, durch die Kritik der neuen sozialen Bewegungen (Frauen-, Umwelt-, Friedensbewegung) andererseits herausgefordert sind.

6.3.6 Die Sozialdemokratie auf dem Weg zur Mitte?

In zahlreichen Ländern (v. a. aber in England und Deutschland) findet eine Öffnung zur Mitte statt. Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind in den meisten europäischen Ländern sozial-

demokratische Parteien an der Macht oder zumindest an der Regierung beteiligt. Neben dem traditionellen, gewerkschaftlichen Flügel und den ehemaligen Exponenten von Linkaussenparteien und Aktivisten der neuen sozialen Bewegungen beginnt sich ein neues Potential zu formulieren, welches sich vor allem von der Fortschrittlichkeit der SP im lebensweltlichen Bereich, den grundsätzlichen Gerechtigkeits- und Solidaritätsansprüchen und den transnationalen Integrationsbemühungen der Sozialdemokratie angezogen fühlt.

6.4 DER SOZIALISMUS IN DER SCHWEIZ - AM BEISPIEL DER SPS

6.4.1 Die Entwicklung der sozialdemokratischen Programmatik

In Analogie zur westeuropäischen Entwicklung lässt sich die programmatische Entwicklung wie folgt gliedern:

6.4.1.1 *Gründungszeit:*

Vom internationalen Sozialismus nur wenig beeinflusst, gibt sich der Sozialismus in der Schweiz betont nicht-klassenkämpferisch. Schwache Basis. Albert Steck, Jurist, Berner Patri-zier und erster Parteipräsident verfasst das 'Berner Programm': Organisation aller wirtschaftli-chen Tätigkeiten durch das Volk als Leitgedanke; der Kampf 'aller gegen alle' soll durch wirt-schaftliche Reformen überwunden werden; der legale und evolutionäre Weg steht im Vorder-grund (1. Volksinitiative Recht auf Arbeit 1894). Offizielle Parteigründung 1888. Erste sozi-aldemokratische Parteien tauchen in der Schweiz schon 1850 auf (GE, BE, ZH) (Gruner 1977: 126 ff.).

6.4.1.2 *Internationalisierung bis zum Generalstreik:*

1904 neues, marxistisch orientiertes Programm. Gründe: Grosse Depression, zunehmende Sozialkonflikte, bürgerliche Repression (Militäreinsätze gegen Streikende). Otto Lang, Ober-richter und Verfasser der Grundsätze, befürwortet den 'proletarischen Klassenkampf' zur Überführung der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft und verlangt den Ersatz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch eine Gemeinwirtschaft auf demokratischer Grund-lage. Ziel, die Arbeiterschaft zu einem möglichst geschlossenen Zusammenschluss zu bewe-gen, um ihren politischen Einfluss zu erhöhen. Nach dem Zerfall der internationalen Sozial-demokratie finden 1915 in der Schweiz zwei Kongresse (Zimmerwald und Kiental) zur Neu-belebung des Internationalismus statt.

6.4.1.3 *Radikalisierung und Spaltung der Sozialdemokratie:*

Generalstreik 1918. 9 Forderungen: sofortige Neuwahl des Nationalrates auf der Grundlage des Proporz; aktives und passives Frauenwahlrecht; Einführung einer allgemeinen Arbeits-pflicht; 48-Stunden-Woche; Reorganisation der Armee als Volksheer; Sicherung der Le-bensmittelversorgung; Schaffung der AHV; Staatsmonopol im Aussenhandel; Tilgung der Staatsschulden durch die Besitzenden.

Im Gefolge des abgebrochenen Generalstreiks zweite Programmrevision unter Robert Grimm (1920): Das radikalisierte Programm fordert die Eroberung der politischen Macht als nächstes Ziel der Arbeiterklasse, wenn nötig durch die 'Diktatur des Proletariates'; nur Einzelaktionen und Putschversuche werden abgelehnt. Die SPS geht auf kritische Distanz zur bürgerlichen Demokratie als 'Unterdrückungsapparat der Bourgeoisie' und erweitert ihre Kapitalismuskritik durch die Ablehnung des Imperialismus. Die 21 Bedingungen für die Aufnahme in die Kommunistische Internationale werden jedoch von einer Mehrheit abgelehnt, was zur Abspaltung des linken Flügels und zur Gründung der KPS führt.

6.4.1.4 *Schrittweise Integration unter dem Eindruck des Nationalsozialismus:*

Die offensive Phase, während der auch die Beteiligung an der Landesregierung verlangt wird (1929), findet durch die Machtergreifung Hitlers 1933 ein rasches Ende. Dritte Programmrevision unter Robert Grimm bringt Abkehr vom Marxismus: Streichung der 'Diktatur des Proletariates', Aufwertung der Demokratie und Bekenntnis zum bewaffneten Grenzschutz; weiterhin Kapitalismuskritik, jedoch verstanden als Kampfgemeinschaft aller 'ausgebeuteten Volksschichten'.

'Plan der Arbeit' als Aktionsprogramm; Kriseninitiative als Antwort der Gewerkschaften auf die Wirtschaftslage. Die SPS tritt der 'Richtlinien-Bewegung' bei, die über die Arbeiterbewegungen hinaus alle fortschrittlichen Kräfte gegen den Faschismus sammeln will. Der SMUV geht das Friedensabkommen ein und begründet die Sozialpartnerschaft. Trotz vier Vakanzen im Bundesrat 1940 wird kein Sozialdemokrat gewählt.

Im Hinblick auf die Nachkriegszeit gibt sich die SPS 1942 das Aktionsprogramm 'Neue Schweiz', das die Verknüpfung von Armeeanerkennung und Ausbau der Sozialpolitik bringt. 1943 Ernst Nobs erster SP-Bundesrat; sein Nachfolger, Max Weber, verlässt 1953 die Landesregierung nach der Ablehnung seiner Finanzreform durch das Stimmvolk.

6.4.1.5 *Regierungsbeteiligung, Pragmatismus und Gesellschaftsreform unter dem Eindruck des Wirtschaftswachstums (1959-1973)*

Die vierte Programmrevision unter W. Bringolf ('Winterthurer Programm', 1959) schreibt den Übergang zur gemäßigten Volkspartei fest und ist eine Vorbereitung auf den Eintritt in die Landesregierung (Zauberformel 2:2:2:1 ab 1959). Produktivitätssteigerung, Vollbeschäftigung, gerechte Verteilung materieller Güter, Steuergerechtigkeit, Demokratisierung, soziale Sicherheit und Chancengleichheit als „Fortschritts-Forderungen“.

6.4.1.6 *Neuorientierungen angesichts der Wirtschaftskrise und neuen sozialen Bewegungen*

Ideen eines radikalen Programmentwurfs (Bruch mit dem Kapitalismus; Selbstverwaltung als Grundlage der gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung) werden im 1982 beschlossenen Programm von Lugano relativiert. Hingegen: grundsätzliche Kritik am Fortschrittsglau-

ben der 60er Jahre, z. T. auch an der "Staatsgläubigkeit" und öffnet die Sozialdemokratie für die Anliegen der neuen sozialen Bewegungen, insbesondere der Umwelt- und der Frauenbewegung. Vor allem die Nicht-Wahl der ersten Frau in den Bundesrat (L. Uchtenhagen) führt 1984 zu einer Grundsatzdebatte über den Verbleib in der Regierung. Erneute Diskussionen seit den Nationalratswahlen von 1987.

6.4.1.7 *Der lange Marsch durch die Institutionen trägt Früchte*

Nationalratswahlen 1995 und 1999: Aufwärtstrend. Ursachen: Erfolgreiches Vordringen in Teile der neuen Mittelschichten, Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit seit Beginn 1990er Jahre, solide konzeptuelle Arbeit verknüpft mit geschicktem Politikmarketing. Das Vertrauen der sozialdemokratischen Wählerschaft in den Staat steigt. Konflikte zwischen Verhandlungslogik (Bodenmann) und Basisbezug (Koch), zwischen gewerkschaftlich orientiertem Flügel, Bewegungssektor und Anhängern einer Neuen Mitte-Politik beginnt sich abzuzeichnen. Personelle und organisatorische Schwierigkeiten.

6.5 PERSPEKTIVEN DES DEMOKRATISCHEN SOZIALISMUS

6.5.1 Ende des sozialdemokratischen Zeitalters?

- Schwinden der klassischen Wählerbasis im Zuge der Tertialisierung und Individualisierung der Beschäftigung;
- "Selbsteliminierung" durch "Verbürgerlichung" des "Arbeiters";
- Ende der "Gleichheitspolitik";
- Schwinden von Klassenbewusstsein und Solidarität der Benachteiligten;
- Überlebtheit keynesianischer und sozialdemokratischer Wirtschaftsrezepte gegenüber Neoliberalismus und -konservatismus;
- Grenzen gesellschaftlicher Gestaltungsfähigkeit staatlicher Politik.

6.5.2 Neue Rollen neben klassischer Funktion²⁵

- Klassische Verteilungskonflikte im Beschäftigungssektor nehmen nicht ab, sondern bleiben. Einmal erreichte Verteilungskompromisse müssen dauernd neu erkämpft werden. Daraus: notwendige Integrationsfunktion in entwickelten kapitalistischen Demokratien, die in Westeuropa nur durch sozialdemokratische Parteien wahrgenommen wird.
- Risiken struktureller Arbeitslosigkeit nehmen nicht ab; mit der Globalisierung der Märkte verschieben sich die Machtanteile zwischen Arbeit und Kapital zugunsten des letzteren (höhere Mobilität). Politischer "Markt" für ArbeitnehmerInnenpartei. Jedoch: Erfolgchancen nur bei verstärkter internationaler Zusammenarbeit.
- Neue Wählerpotentiale (Frauen, neue Professionelle und Bildungsschichten etc.).

²⁵ Vgl. z.B. Rote Revue Nr. 3/1989, S. 16-26 oder kritisch Fred Müller : Sozialdemokratie. Auf zum letzten Gefecht. Facts vom 5. Dez. 1996.

- Alle wichtigen Ökologiefragen (Definition von Risiken, Berücksichtigung der Ansprüche künftiger Generationen, Internalisierung sozialer/ökologischer Kosten in die Marktpreise, Verbote von Tätigkeiten mit irreparablen Schadensfolgen) sind zugleich strukturelle und verteilungspolitische Ökonomiefragen. Sie bedingen politisch-demokratische Festlegung von Marktbedingungen und Interventionen, Nutzung zentraler und dezentraler staatlicher Strukturen.

6.5.3 Es gibt einen Dritten Weg

- Der Dritte Weg ist mehr als nur Neoliberalismus.
- Markt, Wettbewerb und Leistungsprinzip haben in einem sozialdemokratischen Programm ihren Platz.
- Das Primat der Politik wird nicht aus der Hand gegeben.

Fragen zum Selbststudium

1. Nehmen Sie Stellung zur Aussage: Die Sozialdemokraten sind auf (Bundesebene) formell kooptiert.
2. Diskutieren Sie aus sozialdemokratischer Sicht das Pro und Contra eines Regierungsaustrittes auf Bundesebene.
3. Was meinen Sie zur These: Die Zusammenarbeit der SP mit den Gewerkschaften hat sich überlebt. Es ist besser, sich von den Gewerkschaften zu trennen und eine neue Basis zu suchen.
4. Was spricht in der Schweiz für eine SP à la Schröder, was spricht dagegen?
5. Überprüfen Sie, anhand eines tagespolitischen Geschäfts, wie weit Sie die hier behandelten Positionen in Argumentation und Vorstößen der sozialdemokratischen Fraktion der Bundesversammlung finden.

7 MARXISMUS UND KOMMUNISTISCHE BEWEGUNG

7.1 BEGRIFFLICHES²⁶

Unter dem Begriff Marxismus werden mindestens drei Dinge verstanden (vgl. Shell 1972: 239):

- a) das theoretische Gebäude, das Karl Marx (1818 bis 1883) zusammen mit Friedrich Engels (1820 bis 1895) errichtet hat,
- b) eine Methode der gesellschaftlichen Analyse, die als "kritische Methode" mit den Worten historisch-dialektisch-materialistisch bezeichnet werden kann,
- c) sowie Analysen, die sich in ihrem Selbstverständnis auf den einen oder anderen Aspekt der Lehre von Marx und Engels stützen und den Marxismus im Rahmen veränderter historisch-gesellschaftlicher Bedingungen weiterentwickeln.

Es finden sich allerdings auch andere Auffassungen: Göhler (1985: 536) geht z.B. von c) aus und bezeichnet Marxismus als Sammelbegriff für heterogene und in sich widersprüchliche theoretische Ansätze die sich auf die Lehre von Karl Marx berufen.

7.2 MARXISMUS ALS IDEOLOGIE

Die Lehre von Karl Marx ist beeinflusst von:

- der englischen Nationalökonomie des 18./19. Jahrhunderts (u. a. David Ricardo, Adam Smith)
- der Philosophie Hegels, vor allem der Methode der Dialektik
- den zeitgeschichtlich/politischen Ereignissen in Frankreich: die Revolutionen und Aufstände von 1789, 1830 und 1847/8 sowie die Pariser Kommune von 1871.

In Werk und Wirkungsgeschichte sind zwei Bereiche zu unterscheiden:

- der junge, "humanistische" Marx
- der reife, "wissenschaftliche" Marx

7.2.1 Der junge humanistische Marx

Zentrale Frage: Entfremdung (nicht als psychische Erfahrung, sondern als "objektive Entmenschlichung") und ihre Aufhebung. Marx kritisiert die Entfremdung dreifach:

²⁶ Vgl. Shell 1972: 239-244; Göhler/Roth 1985: 536-543.

7.2.1.1 Religion

Nur eine Projektion der Menschen (welchen es schlecht geht): "Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes" (Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, 1843). Somit muss nicht die Religion abgeschafft werden, sondern die Verhältnisse, "in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist" - dann verschwindet die Religion von selbst.

7.2.1.2 (Schöpferische) Arbeit

Wichtigste Tätigkeit des Menschen ist die Arbeit. Dadurch, dass im Kapitalismus die Produktionsmittel (und damit auch die Produkte) dem Kapitalisten gehören, entfremdet sich der Lohnarbeiter von seiner ursprünglichen Tätigkeit; er wird gerade durch diese (Lohn-)arbeit unterdrückt (Pariser Manuskripte).

7.2.1.3 Politische und gesellschaftliche Gleichheit

Die politische Revolution in Frankreich (1789) mit der Erklärung der Menschenrechte stellte die Menschen nur politisch gleich, während wirtschaftlich/soziale Ungleichheit von der bürgerlichen Revolution nicht beseitigt oder gar verschärft wird. Marx fordert daher, dass die politische Gleichstellung (als citoyens) weitergeführt werde zur menschlichen Gleichstellung (citoyens und bourgeois).

Die Texte des jungen Marx blieben lange verschollen oder unbeachtet. In den 1930er Jahren werden sie von der Frankfurter Schule (z.B. Horkheimer, Fromm) neu entdeckt. Zur Wirkungsgeschichte: siehe 7.2.3.6.

7.2.2 Der reife, "wissenschaftliche" Marx

Zentrale Fragen: gesellschaftliche Gesetzmässigkeiten (geschichtsphilosophische Reflexionen, Kritik der politischen Ökonomie), soziale Revolution.

7.2.2.1 Der historische Materialismus

Anknüpfung an Hegels Geschichtsphilosophie: Geschichte ist sinnvoll, zielgerichtet und gesetzmässig ("Dialektik" im Sinne einer Bewegung These-Antithese-Synthese). Marx beansprucht aber, Hegel vom Kopf auf die Füße zu stellen: Das Bestimmende in der Geschichte ist nicht der Geist, sondern sind die ökonomischen Verhältnisse. Die Gesellschaft ist bestimmt durch die ökonomische und soziale Struktur (*Basis*); diese umfasst:

- *Produktivkräfte* (die Bodenschätze, Werkzeuge, Maschinen) sowie die Fähigkeiten der Menschen, sie zu gebrauchen und die

- *Produktions- und Eigentumsverhältnisse* (Art der Herrschaftsverhältnisse) einer Gesellschaft

Abhängig von dieser Basis ist der "Überbau" (Kunst und Wissenschaft, politische Anschauungen und religiöse Überzeugungen sowie deren Institutionen wie Kirche, Staat, Parteien etc.).

Die Produktivkräfte wandeln sich schneller als die Produktionsverhältnisse, was zu Spannungen führt, welche die Formen von *Klassenkämpfen* oder gar *Revolutionen* annehmen können. Dann wird die alte Gesellschaftsformation beseitigt und von einer neuen abgelöst. So ist für Marx die Herausbildung der Arbeitsteilung (Mann-Frau, Kopfarbeit-Handarbeit, Stadt-Land etc.) und damit der Herrschaft einer Klasse über die andere aufgrund des Besitzes der Produktionsmittel eine *geschichtliche Notwendigkeit*, da durch sie gesellschaftlicher Fortschritt und Reichtum ermöglicht wurde. Sie wird aber, nachdem mit dem Kapitalismus ein gewisser Standard erreicht ist, beseitigt werden.

7.2.2.2 *Die Analyse des Kapitalismus*

Merkmale des Kapitalismus:

- Industrialisierung, Arbeitsteilung, Trennung von Kapital und (Lohn-)Arbeit.
- Produktion von Waren für den Markt
- Wert einer Ware = konstantes Kapital "c" (Maschinen, Rohstoffe etc.) + variables Kapital "v" (Löhne) + Mehrwert "m". Der Mehrwert geht an den Besitzer der Produktionsmittel.

Produktion und Aneignung von Mehrwert ist Grund und Bewegungsgesetz des Kapitalismus: Geld - Ware - Geld; Kapital ist der sich selbst verwertende Wert.

Zwei Grundbewegungen:

- Die Kapitalisten stechen sich im Konkurrenzkampf gegenseitig aus; Unterlegene werden zu Proletariern (Konzentration, Akkumulation des Kapitals).
- Verschlechterung der Lage der Arbeiterklasse: tendenzieller Fall der Profitrate: ($m = c + v$). Wenn c steigt, fällt v. Die Lohnarbeiter verdienen (relativ) immer weniger (Verelendungstheorie), die Kapitalisten weichen auf die dritte Welt aus (Imperialismus).

7.2.2.3 *Kritik des bürgerlichen Staates (Rechtsstaates) als Klassenstaat*

Nach Marx gehört der Staat zum Überbau; seine wirkliche Funktion muss daher von der Basis, den sozioökonomischen Verhältnissen her analysiert werden:

- (nur) als Warenbesitzer haben alle Menschen dasselbe Interesse - den Schutz ihrer Position als Warenbesitzer: Besitz der Produktionsmittel; Besitz der Arbeitskraft, Freiheit auf dem Markt (auch zum Kauf der Arbeitskraft, der ein Austausch und keine gewaltsame Aneignung sein soll). Das bürgerliche Recht und der bürgerliche Staat garantieren dies durch abstrakte Gleichheit und Freiheit der Warenbesitzer.
- In der Praxis aber treten sich Menschen mit verschiedenen Interessen gegenüber (Kapitalisten, Lohnarbeiter). Die Parolen der Freiheit, Gleichheit und des freien Tausches von Gleichem sind inhaltsleer. Das formal-allgemeine Interesse der Warenbesitzer (Austausch von Lohnarbeit gegen Lohn) erweist sich als das inhaltlich besondere Interesse der Kapitalisten (Abschöpfung von unbezahlter Mehrarbeit).
- Der bürgerliche Staat hält "die allgemeinen äusseren Bedingungen der kapitalistischen Produktionsweise (...) gegen Übergriffe sowohl der Arbeiter wie der einzelnen Kapitalisten" aufrecht; er stellt aber auch die allgemeinen materiellen Bedingungen (Infrastruktur) der gesellschaftlichen Produktion her. Der bürgerliche Staat ist also "nur ein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet." (Komm. Manifest), oder, in Worten Engels, "ideeller Gesamtkapitalist" (Anti-Dühring). Der bürgerliche Staat ist als Klassenstaat auch zu gewissen Konzessionen an die Arbeiterklasse fähig (z.B. Sozialgesetzgebung); er wird jedoch immer den Kapitalismus verteidigen.

7.2.2.4 *Das politische Programm von Marx: Kommunistisches Manifest*

- Bourgeoisie und Proletariat als einzige übrigbleibende Klassen; Notwendigkeit der proletarischen Revolution
- Kommunistische Bewegung als Anführerin des Proletariats
- Etappen der Revolution: Nach der Klassenherrschaft des Bürgertums: Diktatur des Proletariats. Sozialismus als Herrschaft des Proletariats (politische Macht durch Volksmehrheit, Absterben von gesellschaftlicher Klassenspaltung und Staat); später: Kommunismus als Utopie einer klassenlosen Gesellschaft (Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist)

Voraussetzungen der Revolution

- 1) objektiv: ein verschärfter Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen.
- 2) subjektiv: das proletarische Bewusstsein.

Im "Kommunistischen Manifest" glauben Marx/Engels noch, dass eine sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft (Abschaffung des Kapitalismus) auf "demokratischem Wege", d.h. mittels Übernahme der politischen Macht durch Wahlen möglich sei. Nach den Erfahrungen der gescheiterten 1848er Revolutionen und vor allem der "Pariser Kommune" korrigiert Marx diese Meinung: Der Sozialismus kann nicht durch Übernahme des bürgerlichen Staates erreicht werden; vielmehr muss die bürgerliche Staatsmaschine zerschlagen und ein völlig neuer staatlicher Machtapparat errichtet werden.

N. B.: An der Vorstellung der Diktatur des Proletariats schieden sich die Geister der Arbeiterbewegung schon bald. - Die Anarchisten, vor allem Bakunin, bekämpfen Staat (und Kirche) als grösste gesellschaftliche Unterdrückungsinstrumente. Sie lehnen daher auch die Diktatur des Proletariats ab. Sozialdemokraten (Lassalle, Bebel) demgegenüber glauben an Veränderungen der Gesellschaft innerhalb der bürgerlichen Staatsstrukturen.

7.2.3 Weiterentwicklungen

7.2.3.1 *Leninismus*

Nahe bei der Linie von Marx. Ausgestaltung und Modifizierung eines revolutionären Programms: Nutzung der Einrichtungen des bürgerlichen Staates für sozialistische Ziele, Nützlichkeit der formalen Demokratie (Bildungsmöglichkeiten, industrielle Entwicklung); Errichtung der Diktatur des Proletariats über kommunistische Arbeiterpartei, Aufhebung des Parlamentarismus zugunsten gesetzgebender und regierender Körperschaft, jederzeit absetzbare Repräsentanten, Beseitigung des bürokratisch/militärischen Komplexes, Volksbewaffnung, verstaatlichte Produktion.

Etappen in Lenins Imperialismustheorie: Bildung von Monopolen - Bank- und Industriekapital verschmelzen zu Finanzkapital - Kapitalexpert - internationale Monopole und Aufteilung von Weltmärkten - imperialistische Kriege und Weltrevolution.

7.2.3.2 *Im "real existierenden" Sozialismus*

UdSSR: Werke von Marx/Engels/Lenin nach der Oktoberrevolution und dem Tode Lenins vor allem von Stalin dogmatisiert. Legitimationsmuster und Begründungskanon für Herrschaftsanspruch kommunistischer Partei, für gesamtes Gesellschaftsleben und für wissenschaftliche Tätigkeit.

Andere sozialistische Staaten: Behandlung von Fragen der Demokratisierung (Selbstverwaltung), Entbürokratisierung, des Individuums in der Denktradition des (jungen) Marx.

7.2.3.3 *Revisionisten*

Vor allem in der deutschen Sozialdemokratie (Bernstein, Bebel, Kautsky). Ablehnung der Dialektik als Methode. Übergang zur Staatsbejahung und damit Verabschiedung der revolutionären Ideen zugunsten demokratischer Reformkonzepte.

7.2.3.4 *Austromarxisten*

Max Adler, Otto Bauer, R. Hilferding u. a.: Einfluss der kantischen Erkenntnistheorie und Ethik; Empirio-kritizismus. Ziel: Überwindung der Spaltung der Arbeiterbewegung (sozialdemokratische/kommunistische); Idee eines integralen Sozialismus. Ähnlichkeiten mit den Eu-

rokkommunisten der 70er Jahre ("Dritter Weg zwischen Bolschewismus/Kommunismus und Sozialdemokratie"): siehe unten, Eurokommunismus.

7.2.3.5 *Hegelmarxisten*

Georg Lukacs, Karl Korsch: gegen das ökonomistische Geschichtsverständnis. Betonung des (revolutionären) Klassenbewusstseins und Wiederbelebung der Dialektik als Methode.

7.2.3.6 *Frankfurter Schule und ihre Nachfolge*

Versuch der Weiterentwicklung der Methoden- und Theorieansätze (vor allem des neu entdeckten jungen Marx) seit den Dreissiger-Jahren. Wiederbelebung und Erweiterung in Richtung eines humanistisch-emanzipatorischen Denkens. Wichtige Vertreter: Friedrich Pollock, Max Horkheimer, Erich Fromm, Herbert Marcuse, Alfred Schmidt, Theodor Adorno, später Ernst Bloch und Jürgen Habermas. Renaissance dieser Marx-Rezeption im Zuge der 68er-Bewegung und ihres Versuchs einer (zumeist "revisionistischen") kritischen Gesellschafts- und Staatstheorie. Gegenposition: Louis Althusser.

7.3 ETAPPEN DER KOMMUNISTISCHEN BEWEGUNG

7.3.1 Die Erste Internationale (Internationale Arbeiter-Assoziation: IAA): 1864-1872

1864 gegründet als Kontaktforum der Arbeiterorganisationen von Frankreich und England, aber auch mit Gruppen aus der Schweiz und anderen Ländern. Hauptaufgabe der IAA: internationale Sammlung aller Arbeiter. Breite (und damit konsensfähige) Plattform für materielle Forderungen (10-Studentag, Würdigung der Produktionsgemeinschaft etc.). Unterschiedliche Positionen bezüglich der Machtfragen.

Proudhonisten und Anarchisten: Abschaffung und Zerstörung des Staats vs.
Marxisten: Eroberung politischer Macht, um Gesellschaft zu verändern.

Marx setzt sich mit seinen Leuten durch. Friedrich Engels Generalsekretär. Jährliche Kongresse 1865-1872. Im letzten Kongress werden Bakunin und die Anarchisten ausgeschlossen. IAA wird von den Marxisten zerstört, um sie nicht den Anarchisten zu überlassen.

7.3.2 Die Zweite Internationale: 1889-1914

Gewerkschaftsähnlich; "Kongressinternationale", viele Resolutionen und Appelle zu Frieden und Imperialismus ohne grosse Wirkung. Keine starke Exekutive. Zusammenbruch 1914. Anlass: Zustimmung fast sämtlicher sozialdemokratischer Abgeordneter zu den Kriegskrediten - trotz "Friedenskongress" von 1912 in Basel.

1915-1919: Internationalisten - ohne die Sozialchauvinisten und Zentristen - treffen sich in Zimmerwald (1915), Kiental (1916) und Stockholm (1918), um eine neue Internationale zu gründen.

1917: Russische Revolution

7.3.3 Die Dritte Internationale (kommunistische Internationale: Komintern): 1919-1943

Einschätzung der Situation durch Lenin: Kapitalismus ist zum weltweiten Imperialismus geworden; weltweite Organisation der Arbeiterbewegung notwendig. Die Weltrevolution steht bevor; die europäischen Bewegungen müssen koordiniert geführt werden durch die Komintern (kommunistische Internationale). Diese "Weltpartei der Arbeiter" verfolgt 3 Ziele:

- Verteidigung des ersten sozialistischen Staates (gegen konterrevolutionäre Interventionen)
- Schaffung eines weltweiten Systems kommunistischer Parteien
- Herstellung eines Bündnisses mit der Dritten Welt (China, Indien etc.)

1920: 2. Weltkongress. 39 Parteien sind Mitglieder. 21 Bedingungen für die Mitgliedschaft, u.a. Loslösung von den sozialchauvinistischen oder radikal-reformistischen Kräften in der Partei und Gewerkschaft. Die Parteien werden an die Beschlüsse der Weltkongresse und die Weisungen des permanent tagenden Exekutiv-Komitees (EKKI) gebunden.

1922: 4. Weltkongress. Nach dem Scheitern der revolutionären Bestrebungen in Europa Politik der "Einheitsfront": Bündnis mit möglichst vielen Teilen der Arbeiterbewegung, auf der Ebene der Parteien und Gewerkschaften (Clara Zetkin: "Einheitsfront und Arbeiterregierung"; Bündnis innerhalb der Klasse). Taktische Weisung: Den reformistischen Flügel der Sozialdemokratie verdrängen. Gründung einer kommunistischen (roten) Gewerkschaftsinternationale (RGI).

1928 und 1935: 6. und 7. Weltkongress. Auseinandersetzung mit Richtungsänderungen in der Sowjetunion sowie mit dem Problem des "Sozial-Faschismus". Volksfront-Strategie: Zusammenarbeit mit Sozialdemokraten und auch nicht-proletarischen Kreisen (Bauern, Kleinbürger, Intelligenz) gemeinsam "gegen den Faschismus" und "für Demokratie".

Unterschiedliche Auswirkungen: Frankreich: Volksfront-Regierung. China: die KP Mao Tse Tungs muss ihren Kampf gegen das nationale Bürgertum unter Führung Tschiang Kaischecks beenden und mit diesem gemeinsam gegen den japanischen Imperialismus kämpfen ("Erklärung von 1935"); Direkter Partner für die UdSSR wurde Tschiang Kaischeck und nicht mehr Mao Tse Tung.

1943: Auflösung, nach je länger je mehr ersichtlichem Missbrauch der Komintern als Werkzeug der sowjetischen Aussenpolitik ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der jeweiligen kommunistischen Partei. Der immer unbedingt geforderten Moskautreue vermochten nur die italienischen und französischen Kommunisten eigene Strategien und Strukturen entgegenzusetzen.

7.3.4 Auseinanderdriften der weltkommunistischen Bewegung

7.3.4.1 *Kominform (1947-56)*

Der Versuch, die machthabenden Kommunistischen Parteien "informell" ("Kominform") zusammenzuhalten, scheitert (das ehemalige Jugoslawien verlässt K. 1948 und geht als blockfreier Staat eigene Wege der wirtschaftlichen Selbstverwaltung, China ist nicht dabei).

7.3.4.2 *Historische Spaltungen und Autonomiebestrebungen*

Bruch Moskau/Peking (1956/60). "Drei-Welten-Theorie" Mao Tse Tungs. Anspruch auf eigenen Entwicklungsweg (Verzicht auf forcierte Industrialisierung, Abstützung auf bäuerliche Bevölkerung, gegen Bürokratisierungstendenzen). Theorie der permanenten Revolution, des nationalen Befreiungskampfes und des Guerillakrieges hat Einfluss auf Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt.

Autonomiebestrebungen Ungarns (1956) und der CSSR (1968) werden von Moskau gewaltsam unterdrückt.

Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus in den osteuropäischen Ländern. Kuba und Nord Korea bleiben die letzten kommunistischen Systeme.

7.3.5 Der Eurokommunismus

7.3.5.1 *Entwicklung und theoretische Grundlagen*

Entwickelte sich in jenen romanischen Ländern (Italien, Spanien, Frankreich), welche sich innerhalb der Komintern für die Volksfront-Konzeption stark gemacht hatten.

Wichtigster Theoretiker: Antonio Gramsci.

7.3.5.2 *Merkmale:*

- Ablehnung des Führungsanspruchs der KPdSU in der kommunistischen Weltbewegung: Polyzentrismus (Togliatti)
- Loslösung vom sowjetkommunistischen Modell, Anpassung von Programmatik und Bündnispolitik an die jeweiligen nationalen Rahmenbedingungen: autonome, nationale Strategien; Pluralismus.
- Teilweise Verabschiedung der marxistisch-leninistischen Doktrin (demokratischer Zentralismus, Diktatur des Proletariats etc.)
- Kritische Grundhaltung gegenüber den Gesellschaftssystemen der Sowjetunion und des übrigen Osteuropa.
- für einen demokratischen Weg zum Sozialismus - unter Respektierung der Bestimmungen der jeweiligen Verfassung.
- Notwendigkeit einer breiten Bündnispolitik, welche über die linken und Arbeiterparteien hinausreicht.
- Bejahung national-eigenständiger Aussenpolitik.

7.3.5.3 *Eurokommunistische Parteien*

Spanien: enge Verbindung des Eurokommunismus mit dem antifaschistischen Kampf gegen Franco. Radikale eurokommunistische Linie (Carillo) führte zur Parteisplaltung.

Frankreich: Idee eines nationalen Kommunismus; 1972 gemeinsames alternatives Regierungsprogramm ("*programme commun*") mit Sozialisten und Radikalen. Marchais führte die KPF wieder auf einen eher moskauhörigen Kurs.

Italien: stärkste Tradition des Eurokommunismus. Bereits 1956 unter Togliatti Bekenntnis des PCI zum Polyzentrismus und zum demokratischen Weg zum Sozialismus. 1973, nach dem Militärputsch in Chile, aktualisiert Berlinguer die alte Volksfront-Konzeption und bietet der Democrazia Cristiana ein Bündnis an: *compromesso storico*. Mit dem Tod des Christdemokraten Aldo Moro verlor der PCI den Verfechter in der DC für ein solches Bündnis.

Wichtig die theoretischen Grundlagen (Gramsci) :

- Notwendigkeit, mit den katholischen Massen in Verbindung zu kommen und sie dem (hegemonial-kulturellen) Einfluss des Bürgertums zu entziehen
- Mezzogiorno-Frage: Notwendigkeit des Bündnisses der Arbeiterklasse im industrialisierten Norden mit den Bauern im Süden.
- Strategie der Dezentralisierung.

7.3.6 **Fazit**

Die internationale Zusammenarbeit der kommunistischen Parteien war eines ihrer hervorragenden Merkmale und hatte zwei Hauptgründe:

- a) ideologisch: Analyse und Strategie von Marxismus bzw. Kommunismus waren stets global orientiert.
- b) mit der Oktoberrevolution und der UdSSR entstand ein machtpolitisches Zentrum; die Parteizentrale in Moskau erhob einen absoluten Macht- und Vorranganspruch gegenüber den kommunistischen Parteien anderer Länder. Die Hegemonie Moskaus wurde von China, dann auch mit der Bewegung des Eurokommunismus bestritten.

Beide Gründe sind weggefallen. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der kommunistischen Systeme in Mittel- und Osteuropa ist das Gesellschaftsmodell des Einparteien-Staats und der Zentralverwaltungswirtschaft (realer Sozialismus) diskreditiert. Die kommunistischen Parteien in Westeuropa, deren eigenständige Zusammenarbeit in der Form des Eurokommunismus in den siebziger Jahren seine Blütezeit hatte, versuchen mit einer Neuorientierung und zumeist aus spezifisch nationaler Perspektive aus dem Wählerief zu kommen.

7.4 DIE KOMMUNISTISCHE UND POSTKOMMUNISTISCHE BEWEGUNG IN DER SCHWEIZ

Zur Entwicklung der PdA vergleiche Gruner (1977: 140; 145-149)

Die Entwicklung der Parteien links von der SP ist von einigen Turbulenzen gezeichnet. Die in den späteren 1960er und 1970er Jahren erfolgte Ausdifferenzierung der linken Opposition (chinaorientierte Gruppen, SAP²⁷, POCH²⁸) wurde Mitte der 1980er Jahre praktisch vollständig von den grünen Gruppierungen und der SP aufgenommen. Einzig die PdA (vgl. dazu auch Fischer 1988) konnte ihre Eigenständigkeit bewahren.

Die **Partei der Arbeit** (PdA) ist die Nachfolgeorganisation der 1939 durch den Bundesrat verbotenen Kommunistischen Partei der Schweiz. Die PdA wurde 1943 unter dem Namen "Arbeiterpartei/Parti ouvrier" in Genf gegründet und ein Jahr später in PdA umbenannt. Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Staatssysteme in Osteuropa setzte innerhalb der PdA eine Diskussion zu Inhalt, Konzept und damit auch zur Zukunft der Partei ein. Im Entwurf für ein neues Parteiprogramm wurden formal und inhaltlich neue Akzente gesetzt: Der Klassenkampf (die Diktatur des Proletariates hatte die PdA schon früher fallengelassen) wurde durch die "Bewegung für den Sozialismus" abgelöst. Neue Themen wie die Gleichberechtigung der Geschlechter, der Ausgleich des Nord-Süd-Gefälles und der Umweltschutz wurden wichtiger. Ziel dieser Bewegung soll eine umfassende Demokratisierung sämtlicher Lebensbereiche sein. Die PdA hegt den Wunsch einer Vernetzung aller reformwilligen Kräfte der verschiedenen sozialen Teilbereiche, um so eine Volksbewegung für den Sozialismus zu bilden (Année politique 1990: 337). In den 1990er Jahren vermochte die PdA ihre Stellung wieder etwas zu stärken. Sie bleibt aber praktisch ausschliesslich auf die Westschweiz beschränkt, wo sie jedoch teilweise Aufsehen erregende Erfolge verbuchen konnte.

²⁷ 1969 gründeten in Lausanne ausgeschlossene PdA-Mitglieder die "Revolutionäre Marxistische Liga" (RML), die Mitglied der trotzkistischen 4. Internationalen war. Die dogmatisch auftretende RML verurteilte ursprünglich jede Teilnahme an Exekutivwahlen. Erst im Gefolge der Jugendunruhen in den 1980er Jahren begann sie sich langsam zu öffnen und versuchte, eine sozialistische Oppositionsbewegung links von der SP zu lancieren, wobei die Partei selbst immer stärker in den Hintergrund trat und sich 1989 als nationale Partei auflöste. Mitte der 1990er Jahre machen in der Westschweiz (GE, VD) ehemalige Aktivisten der SAP wieder von sich Reden. Zusammen mit anderen dissidenten Linken und Gewerkschaftern sowie einigen Grün-alternativen gelangen ihnen unter dem Namen Solidarité für ihre bescheidenen Verhältnisse grössere Wahlerfolge.

²⁸ Weniger dogmatisch in ihrer Grundveranlagung, gelang es der anfangs der 1970er Jahre gegründeten POCH (vgl. auch Blum 1986) zu Beginn der 1980er Jahre als Partei der sozialen Bewegungen aufzutreten. Die Progressiven wollten auf ein Bündnis mit verschiedenen ökologischen und alternativen Bewegungen hinarbeiten (Année politique 1982: 205 f.). Dennoch wurden die POCH Mitte der 1980er Jahre von den Grünen überholt (Bern, Zürich) und der Auflösungsprozess ins Grüne Bündnis setzte ein. 1993 löste sich mit der POCH Basel die letzte Sektion auf.

Fragen zum Selbststudium

1. Können die Hauptkritikpunkte des Marxismus am bürgerlichen Staat auch heute noch Geltung beanspruchen?
2. Unter den "Neuen Linken" kommt es in den 60/70er Jahren zu einem Rückgriff auf den Marxismus. Welcher Marx wird hauptsächlich rezipiert und weshalb?
3. Formulieren Sie Hypothesen, weshalb sich der Marxismus in der Schweiz nicht durchsetzen konnte.

8 ANARCHISMUS

8.1 VORBEMERKUNG

Der Marxismus setzt sich im 19. Jahrhundert nur langsam gegen seine Konkurrenten - insbesondere den Anarchismus - durch. Marxismus fasst vor allem in Mitteleuropa und Skandinavien Fuss, während er im führenden Industriestaat, England, nur schwach rezipiert wird, und in den romanischen Ländern (Frankreich, Spanien, Italien) bleibt seine Bedeutung lange Zeit hinter der des Anarchismus zurück. Der Anarchismus weist darum sowohl geschichtliche wie politisch-theoretische Bezüge zum Marxismus aus.

8.2 BEGRIFFLICHES

Keine einheitliche begriffliche Bestimmung, Anarchismus als Schlagwort, das auch gesellschaftlich verankerte Ängste und Ressentiments auslöst. Jedoch vier immanente Kriterien:

1. Ablehnung aller vorgegebenen Formen gesellschaftlicher Organisation. Antiinstitutionell (Institutionen als Instrumente der Herrschaftsausübung), damit: antistaatlich, antiparlamentarisch, antiparteilich, antiverbandlich, antikirchlich etc. Angestrebt wird dagegen die freiwillige und bewegliche Assoziation der emanzipierten Menschen;
2. Ideologiekritik: kaum ein Denksystem (Religion, politische Theorien und Programme sowie sonstige Kulturäusserungen), das nicht als Ideologie im Sinne "falschen Bewusstseins", als Ausdruck und als Mittel zur Stabilisierung bestehender Herrschaftsverhältnisse kritisiert wird. Damit unterliegt auch die eigene "Schule" der Ideologiekritik (z.B. in der Auseinandersetzung des Anarchismus mit dem Marxismus) mit der Folge weitgehender Theorielosigkeit des Anarchismus selbst.
3. Ziel: herrschaftsfreie Gesellschaft, eben Anarchie; Freiheit des Menschen als höchster Wert, damit Gleichheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit (in der Praxis oft Gewalt, Attentate und Ähnliches). Utopien menschlichen Zusammenlebens in freier Verbindung, räumlich überschaubaren, dezentralen Einheiten nach dem Prinzip des Föderalismus, oft mit Elementen des Räteystems.
4. Revolutionsbegriff: aus frühsozialistischer Tradition; im Gegensatz zum Marxismus bedarf es keiner Zwischenstufe (Diktatur des Proletariats). Anarchie ist sofort herstellbar: voluntaristischer Revolutionsbegriff mit Glaube an sofortige Wirkung, sei es durch das Mittel der Überzeugung, Aufklärung, der Propaganda der Tat, beispielhaftes Vorleben oder durch Terror.

8.3 FORMEN DES ANARCHISMUS

Viele Mischformen und Spielarten anarchistischen Denkens, hier in vier Hauptströmungen vorgestellt (gemäss Neumann, 1977):

8.3.1 Individualistischer Anarchismus

Erste anarchistische Schrift erscheint 1793 in England. Ohne den Begriff Anarchismus zu nennen werden die Prinzipien des individualistischen Anarchismus begründet: William Godwin (1756- 1836), *Enquiry Concerning Political Justice and its Influence on General Virtue and Happiness*:

Der Mensch als von Natur aus freiheitlich, in seinen Eigenschaften nicht vorbestimmt, Charakter wird bestimmt durch gesellschaftliche Einflüsse. Prinzipiell wird jeder Zwang, jede Einordnung des Individuums unter Regelungen abgelehnt. Stärkster Druck auf den "bildbaren" Menschen. Gefährlichste Manipulation geht vom Staat (politische Regierung) aus. Deshalb wird jede Staatsgewalt und staatliche Institution (auch die Ehe) abgelehnt.

Ungleiche Verteilung des Eigentums als grösstes Übel; Entwurf einer sozial ausgeglichenen Gesellschaft: basierend auf Verträgen zwischen freien Individuen, kleinen Eigentümern. Einzig legitime Macht: Überzeugung, Moral.

Fünfzig Jahre später in Deutschland verfasst Max Stirner (1806-1856) ein Werk mit extrem individualistischer Position: "Der Einzige und sein Eigentum" (1845): Ausserhalb des Individuums gibt es kein Recht, die Propagierung der totalen Freiwilligkeit. Ohne grosse Wirkung in Deutschland, jedoch Einfluss auf russischen Anarchismus und Nihilismus.

8.3.2 Sozialer Anarchismus

Pierre-Joseph Proudhon (1809-1865): Im Mittelpunkt einer ökonomisch-politischen Theorie steht die Eigentumsfrage ("Qu'est ce que la propriété", 1840). "La propriété c'est le vol", jedoch nicht das Privateigentum schlechthin, sondern nur das arbeitslose Eigentum (Zins, Mieten, Dividenden, Handelsgewinne). Das Eigentum soll mit den Ansprüchen der Gleichheit und Gerechtigkeit übereinstimmen - eine Gesellschaft von autonomen Kleineigentümern und -produzenten:

- Prinzip der Gegenseitigkeit (Mutualismus, Genossenschaftssozialismus): ökonomischer Verkehr erfolgt über Tausch- oder Volksbank; gegenseitige Hilfe und Solidarität löst staatliches Gewaltprinzip ab, freie Verträge.
- Politische Organisation in Form von Föderationen ("Bund der Kommunen"), weder Regierung noch Gesetze; die "fortschreitende Föderation" soll Europa, letztlich wohl die ganze Welt in "Konföderationen" verwandeln.

Wirkung: "La propriété c'est le vol" wird im 19. Jh. aus dem Zusammenhang gelöstes Schlagwort, zu einer revolutionären Parole, Kropotkin nennt Proudhon den Vater des Anarchismus; während Marx und Engels Proudhon einen "sozialistischen bourgeois" nennen, da er die Versöhnung mit der bürgerlichen Gesellschaft suche.

8.3.3 Kollektiver Anarchismus oder libertärer Sozialismus

Hauptsächlich in den Schriften Bakunins formuliert, jedoch keine geschlossene, systematische Theorie, sondern von Fall zu Fall entwickelt, in Briefform und programmatischen Erklärungen: Absolutsetzung der Freiheit des Menschen, damit Ablehnung jeglicher Autorität, der Herrschaft und des Staates.

"Die Ordnung in der Gesellschaft muss die Resultante der grösstmöglichen Entwicklung aller lokalen, kollektiven und individuellen Freiheiten sein." (Michail Bakunin, Staatlichkeit und Anarchie, s.4) Assoziative und föderative Ordnung der Gesellschaft mit der Formel "von unten nach oben"; Abschaffung des Erbrechts und des Bodeneigentums; "Verneinung des Vorhandenseins eines wirklichen, ausserweltlichen persönlichen Gottes" (in Staatlichkeit und Anarchie).

Bakunins Werk ist vor allem auch von der Auseinandersetzung mit Marx geprägt. Die Feindschaft zwischen Bakunin und Marx belastet die Internationale Arbeiterassoziation, von welcher Bakunin ausgeschlossen wird. Die Auseinandersetzung ist von ausserordentlicher Gehässigkeit: Bakunins Doktrin sei "ein rechts und links oberflächlich zusammengeraffter Mischmasch ... zusammengebettelter Quark", ..."theoretisch Null", aber Bakunin als "Intrigant in seinem Element" (Marx in: MEW, Bd. 33, s.329). Bakunin seinerseits bezeichnet Marx als "autoritären (Staats)Kommunisten". Kernpunkte des Streits betreffen die Fragen über den Staat und die Revolution:

- Theorie der Revolution (Marx) - Wille zur Revolution (Bakunin); Bakunin als der Mann der revolutionären Praxis; Revolution ist stets Volksrevolution, d.h. eine ausschliesslich vom Volk gemachte Revolution.
- Damit auch Ablehnung der kommunistischen, zentralistischen Partei, weil sie "von oben nach unten", autoritär wirkt und den bürgerlichen Staatsapparat übernimmt, an Stelle der Abschaffung desselben.
- Genossenschaftliche Verwaltung als Gemeineigentum (anarchistisch) als Gegenthese zur Verstaatlichung der Produktionsmittel in der Phase der Diktatur des Proletariats bei Marx.

8.3.4 Kommunistischer Anarchismus

Petr Kropotkin (1842-1921) als Wortführer eines jüngeren Anarchismus. Nach 1880 wird der kommunistische Anarchismus zur wichtigsten Bewegung innerhalb des Anarchismus (vgl. Punkt 8.4. die Juraföderation).

Anarchie und Kommunismus werden nun gleichgesetzt und synonym für Freiheit und Gleichheit gebraucht: "Wir müssen Kommunisten sein, weil wir Anarchisten sind, weil die Anarchie und der Kommunismus die beiden notwendigen Ausdrucksformen der Revolution sind". (Carlo Cafiero, italienischer Anarchist, am Anarchistenkongress 1880, in seiner Rede über "Anarchie und Kommunismus").

Im Gegensatz zum kollektivistischen Anarchismus (Produktionsmittel zwar Kollektiveigentum, aber Lohnempfänger) soll nun das Lohnsystem aufgehoben werden, nach dem Prinzip: "Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" (Louis Blanc, 1811-1882).

Also kommunistische Produktion und kommunistische Konsumtion. Angestrebt ist eine in autarken Einheiten - möglichst nahe den handwerklichen Methoden - produzierende Gesellschaft.

Kropotkin versucht die wissenschaftliche Begründung des kommunistischen Anarchismus. Gegen die Darwinisten (Darwin und Huxley) verfasst er die Schrift "Gegenseitige Hilfe in der Tier und Menschenwelt" (1902): für das Verhältnis der Lebewesen ist nicht der erbarmungslose Kampf ums Dasein typisch, sondern die spontane Solidarität und wechselseitige Hilfe.

8.3.5 Anarcho-Syndikalismus

Vor allem in Frankreich und Spanien kommt es zu einer engen Verbindung zwischen Anarchisten und Syndikalisten, auch wenn das Verhältnis nicht ohne Spannungen ist.

Als soziale Basis stehen die (industriellen) Arbeiter im Vordergrund, die direkte Aktion (Generalstreik, Sabotage, Boykott, Blockade, Fabrikbesetzung) im ökonomischen Bereich wird propagiert.

- In Frankreich Fernand Pelloutier (1867-1901) und Pierre Monatte (1881-1960) als wichtige Vertreter der anarcho-syndikalistischen Bewegung. Betonung der Freiheit des Arbeiters, gegen jede Form des autoritären Sozialismus, Individualismus, in den Bourses du Travail auch Elemente des sozialen Anarchismus Proudhons. Letztere werden der 1895 gegründeten Confédération Générale du Travail (CGT) angegliedert, mit dem Ziel durch Generalstreik die Revolution einzuleiten.
- In Spanien entscheidet sich die Arbeiterbewegung, nach der Spaltung der IAA, für einen Anarchismus im Sinne Bakunins und Proudhons. Der Mitarbeiter Bakunins, Guiseppe Fanelli (1827-1877) propagiert den Anarchismus. Binnen kurzer Zeit grosser Anhang vor allem im südspanischen Landproletariat und im Industrieproletariat. 1881 Kongress spanischer Arbeiter- und Bauerngewerkschaften: gegen politische Organisation, mit Ziel einer freien Föderation von freien Produktionsvereinigungen. Unter starker Repression ständige Unruhen, mit Höhepunkt 1909 in Barcelona. 1911 Gründung der Confederacion Nacional del Trabajo (CNT). Nach der Revolution und im Bürgerkrieg lokale Realisierung der anarchistischen Ziele, aber die Niederlage der spanischen Revolution begründet auch die Niederlage des Anarchismus.

8.4 ANARCHISMUS IN DER SCHWEIZ - DIE JURAFÖDERATION

Die Geschichte der Juraföderation steht in engem Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen in der Internationalen Arbeiter Assoziation:

1869 Gründung der fédération romande der IAA in Genf. Doch bald schon Spannungen innerhalb der Föderation zwischen "Marxtreuen" und "Bakuninanhängern". Letztere vor allem vertreten durch die Delegierten des Jurabundes der IAA, James Guillaume und Adhémar Schwitzguébel. Sie vertreten eine gewerkschaftlich-revolutionäre Linie, sind für das Kollektiveigentum, die Wahlenthaltung (in der Diskussion um die neue Bundesverfassung wird gemäss anarchistischer Grundhaltung Stimmenthaltung beschlossen) und die Aufhebung des

Erbrechts. Enge Zusammenarbeit und ideelle Nähe zu Bakunin, aber kein "Anhängsel" Bakunins, wie es die marxtreue Darstellung sieht.

Der jurassische Zweig der Föderation wächst (1871 ca. 27 Sektionen), unterhält enge Beziehungen zu Spanien und Frankreich, bleibt in der Schweiz aber eher isoliert. Nach der Londoner Konferenz der IAA, die eine einheitliche Landesorganisation will, kommt es zur Gründung der *fédération jurasienne* am 12. November 1871 in Sonvillier: mit einer lockeren Organisationsgrundlage bei maximaler Autonomie der Sektionen.

Das "Zirkular von Sonvillier" dokumentiert die Auflehnung gegen die Autorität des Generalrats und Marx'. Bei Marx und seinen Anhängern gilt dieses als Zeichen der weltweiten Konspiration, getragen von Bakunin und der jurassischen Föderation. Am Haager Kongress vom 2.-7. September 1872 gelingt, unter Manipulation der Mandate, der Ausschluss des abwesenden Bakunins und Guillaumes. Darauf wird am 15./16. September die vorerst inoffizielle antiautoritäre Internationale in St. Imier gegründet. Teilnehmer aus Spanien, Italien, Frankreich und dem Jura; in vier Resolutionen wird das Autonomieprinzip, die revolutionäre, kollektivistische Aktion unterstrichen (vgl. Anhang). Nach drei weiteren Kongressen verliert diese jedoch an Kraft und die jurassische Föderation zerfällt. Gruner nennt folgende Gründe:

Wirtschaftskrise (Schwächung der gewerkschaftl. Widerstandskraft), starres Festhalten am Abstentionismus (während direkte Demokratie ausgebaut wird) und der Übergang vom Kollektivismus und Utopismus zur Propaganda der Tat, einem kommunistischen und z. T. terroristischen Anarchismus unter Paul Brousse, Petr Kropotkin und Georg Plechanow. Dieser kommunistische Anarchismus verlagert sein Zentrum nach 1880 vermehrt nach Frankreich und Grossbritannien. Die anarchistischen Kreise in der Schweiz erfahren unter einem erhöhten Ausländeranteil eine Radikalisierung, somit setzt auch eine vermehrte staatliche und diplomatische Repression ein (Ausweisung Brousses 1878, Kropotkins 1881).

8.5 'NEUER' ANARCHISMUS: ANTIAUTORITÄRE STUDENTINNEN- BEWEGUNG UND JUGENDBEWEGUNGEN

Unter dem Eindruck der StudentInnenbewegung von 1968 beschränkte Renaissance des Anarchismus.

- Vor allem in Deutschland und Frankreich Wiederaufnahme der Kontroverse zwischen Partei-Kommunisten und Anarchisten: "Wir wollen damit zeigen, dass eine Partei niemals die Befreiung der Arbeiterklasse bewerkstelligen kann." (G. und D. Cohn-Bendit, in Linksradikalismus)
- Generelle Kritik der Industriegesellschaft, wo freie Selbstentfaltung durch Manipulation, Repression und Konsumterror verhindert wird. Suche nach Wegen der Emanzipation und Demokratisierung; Elemente des Rätekommunismus, Existenzialismus und Dadaismus werden aufgenommen.

Seit 1968 erscheinen zahlreiche, kleine anarchistische Bewegungen und Zeitungen - ebenso Musikgruppen - auch in der Schweiz: "Agitation", "Blätter für Bewusstsein und politische Aktion", "le Réveil" u. a. Zentren in den 80er Jahren bilden vor allem Basel (Stadtgärtnerei,

libertäres Zentrum), Bern (Zaffaraya/Reithalle mit dem "Megaphon"), Zürich (Banal, Bolo-Bolo-Bewegung), La Chaux-de-Fonds (Organisation Socialiste Libertaire) und andere.

Sie alle haben verschiedene, mehr oder weniger starke, anarchistische Prägungen. Versuch einer Gemeinsamkeit: Umwandeln des alten Schlagwortes "Propaganda der Tat" in einen pragmatischen Anarchismus mit "Propaganda durch die Tat", sei es durch verschiedenste Formen des zivilen Ungehorsams oder die kommunitäre Lebensform. Letzteres findet seit 1968 (Zürich: Freie Republik Bunker) bis heute ihre Aktualisierung in der Forderung nach "Freiräumen".

Zuweilen scheint dieser Anarchismus in einen letztlich unpolitischen Aktionismus zu verkümmern, der über die Realisierung individueller Selbstverwirklichungswünsche kaum andere Horizonte mehr ausweist.

Fragen zum Selbststudium

1. Inwiefern hat sich die anarchistische Kritik an der Autorität der kommunistischen, zentralistischen Partei bestätigt?
2. Stellen Sie Hypothesen auf, warum es der Anarchismus schwierig hat, ein dauerhaftes (Rand-)Element politischer Kultur zu werden.

9 ÖKOLOGISMUS

9.1 EINLEITUNG

Um die Hintergründe des aktuellen gesellschaftlichen Wandels (und den damit zusammenhängenden Gründen für die Entstehung neuer sozialen Bewegungen) verständlich zu machen, wird im Folgenden eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Thesen (v. a. zur Umwelt- bzw. Risikoproblematik) des deutschen Soziologen BECK aufgeführt (Ulrich Beck, Die Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986).

9.1.1 Auf dem Weg von der Industrie- zur Risikogesellschaft

Die Vorteile des technisch-ökonomischen Fortschrittes werden immer mehr überschattet durch die gleichzeitige Produktion von Umweltbelastungen. Diese werden zunächst als latente Nebenwirkungen des spätindustriellen Produktionsprozesses wahrgenommen. Mit der Universalisierung und öffentlichen Kritik dieser Risiken erhalten sie eine zentrale Bedeutung.

Diese Modernisierungsrisiken und -folgen können nicht wie betriebliche und berufliche Risiken des 19. und 20. Jhs. lokal und gruppenspezifisch begrenzt werden, sondern erhalten eine Globalisierungstendenz mit neuartiger sozialer und politischer Dynamik. Was bisher als unpolitisch galt, wird politisch: die Beseitigung von (naturzerstörenden) Ursachen im Industrialisierungsprozess selbst (stille Revolution). Die Naturzerstörungen, die Moral jenseits der überkommenen Moral sind, erfordern eine Gesellschaftskritik jenseits bisheriger (z.B. marxistischer) Gesellschaftskritik. Die Gegenüberstellung von Natur und Gesellschaft als eine Konstruktion des 19. Jhs., die dem Doppelzweck diene, Natur zu beherrschen und zu ignorieren, hat ausgedient. Natur ist unterworfen und vernutzt am Ende des 20. Jhs. und damit von einem Aussen- zu einem Innen-, von einem vorgegeben zu einem hergestellten Phänomen geworden.

Die neue politische Kraft dieses Prozesses liegt in der egalisierenden Wirkung der Risiken. In diesem Sinne sind Risikogesellschaften keine Klassengesellschaften. Risiken weisen in ihrer Verbreitung einen sozialen Bumerang-Effekt auf: sie betreffen auch diejenigen, die sie produzieren oder von ihnen profitieren. In dieser Hinsicht erinnern sie an das Stände-Schicksal des Mittelalters. An Stelle des Stände-Schicksal tritt das Gefährdungsschicksal, in das man hineingeboren wird und dem man mit individueller Leistung nicht entkommen kann. Der Unterschied liegt darin, dass alle davon ähnlich betroffen sind.

Die weltweite Egalisierung der Gefährdungslage sollte aber nicht über neue soziale Ungleichheiten der Risikobetroffenheit hinwegtäuschen. Es besteht eine systematische Anziehungskraft zwischen grosser Armut und extremen Risiken (z.B. mit der Verlagerung gefährlicher Produktionsprozesse von den Industrieländern in die Dritte Welt). Materielles Elend und Risikoblindheit fallen zusammen. Mit zunehmender Risikowahrnehmung wächst die soziale und politische Bedeutung des Wissens und damit der Medien, die das Wissen gestalten und vorbereiten. Die Risikogesellschaft ist in diesem Sinne auch eine Wissenschafts-, Medien- und Informationsgesellschaft. In ihr tun sich damit neue Gegensätze auf zwischen denjenigen, die Risikodefinitionen produzieren und denjenigen, die sie konsumieren.

Im Unterschied zur Klassengesellschaft, die in ihrer Entwicklungsdynamik auf das Ideal der *Gleichheit* bezogen ist, besteht der normative Gegenentwurf der Risikogesellschaft im Postulat der *Sicherheit*. An die Stelle der Gemeinsamkeit der *Not* tritt die Gemeinsamkeit der *Angst*. Aus dieser Risiko- bzw. Betroffenenwahrnehmung entsteht ein politisches Vakuum, das durch neue politische Kräfte gefüllt wird.

9.2 ENTSTEHUNG DER ÖKOLOGIEBEWEGUNG

9.2.1 Ökologiebewegung und neue soziale Bewegungen

Die Ökologiebewegung ist ein Teil der neuen sozialen Bewegungen (als Grenzziehung zur historischen Arbeiterbewegung, als *der* sozialen Bewegung), die in den 60-er und 70-er Jahren in hoch industrialisierten Ländern (v. a. Europa und USA) entstanden sind (Bürgerrechts-, Frauen-, Friedens-, Jugendbewegung).

Neue soziale Bewegungen vertreten Anliegen, die weit über die Gruppe ihrer Anhänger hinaus Anklang finden. Sie sind Anzeichen eines tief greifenden Wertwandels, der quer durch alle gesellschaftlichen Gruppen geht (jedoch mit Schwerpunkt in den Mittelschichten). Nicht mehr die soziale Klassenlage, sondern punktuelle Betroffenheit, gemeinsame Bedürfnisse und ideelle Forderungen stehen im Vordergrund. Mit andern sozialen Bewegungen teilt die Ökologiebewegung politische Stossrichtungen der persönlichen Emanzipation (durch eigenen Lebensstil, der sich von konventioneller (Konsum-)Haltung unterscheidet und des persönlichen Widerstands).

9.2.2 Thesen zur Entstehung der Ökologiebewegung

- *Markt- und Demokratiedefizite*: Entscheidungsverfahren von Markt und Demokratie erfassen die ökologischen Probleme nicht. Es gibt keine Preise für "Natur" und keine Rechte künftiger Generationen, und nach der Hauptthese von Olson sind kurzfristige und spezifische Interessen "organisationsfähiger" als langfristige und allgemeine.
- *Folgen gesellschaftlicher Spezialisierung*: Die Eigendynamik industriell-technischer Systeme erzwingt Arbeitsteilung, Spezialisierung und organisatorische Ausdifferenzierung. Diese zerschneiden die ökologisch-gesellschaftlichen Zusammenhänge. Daraus resultiert der Anspruch auf ganzheitliche Problemlösungen.
- *Fortschreitender Individualisierungsprozess*: Die Gründe für die Entstehung einer Ökologiebewegung liegen in der Dynamik von Individualisierungsprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg, welche die traditionellen Bindungen gelöst haben. Die Homogenisierung und Enttraditionalisierung vollzieht sich als Individualisierung. Heute, wo die Individualisierung am weitesten fortgeschritten ist, kann die individuelle Existenz weniger autonom geführt werden als je zuvor. Die neuen Proteste setzen dort an, wo verdrängte Gesellschaftlichkeit ins Privatleben durchschlägt (z.B. Umweltbelastungen). Ferner knüpft politische Mobilisierung heute nicht mehr an Milieus an, sondern an individueller Betroffenheit: junge Leute engagieren sich darum zunächst an sozialen Bewegungen und den Problemen, die sie aufgreifen, nicht an Parteien.

- *Gesellschaftlicher Wandel*: Die Entstehung einer Ökologiebewegung ist eine Folge der inflationären Entwertung lebensleitender Selbstverständlichkeiten und Utopien (Klasse, Familie, Frau, Mann, Ehe, Elternschaft, Beruf). Im Sog dieser radikalisierten Infragestellung aller Lebensnormen erscheint Natur als Schlupfloch, das es zu entdecken und bewahren gilt.
- *Wertewandelthese des Postmaterialismus (Inglehart)*: In Ländern mit einem hohen Wohlstandsniveau, in denen die elementaren materiellen Bedürfnisse gedeckt sind, entsteht der Wunsch zur Befriedigung immaterieller (postmaterialistischer) Werte. Die Ökologiebewegung fokussiert wichtige Anliegen postmaterialistischer Werthaltung. Falls postmaterielle Werte weniger eine Generationenentwicklung als ein konjunkturelles Phänomen wären (was in der empirischen Sozialforschung strittig ist), müssten Ökologiebewegungen in längeren wirtschaftlichen Krisen allerdings verschwinden.
- *Defizitthese (Selbstverständnis der Grünen Bewegung)*: Die Ökologiebewegung und die grünen Parteien sind Ausdruck eines politischen Werte- und Stilwandels, der keinen Eingang ins politische System vorfand. Da die traditionellen Parteien die neuen Werte nicht in ihr Zielsystem integrieren und umsetzen können (konnten), entsteht eine neue Bewegung. Diese bleibt unabhängig von der ökonomischen Lage bestehen, da sie sich mit Problemen auseinandersetzt, die ausserhalb der konventionellen Verteilungsfrage der bestehenden Parteien liegen.

9.3 DIE ÖKOLOGISCHE WELTANSCHAUUNG

9.3.1 Grundsätzliches

Die Ökologiebewegung übt eine doppelte Kritik an der spätindustriellen Gesellschaft:

Sie will die Grenzen der politischen Legitimation der postliberalen Demokratie und die ökologischen Grenzen des Modells der industriellen Zivilisation aufzeigen, d.h. eine Verbindung von Kultur-, Zivilisations- und Technikkritik, sozial-utopischen Gesellschaftsmodellen mit naturwissenschaftlichen-ökologischen (systemtheoretisch orientierten) Erkenntnissen und Modellen.

9.3.2 Inhalte

- Neue humanistische Ethik: Die Handlungsfreiheit des Menschen ist begrenzt durch die Gesetze des ökologischen Gleichgewichtes. Ethos der Leistung, der Konkurrenz, des Wachstums und der Mobilität werden ersetzt durch ein Ethos des sozialen Wohlbefindens, der immateriellen Lebensqualität, der humanen Zuträglichkeit und der "Antihektik";
- Langfristige Perspektive: Verantwortung für die Zukunft und für kommende Generationen;
- Qualitatives Wachstum;

- Antitechnokratie: sanfte Techniken, Anti-Expertentum;
- Dezentralisierung: lokale Selbstverwaltung, Autonomie, kleine Netze;
- Basisdemokratie; als Alternative zur repräsentativen Demokratie; Kritik am Staat und seinen Institutionen (Verwaltung, Parteien); dem von oben geführten Staat wird ein "Staat von unten" entgegengesetzt; Rotationsprinzip, imperatives Mandat, Konsens statt Mehrheitsentscheid.
- Weitere Punkte: global, vernetzt, ganzheitlich, nachhaltig, organisch, spirituell, biozentrisch.

9.3.3 Ideologische Grundlagen der Ökologiebewegung

- Idealismus und Romantik: Die geistigen Wurzeln der ökologischen Gesellschaftskritik liegen im idealistisch-romantischen Protest des 18. und 19. Jhs. Ähnlich wie die romantische Protestbewegung wendet sich der ökologische Protest nicht gegen das aufklärerische System, sondern gegen die sozialmoralische Deutungskompetenz. Er ist in erster Linie als Selbstkritik an der neuzeitlichen Aufklärung, als Kritik an der Verengung von Rationalität auf die Herrschaft ökonomisch, mechanistischer Denkformen in der industriellen Gesellschaft zu verstehen (Bürklin).
- Emanzipatorischer Anti-Modernismus: Die emanzipatorischen Ziele (individuelle Verantwortung, Vernunft, Solidarität) der Moderne werden unterstützt, nicht aber die traditionellen Mittel der Modernisierung (Technokratie, Bürokratie, Wirtschaftswachstum). Sie werden gerade im Namen der Moderne abgelehnt (Kriesi).
- Wertkonservatismus: Der Fortschrittsglaube beruht nach Meinung der Ökologiebewegung auf einem Irrtum, da der Natur nur in sehr begrenztem Masse Veränderungen zugemutet werden könnten, da sonst ökologische Katastrophen eintreten. Das Resultat ist die Vorstellung einer Kreislaufwelt (ganzheitlich, organisch --> klassisch-konservatives Denkmuster). Damit verbunden ist eine neue Innerlichkeitskultur mit der Rückbindung des Menschen an die Natur (z.B. Trep).
- Symbolismus: Gerade durch die Zerstörung und Unfasslichkeit bestimmter Umweltzerstörungen (z.B. verstrahlte Nahrungsmittel) erfahren Symbole eine zentrale Bedeutung. Sie werden verwendet um die Fasslichkeit des Unfassbaren kulturell herzustellen (Beck).
- Tendenz zum systemtheoretischen Totalitarismus: An die Stelle der zu verwerfenden Wissenschaften wird eine "Überwissenschaft" gesetzt. An die Stelle der monokausalen Techniken tritt die systemtheoretische Ökologie, die aufgrund ihrer Ganzheitlichkeit unbeabsichtigte Folgewirkungen nicht ausschliesst. In den Ökosystemmodellen findet "alles" Platz, allerdings nur unter dem Aspekt der Funktion für das System. Zudem eine Tendenz zu einem Totalitarismus der Gefahrenabwehr (Trep).
- Weitere Elemente: Sozialismus (Solidaritäts- und kollektives Verantwortungsprinzip mit kommenden Generationen, Entwicklungsländern, lebenden Dingen), Spiritualismus, Moralismus.

9.3.4 Ideologische Ausprägungen

9.3.4.1 *Der grüne Reformparlamentarismus*

Mit dem Ziel eines Dritten Weges in Gestalt einer ökologischen Kreislaufwirtschaft (mit öko-liberalen Elementen) wird mit anderen Partnern (vornehmlich der Sozialdemokratie) eine Zusammenarbeit auf parlamentarischer Ebene angestrebt. Die Konstituierung einer neuen Mehrheit erfordert für sie die Übernahme politischer Verantwortung und die praktische Ausgestaltung einer ökologischen Verpflichtung in der spätindustriellen Gesellschaft. Konkrete Schritte (angesichts der drohenden ökologischen Katastrophe) und der fortlaufende Nachweis der Umsetzbarkeit grüner Ideen in die Praxis stehen im Vordergrund.

Ziel: Systemintegration. Mögliche Einflussnahme und Verantwortung wichtiger als Prinzipientreue. Ziel ist wichtiger als die Mittel.

9.4.3.2 *Der grüne Fundamentalismus*

Die ökologische Bewegung wird als basisdemokratische "Anti-Partei", als eine Erweckungsbewegung verstanden, die den notwendig gewordenen Wertwandel fördert. Aus ihrer Sicht kann es keinen Kompromiss mit dem Materialismus und "Konsumismus" der Industriegesellschaft geben. Grüne Politik wird zur Verkündigung einer Mission: die ökologische Frage wird als "Gattungsfrage" gesehen.

Ziel: Systemopposition. Prinzipien und Moral wichtiger als Einflussnahme und Verantwortung. Die Mittel sind wichtiger als das Ziel. Der Weg ist das Ziel.

Der Konflikt zwischen "Realos" und "Fundis", ausgeprägt in der BRD, teilweise auch in der Schweiz vorfindbar, kann nicht zuletzt als Konflikt zweier Auffassungen von Ethik, nämlich der "Verantwortungs"- und der "Gesinnungsethik" im Sinne Max Webers (Politik als Beruf) verstanden werden.

9.4.3.3 *Ökosozialismus (vgl. vorne, Kapitel 4 1.3)*

9.4 TRÄGER ÖKOLOGISCHER IDEEN IN DER SCHWEIZ

9.4.1 Entstehung

Grün wurde in den 70-er Jahren in der Schweiz zunächst mit extrem rechts oder links assoziiert. So gründete der ehemalige Republikaner Vetsch 1978 die Grüne Aktion Zukunft Schweiz. Ebenso nahmen bei der NA seit ihrer Gründung ökologische Anliegen einen zentralen Platz ein. (Ähnliche Entwicklungstendenzen lassen sich bei den GRÜNEN in der BRD feststellen, bei der zu Beginn enttäuschte Rechtskonservative (H. Gruhl) eine wichtige Rolle spielten.)

Auf der andern Seite haben sich die POCH mit grünen Postulaten in der Stadt- und Verkehrsplanungspolitik profiliert.

Nachdem schon 1979 ein Kandidat des "Groupement pour la protection de l'environnement" GPE (Kt. VD) in den Nationalrat gewählt wurde, wollten sich die neuentstandenen kantonalen Parteien im Hinblick auf die NR-Wahlen 1983 zu einer gesamtschweizerischen Föderation zusammenschliessen. Ein gemeinsames Programm schien jedoch aufgrund der ideologischen Unterschiede nicht möglich, so dass sich die grüne Bewegung in der Schweiz aufspaltete: Der eher gemässigt-bürgerliche Teil (mit ehemaligen Mitgliedern bürgerlicher Parteien, v. a. FDP) schloss sich in der "Föderation der grünen Parteien der Schweiz" GPS zusammen, der links-alternative Teil im "Grünen Bündnis Schweiz" GBS (mit ehemaligen POCH- und SAP-Mitgliedern) (vgl. auch Ladner 1988). Das 1988 gegründete Grüne Bündnis war nicht von Dauer: es ging nach den Wahlen 1991 in der Grünen Partei und der SPS auf. Vom Widerspruch zwischen „Wassermelonen-Grünen“ und „Gurken-Grünen“ ist heute kaum mehr etwas zu spüren, wobei dies wohl eher auf das Verschwinden der „Gurken-Grünen“ zurückzuführen ist.

9.4.2 Grüne Partei Schweiz

Seit 1983: Föderalistisch organisiert. Die Mitgliedergruppierungen bleiben auf kantonaler Ebene autonom. Die Delegiertenversammlung ist das oberste Organ der Föderation, wird nach dem Vorortsprinzip organisiert und tagt mindestens zweimal jährlich. Will grundsätzlich auf der Basis der bestehenden Ordnung Politik betreiben und strebt eine kontrollierte Entwicklung der spätindustriellen Gesellschaft nach ökologischen Massstäben an.

Die Entwicklung einer gemeinsamen Programmplattform der GPS war schwierig. 1983 Ausrichtung eines grünen Reformparlamentarismus mit "typisch" grünen, teils ökoliberalen Postulaten (Umweltschutz, staatliche und wirtschaftliche Dezentralisierung, Politik auf lange Sicht, gegen Technokratie). Seit anfangs der Neunziger Jahre Versuch, sich als vielfältig kompetente Partei mit stärkerer Betonung der Sozialpolitik zu profilieren (z.B. in Fragen der Neuen Armut, der Verkehrs-, Frauen-, Sicherheits- oder Europapolitik).

In Umfragen und hinsichtlich ihrer Positionen in politischen Fragen kommt die in den 1990er Jahren die Nähe der GPS zur SP immer wieder zum Ausdruck. Gemäss dem ehemaligen Parteipräsidenten der SP, Peter Bodenmann, braucht es neben der SP keine Grüne Partei mehr.

9.4.3 Umweltschutzverbände

Als weiterer Träger ökologischer Anliegen sind Umweltschutzverbände zu betrachten. Nach ihrem Umweltschutzverständnis lässt sich folgende Unterscheidung treffen:

- traditionelle Naturschutzverbände (z.B. SGU, SHS, SAC, z. T. SBN): Sie sind Produkte einer Bewegung zum Schutz der Natur zu Beginn dieses Jahrhunderts. Es handelt sich um ökologische Fachverbände, für die Umweltzerstörungen ein isoliertes Naturereignis sind. Umweltpolitik bedeutet hier *Schutzpolitik*. Dies lässt sich realisieren ohne die Funktionsweise anderer Politiken ernsthaft in Frage zu stellen oder gar traditionelle Werthaltungen einer grundlegenden Kritik zu unterziehen.

- neue Umweltschutzverbände (z.B. Greenpeace, WWF, VCS): Aus der Ökologiebewegung entstanden oder stark von ihren Ideen beeinflusst. Die Umweltzerstörung ist für diesen Ansatz nur *ein* Element der Kritik. Neue Umweltbewegungen visieren ein umfassendes Politikverständnis oder umfassende Gesellschaftspolitik an. Als Zielgruppe stehen vielfach Adressaten mit anderem, alternativem Lebensstil im Vordergrund.

9.4.4 Perspektiven

1. Träger des ökologischen Protests in der Vergangenheit waren gerade nicht die sozialen Milieus der "Meistgefährdeten", bei denen sich Armut mit Umweltbedrohungen kumulieren, sondern die relativ privilegierten Mittel- und Bildungsschichten. Zum Kernwählerpotential der grünen Parteien auch in der Schweiz gehören deshalb überdurchschnittlich die Mittelschichten, Junge, Gebildete, Frauen, sowie Personen mit nachmaterialistischen Werthaltungen und eher linker Einordnung im L/R-Schema. Dieses Potential scheint derzeit ausgeschöpft, und die Grünen gleichen sich den übrigen Parteien an. Eine erfolgreiche Links/Grüne Mehrheitsbildung - als Alternative zum historischen Bürgerblock - scheint Ausnahme zu bleiben.
2. Während die Grünen sich auch in anderen Politikbereichen profilieren, wird Ökologie über die SP hinaus auch von andern Parteien aufgenommen. Als Mehrheitspolitik wird Ökologie vor allem klassisch-ökonomisch betrieben: Marktinstrumente und Abgaben sowie Vorschriften sollen Ressourcenverschwendung und Umweltzerstörung vermindern oder gar eliminieren. Mehrheitsfähig ist diese Politik, weil sie auch volkswirtschaftlich Vorteile verspricht. Erfolgreiche Umweltpolitik weist eine hohe Technizität und Professionalität auf, der politische Parteien und Bewegungen oft nur noch mit Mühe folgen. Ein Stück weit wird damit der Ökologiebewegung das Wasser abgegraben, während ihre übrigen ideellen Ausrichtungen Anliegen einer Minderheit bleiben.
3. Breitenwirkung erzielt die Ökologiebewegung durch gesellschaftliche Verbreitung ökologischen Bewusstseins und Verhaltens als Teil eines neuen (individuellen) Lebensstils, der sich jedoch unter allen Schichten und politischen Gruppierungen verbreitet und keineswegs auf ökologische Politikforderungen hinauslaufen muss. Das ist zugleich mehr und weniger, als sich der Ökologismus vom viel zitierten Wertewandel versprach.
4. Die Ökologiebewegung hat keine Gesellschaftstheorie hervorbringen können, welche die postulierte fundamentale Wende (Überwindung der sich selbst zerstörenden industriellen Wachstumsmaschine) mit überzeugenden Modellen gesellschaftlichen Zusammenlebens hätte verbinden können. Die Behandlung solcher Fragen hat sich in der theoretischen Soziologie eher auf die allgemeinere Thematisierung der Folgen der "Modernisierung" der Gesellschaft verlagert (z.B. Beck 1993, Dubiel 1994).

Fragen zum Selbststudium

1. Unter Punkt 9.2.2 werden verschiedene Erklärungsansätze für die Entstehung der Ökologiebewegung genannt. Versuchen Sie diese in Bezug auf die schweizerische Gesellschaft bzw. das politische System zu untermauern.
2. Versuchen Sie ein Gesellschaftsmodell eines "Fundis" zu entwerfen. Wie würde er/sie den Begriff "Natur" verwenden, etwa im Gegensatz zu den "Realos"?
3. Überprüfen Sie, anhand eines tagespolitischen Geschäfts, wie weit Sie die hier behandelten Positionen in Argumentation und Vorstößen der Grünen in der Bundesversammlung finden.

10 FEMINISMUS

10.1 BEGRIFFLICHES

Feminismus ist ein vieldimensionaler Begriff: er thematisiert in kritischer Absicht die Beziehungen zwischen den Geschlechtern als "private" Themen von Sexualität, Ehe, Elternschaft, gleichzeitig aber auch Arbeit, Beruf, Politik und Wirtschaft. Begriffsgeschichtlich werden unter Feminismus sehr unterschiedliche Positionen, Strömungen und Bewegungen verstanden. Feminismus thematisiert die Ungleichheit der Frau in allen Lebensbereichen und impliziert grundlegende Kritik an den Machtstrukturen unserer Gesellschaft.

10.2 POLITISCHE PHILOSOPHIE UND DIE FRAUENFRAGE

10.2.1 Die nicht thematisierte Frauenfrage

Die meisten Gesellschaften sind geprägt von spezifischen, unterschiedlichen Arbeitsteilungen, Rollenerwartungen, Statusansprüchen und Machtzuweisungen von Mann und Frau, welche traditionellerweise aus biologischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern begründet und legitimiert werden. Die empirische Forschung, etwa der vergleichenden Ethnologie und der "Gender"-Forschung, zeigt allerdings, dass Frauen in einzelnen Gesellschaften fast alle Arbeiten ausgeführt haben, die in andern Gesellschaften als "männlich" gelten. Die biologische "Vorbestimmung" der Frau ist also geschichtlich gesehen gering; Geschlechterrollen sind kulturspezifisch und werden gesellschaftlich "gemacht".

Hier hakt nun die feministische Kritik ein: sie weist nach, dass, trotz Aufklärung und Menschenrechten und moderner Wissenschaft, ein Grossteil der wissenschaftlichen Arbeiten wie der Alltagskultur bestimmt sind von Vorstellungen der Ungleichheit von Mann und Frau, bei der der biologische Unterschied der Frau als "Unterlegenheit" oder Minderberechtigung der Frau interpretiert wird. Als Beleg gelten etwa:

- Umgangssprache: (man, mankind, homme, der Präsident schliesst immer die Frau ein, die aber in männlicher Sprachform genannt wird).
- Wirtschaft: biologische Unterschiede der Frau werden nach wie vor zum Anlass von Einstellungs-, Lohn- oder Aufstiegsdiskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, auch wenn sie zur Erbringung der Arbeit nicht relevant sind; umgekehrt werden spezifische Eigenschaften von Frauen (z.B. höhere Ausdauer und Aufmerksamkeit in bestimmten Situationen des Dauerstress) auf dem Arbeitsmarkt nicht so bewertet wie entsprechende männliche Eigenschaften (z.B. höhere physische Kraft).
- Politische Theorie und Philosophie: die traditionelle Sphäre weiblichen Lebens (Prokop's "weiblicher Lebenszusammenhang der Kinderaufzucht und Hausarbeit) wurde in der politischen Theorie als "unpolitischer Bereich" betrachtet und typischerweise der Natur, der Sitte und Gewohnheit zugeordnet, auch wenn er politisch reguliert wird (z.B. Ehegesetzgebung). Bis ins 20. Jahrhundert ist es denn auch "normal", Frauen von den politischen

Rechten auszuschliessen (als Protest aus der Zeit der französischen Revolution: Olympe de Gouges "Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin").

10.2.2 Die bürgerlichen Staatstheorien und die Geschlechterfrage

Die naturrechtliche Staatstheorie hat, indem sie allen Menschen die gleichen Freiheitsrechte zusprach, die Individuen aus ihrem Obrigkeitsbezug herausgelöst: die soziale und ökonomische Existenz der Frauen wurde aber nicht in Frage gestellt. Das weibliche Rollenverständnis, welches die Frau auf ihre Aufgaben im Hause und auf die Kinderaufzucht festlegte, entsprach einer geschlechtsspezifischen Funktionszuweisung in der alteuropäischen Gesellschaftsordnung. Die Familie wurde dem weiblichen Wirken überantwortet und war gleichsam abgekoppelt von den Regeln, die im politischen und wirtschaftlichen Leben des Bürgertums galten. Diese bildeten einen "Schonraum der Emotionalität in einer sich immer stärker rationalisierenden Welt" (Mesmer). Diese Deutung der durch Ehe und Verwandtschaft gestifteten zwischenmenschlichen Beziehungen war eine Folge des Zerfalls der ständischen Ordnung.

Das neue bürgerliche Rechtsdenken und der moderne Verfassungsstaat brachten eine bisher unbekannte Spaltung der Lebenswelt in einen öffentlichen und einen privaten Bereich. So wie Familie und Staat als notwendig verschiedene, aber einander ergänzende Institutionen betrachtet wurden, so wurden Männer und Frauen als notwendig verschiedene, aber einander ergänzende Wesen betrachtet. Dieser Betrachtung der Geschlechter entspricht die Entwicklung einer neuen Vorstellung von der Ehe als Partnerschaft, welche erst noch auf Liebe begründet ist. (Romantisches Liebesideal) Die Inkonsequenz des Bürgertums wirkt sich für die Frauen fatal aus: Während der Mann als politisch und ökonomisch Handelnder frei und anderen Männern gleichgestellt war, blieben die Frauen dem mittelalterlichen, patriarchalischen Konzept der Herrschaft *eines* Repräsentanten des "ganzen Hauses" unterworfen und wurden weiterhin qua Geburt definiert.

10.3 GESCHICHTLICHE ENTWICKLUNG DER FRAUENBEWEGUNG

10.3.1 "Alte", traditionelle Frauenbewegung

Die Anfänge der organisierten schweizerischen Frauenbewegung reichen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Es gab in der Schweiz -- ähnlich wie in anderen europäischen Ländern -- eine starke Bewegung von Frauen, die für die moralische Reform der Gesellschaft eintraten. Die Frauen in der Schweiz wurden oft und milizmässig über das Fürsorge- und Bildungswesen in die Strategien einer bürgerlichen Sozialpolitik eingebunden. Damit mag zusammenhängen, dass die Schweizerinnen von der emanzipatorischen Frauenbewegung, die in Frankreich und Deutschland Aufsehen erregte, kaum berührt wurden. Der ständige Appell des Bürgertums an die hausmütterlichen Qualitäten und die immer wiederholte Aufforderung, sich zum Wohle des Landes noch besser zu bewähren (Hygiene und Gesundheitsbewegung), wirkten sich auf die Organisation der Frauenvereine aus. Viele Frauen verinnerlichteten das dualistische Leitbild, welches ihnen die Verantwortung für die Familienökonomie und den Ausgleich der sozialen Spannungen übergab.

Die zahlreichen verschiedenen Frauenorganisationen (als Trägerinnen der traditionellen Frauenbewegung) verfolgten pragmatische Konzepte: eine Verbesserung weiblicher Berufsbil-

dungsmöglichkeiten, ohne gleiche politische Betätigung und Berechtigung zu fordern. Der Bund schweizerischer Frauenorganisationen, als Hauptvertreter der "alten" Frauenbewegung sprach nicht von Gleichheit. Was verlangt wurde, war die Anerkennung der Gleichwertigkeit des weiblichen Beitrags bei der Lösung gesellschaftlicher Aufgaben. Diese Argumentation bezog die Widerstände mit ein, gegen die sich die politischen Ansprüche der Frauenbewegung durchzusetzen hatten. Sie knüpfte beim allgemein akzeptierten Dogma des Geschlechterdualismus an. So waren einerseits Frauen aufgrund ihrer individuellen ökonomischen Leistung in das Wirtschaftsleben integriert, andererseits hatten sich die bürgerlichen Normen und die dualistische Definition des weiblichen Wirkungskreises voll durchgesetzt. Es standen sich also zwei Rollenbilder gegenüber, die beide ihre innere Logik hatten, die sich jedoch schlecht zur Deckung bringen liessen.

Radikalere Forderungen (wie z.B. bei der Linken in den 20er Jahren postuliert), wurden von den bürgerlich dominierten Frauenorganisationen nicht aufgenommen. Diese verstanden es nicht, im Anschluss an den 2. Weltkrieg, als die Frauen "ihren Mann stellen" mussten, die Rechtstellung der Frau (z.B. politische Rechte) zu verbessern. Iris von Rotens Buch "Frauen im Laufgitter"-- ein Pendant zu Simone de Beauvoir's "Le deuxième sexe"-- löste 1958 Stürme der Entrüstung aus -- auch bei Frauen.

10.3.2 Neue (zweite) Frauenbewegung

Anfangs der 70er Jahre entstand eine neue Bewegung von Frauen auch in der Schweiz. Die neue antibürgerliche Frauenbewegung, die sich in Zürich erstmals öffentlich manifestiert hat, war in der linken Studenten und Jugendbewegung integriert und von der Frauenbewegung in den USA (die ihrerseits von der Bürgerrechtsbewegung inspiriert war) beeinflusst. Die Argumentation war anfänglich von der politischen Linken gefärbt, da die materiellen Grundlagen als Basis der allgemeinen Unterdrückung kritisiert wurden. Die Erfahrungen der Frauen mit "linken" Männern während der 68er Bewegung brachte diese dazu, grundsätzliche Fragen zum Geschlechterverhältnis jenseits des politischen Engagements zu stellen. Mit dem Slogan "Das Private ist politisch" sollte die Gratisarbeit der Hausfrauen, die gefühlsmässige Zuwendung von Müttern und Gattinnen und die sexuelle Ausbeutung der Frauen zum gesamtgesellschaftlichen Problem erklärt werden. Grundsätzliche Änderungen in den Bereichen Haushalt, Kindererziehung und Sexualität wurden gefordert, wie auch Forderungen nach der Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und nach dem Kampf gegen mögliche oder tatsächliche Gewalt gegen Frauen: Vergewaltigung, Misshandlung in der Familie, Inzest etc.

Diese Bewegung weist typische Charakteristiken neuer sozialer Bewegungen aus (dezentral, geringe formale Organisation, flexible Netze, unkonventionelle Aktionsformen, Distanzierung von der institutionellen Politik). Damit aber auch: Isolierung von einer "Breitenbewegung" oder gar Gefahr elitärer Selbstausgrenzung.

- Die *Entwicklung* der neuen Frauenbewegung lässt sich grob in drei Phasen zusammenfassen:
 - a) bis etwa 1975 die Phase der Abgrenzung (von Männern und Institutionen) und die Entwicklung eines neuen weiblichen Selbstbewusstseins;

- b) bis etwa Anfang der 80er Jahre die Phase der Entwicklung einer feministischen Gegenkultur (Gründung von Frauenprojekten, vor allem im gesundheits-, sozialpolitischen und im wissenschaftlich kulturellen Bereich);
 - c) seitdem die zunehmende rechtliche, politische, wissenschaftliche und soziale Einflussnahme auf den öffentlichen Bereich (Quoten auf Parteilisten, reine Frauenparteien, Frauengewerkschaft, Gründung des Vereins feministischer Wissenschaft, Frauen für den Frieden, etc.) mit der Beibehaltung und Unterstützung der zahlreichen Frauenprojekte.
- Die neue Frauenbewegung hat sich von Anfang an als *feministisch* verstanden. Im Mittelpunkt steht die Veränderung der Beziehung zwischen Frauen und Männern, die Beendigung der weiblichen Abhängigkeit vom Mann in emotionaler, ökonomischer, politischer und intellektueller Hinsicht. In der Theorie der Neuen Frauenbewegung ging es vor allem um Ansätze zur Erfassung der ausserökonomischen Faktoren von Frauenunterdrückung: Simone de Beauvoir (Das andere Geschlecht, 1949), Betty Friedan (Der Weiblichkeitswahn, 1970), Kate Millett (Sexus und Herrschaft 1971) und Marieluise Janssen-Jurreit (Sexismus 1976) und Alice Schwarzer (Der kleine Unterschied und seine Folgen 1973) und viele andere Feministinnen wurden für die feministische Orientierung und Praxis bestimmend. In der Folge führte das vor allem zur Kulturkritik am Patriarchat, zur Analyse der Entstehung und Wirkung von Geschlechterrollen, zur Beschäftigung mit der Frauengeschichte, der Orientierung auf Veränderung von Bewusstseinsstrukturen, Werthaltungen und Normen.

10.4 THEORETISCHE GRUNDLAGEN DES FEMINISMUS

Radikale feministische Gesellschaftstheorien behaupten, dass keine der bestehenden Gesellschaftstheorien, weder die bürgerlichen, noch die marxistisch-sozialistischen ausreichen, um die Frauen aus der Unterwerfung zu emanzipieren. Deshalb Notwendigkeit eigener Theorie, und grundlegender Anspruch der "women studies", alle Wissensgebiete (Theologie, Philosophie, Geschichte, Literatur, Ökonomie, Psychologie, Politik etc.) mit anderen Augen zu sehen. Der Feminismus versucht, Frauen als soziale Klasse zu definieren und nicht bloss als eine biologische Kategorie, welche eine untergeordnete Rolle spielt.

10.4.1 Theoretische Hauptströmungen

Es können - unscharf - folgende Hauptströmungen ausgemacht werden:

- *politischer Radikalfeminismus*, welcher die Frauenunterdrückung als eine Unterdrückung einer sozialen Gruppe durch eine andere, der Frauen durch die Männer erklärt. Allein durch die Aufhebung des kapitalistischen Wirtschaftssystems ist die Unterdrückung noch nicht aufgehoben.
- *sozialistischer Feminismus*, welcher die Diskriminierung der Frau durch die Ausbeutung des kapitalistischen Wirtschaftssystems erklärt. Demzufolge müssen Fraueninteressen von den autonomen Frauengruppen in die linken Parteien und Gewerkschaften hineingetragen werden.

- *dualistisch-kultureller Radikalfeminismus*, welcher die geschlechtsspezifischen Unterschiede als unüberwindbare Gegensätze betrachtet, wobei dem "weiblichen Prinzip" eine höhere Wertung zukommt als dem männlichen. Die Wiederentdeckung und Weiterentwicklung der "weiblichen Kultur" steht im Zentrum dieser Tendenz.

10.4.2 Egalitäres und dualistisches Konzept

Das egalitäre Konzept geht vom Ziel aus, die Frauen an der männlichen Kultur mit ihren geistig-rationalen Werten und ihrer politischen Verantwortung vollwertig teilnehmen zu lassen. Dem gegenüber steht das dualistische Konzept: Die Frau soll sich auf die ihr eigene Frauenkultur zurückziehen und sich der männlichen Welt verweigern.

Das egalitäre Konzept birgt die Gefahr in sich, einzig den Mann als menschliche Persönlichkeit zu definieren, das dualistische Konzept könnte hingegen bedeuten, gemeinsam mit wertkonservativen Gruppierungen, das "Wesen der Frau" - wenn auch mit anderer Betonung - neu zu bestimmen. Weicht der Egalitarismus dieser Konfrontation dadurch aus, dass er Männerpositionen durch Frauen besetzen will in der Hoffnung auf Veränderung männlicher Rollen und Strukturen, so verlockt die dualistische Sicht dazu, sich ganz von den missbilligten Schauplätzen der Männerkultur auf eine vielleicht noch heil gebliebene weibliche Welt mit ihren eigenen Werten zurückzuziehen.

Bei beiden Konzepten geht es um die Frage, wie früher geschlechtsspezifisch zugeordnete Werte sowohl für Mann und Frau neu definiert werden können. Dabei geht es nicht um einen einseitigen Verlust der bisherigen Männerwelt und Männerwerten, sondern um den Gewinn einer freien und gleichen Gesellschaft, wo sowohl Frauen wie Männer ihre Selbstentfaltung entwickeln und ihre individuellen Wertprioritäten ausleben können.

10.5 TYPISCHE KRITIK- UND FORDERUNGSPUNKTE DER FEMINISTISCHEN BEWEGUNG

10.5.1 Familie

a) Kritik:

- politisch: Kleinfamilie als Nährboden für das bürgerlich-individualistische Besitzdenken und Profitstreben. Reproduktionsbereich ist zentraler Ort der ökonomischen, psychischen und sexuellen Unterdrückung von Frauen.
- soziologisch-psychologisch: Kleinfamilie als Produktionsstätte des autoritären Charakters.
- psychoanalytisch: neurotische Fehlentwicklungen des Erwachsenen durch die ungleiche Rolle von Mutter und Vater.

b) Forderungen:

- Aufhebung der hierarchisch-strukturierten Arbeitsteilung, was sowohl die volle Integration der Frauen in die Berufswelt als auch die gleiche Verantwortung des Mannes für Hausarbeit und Erziehung der Kinder impliziert.

- Aufhebung der familienfeindlichen Lebensbedingungen (Beck) und Durchbruch zur neuen Familie nach dem Modell einer sozialen Elternschaft.
- Abbau der Vorurteile bezüglich der Zuständigkeit von Emotionalität, die einseitig den Frauen zugewiesen werden.
- Schaffen von Lebensumständen, die nicht mehr in erster Linie auf technisches und wirtschaftliches Wachstum ausgerichtet sind, sondern auf die Entwicklung eines menschenwürdigen Daseins.

10.5.2 Persönlichkeit

a) Kritik:

- Unterdrückung der selbst bestimmten Sexualität und Mutterschaft durch herrschendes Rechtssystem (Abtreibungsgesetze, Strafbarkeit der Vergewaltigung in der Ehe, Inzesttabu).
- Unterdrückung der sexuellen Bedürfnisse der Frauen, die Enteignung und die Entfremdung ihres Körpers, die Vergesellschaftung des weiblichen Körpers als Lustobjekt.
- Problem der Gewalt, sei es die strukturelle Gewalt des patriarchalen Gedankenguts, die sich in einer grundlegenden Frauenverachtung äussert, sei es die individuelle physische Gewalt des einzelnen Mannes gegen Körper und Psyche der Frau oder die offene, brutale, teilweise lebensbedrohende Gewalt, die Frauen durch Männer erleiden müssen (Prügel, Vergewaltigung, Totschlag).

b) Forderungen:

- Herausbildung einer selbst bestimmten Identität als Frau, Abschaffung der Unterdrückung der Frauen.
- Abschaffung des gesellschaftlich definierten Frauenbildes, dem sog. "Wesen der Frau", grundlegende Infragestellung von Macht und Machtstrukturen.
- Neudefinition der menschlichen Reife, im Sinne von persönlich und sozial tragfähigem Erwachsensein von Mann und Frau.
- Fähigkeit zur reziproken, nichthierarchischen Partnerschaft.
- Eine psychophysische sexuelle Präsenz für beide Geschlechter, die nicht auf sexuelles Normenverhalten reduziert wird.

10.5.3 Politik

a) Kritik:

- Untervertretung der Frauen in der öffentlich-politischen Sphäre.
- Kritik an den rechtlichen und gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Normen, die einseitig auf die typisch männliche Biographie und männliche Identität ausgerichtet sind und Frauen benachteiligen.
- Entlarvung der Herrschaftsbeziehungen in der Politik und Wirtschaft.

b) Forderungen:

- Machtumverteilung und Partizipation auf allen Ebenen für beide Geschlechter, Dezentralisierung, Basisdemokratie, vernetzte und ganzheitliche Wahrnehmung von Politik.
- Neudefinition des Rechts, der Arbeit, des Arbeits- und Zeitbegriffs.
- Inhaltliche Korrektur der heute gültigen Rechts-, Staats-, Wirtschafts- und Arbeitstheorien.
- Änderung des politischen Stils (Emotionalität versus Rationalität).
- Chancengleichheit der politischen Partizipation für beide Geschlechter und alle Klassen.

10.5.4 Kultur

a) Kritik:

- Patriarchaler Kulturbegriff, der der weiblichen Kunst und der weiblichen Kreativität keinen Platz übrig lässt.
- Verdrängung der Frauen aus dem Kultur und Wissenschaftsbetrieb über Jahrhunderte hinweg.
- Sprache, welche keine adäquaten Ausdrucksmöglichkeiten für die spezifisch weiblich definierten Empfindungen und kulturellen Vorstellungen finden lassen und die Frauen in vielen Bereichen von vornherein ausschliesst: Männersprache, die von der sozialen Vorrangstellung des Mannes und von männlichen Verhaltens und Begriffsstereotypen geprägt sind (herrlich-dämlich).
- Die Nicht-Existenz der Frau im gesellschaftlichen und sprachlichen und kulturellen Bewusstsein.

b) Forderungen:

- Wiederentdeckung weiblicher Kreativität und Schaffenskraft,
- Aufbrechung der elitären Wissenschaft und abgehobenen Kunstbetrieb,
- feministische Sprachkritik.
- Chancengleichheit der Frauen für alle kreativen Leistungen und für Schlüsselpositionen auf sämtlichen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Erziehung und die Korrektur des einseitig männlichen Kulturbegriffs zu einer allgemein menschlichen Vorstellung von Kultur.

10.6 TRÄGERINNEN FEMINISTISCHER IDEEN IN DER SCHWEIZ

10.6.1 Frauenorganisationen (Auswahl)

FBB (Frauenbefreiungsbewegung, Name in Anlehnung an die amerikanische Women's Lib und dem französischen Movement de libération de la femme), OFRA (Organisation für die Sache der Frau), Infra (Informationsstelle für Frauenfragen), FIZ (Fraueninformationszentrum Dritte Welt), Fem. Wiss. (Verein feministischer Wissenschaft).

10.6.2 Frauenprojekte (Auswahl)

Frauenhäuser (Häuser für geschlagene Frauen), Frauengesundheitszentren(-ambulatorien), Frauen-Notruf, Frauenbuchläden, Frauenbibliotheken, Frauenbeizen, Frauendiscos, Frauentaxi, Frauenbildung, Musik für Frauen, Theater für Frauen, feministische Literaturkreise, Selbsterfahrungsgruppen, Selbstverteidigungskurse, Wyberräte, Frauentreffs.

10.7 VERHÄLTNIS ZUR INSTITUTIONELLEN POLITIK

Als radikale Bewegung ist der Feminismus eine randständige politische Kraft. Für die Mehrheit der Frauen sind Veränderungen ihrer rechtlichen und tatsächlichen Situation durch die institutionelle Mehrheitspolitik (z.B. Lohnleichheit oder Beseitigung der Diskriminierung im Sozialversicherungsrecht im Anschluss an Art. 4.2 BV; private und öffentliche Massnahmen zur Frauenförderung im Beruf; bessere Vertretung von Frauen in Behörden durch geeignete Massnahmen) sehr viel bedeutsamer und wichtiger. Trotz seiner marginalen Stellung ist der radikale Feminismus nicht wirkungslos, einmal als sozial-kulturelle Bewegung, dann aber auch als Wegbereiter für politische Forderungen, die zunächst auf breiten Widerstand stossen, allmählich aber mehrheitsfähig werden (z.B. Strafnorm gegen Vergewaltigung in der Ehe).

10.8 KRITISCHE WÜRDIGUNG

S. Klaus v. Beyme (1991). Theorie der Politik im 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main.

Fragen zum Selbststudium

1. Nehmen Sie Stellung zur These: Feminismus ist heute immer noch ein Randgruppenphänomen.
 - Wie kann man/frau dem Feminismus zum Erfolg verhelfen?
 - Muss man/frau auf die Bewusstseinsveränderung warten?

2. Im Sommer 1992 machen verschiedene Sexualverbrechen in der Schweiz Schlagzeilen. Eine junge Frau wird von einem Minderjährigen vergewaltigt und ermordet, ihm droht voraus sichtlich ein Jahr Freiheitsentzug.
 - Finden Sie es richtig, dass der 17jährige Jugendliche auch für eine solche Tat von den Privilegierungen des Strafgesetzes für Jugendliche profitiert (Art. 95; höchste Bestrafung: Einschliessung bis zu einem Jahr.)
 - Ein feministisches Argument gegen diese Sonderbehandlung würde lauten: Dieser Jugendliche ist seit Kindesbeinen als Mann sozialisiert. Nehmen Sie Stellung dazu.
 - Vergleichen Sie, aufgrund von Zeitungsartikeln, die Strafmasse für Sexualdelikte mit den Strafmassen für Vermögensdelikte. Was meinen Sie dazu?
 - Welche Forderungen stellen Sie als Feministin zur Verhinderung solcher Verbrechen?
 - Zu welchen allg. Äusserungen sehen Sie sich veranlasst?

3. Überprüfen Sie, anhand eines tagespolitischen Geschäfts, wie weit Sie die hier behandelten Positionen in Argumentation und Vorstössen einer feministischen Politikerin in der Bundesversammlung finden.

11 NATIONALISMUS UND RECHTSRADIKALISMUS

Trotz zahlreicher Überschneidungen müssen Nationalismus und Rechtsextremismus deutlich auseinander gehalten werden. Die Politikwissenschaft hat sich in jüngster Zeit vor allem mit dem Rechtsradikalismus auseinandergesetzt (rechtsextreme Wählerpotentiale, rechtsextreme Parteien).

11.1 NATIONALISMUS

11.1.1 Begriffliches

"Nation ist ein Zusammenschluss von Menschen, um ihre eigene kollektive Identität in einem Staat zu organisieren, oft auch zu schützen. Wie für individuelle Identitäten ist auch für kollektive Identitäten Abgrenzung die Folge jeder Selbstfindung und Definition. (...) Nationalismus ist der Anspruch eines Volkes, einen eigenen Staat zu erhalten, ob autonom oder souverän. Erst in der Staatswerdung wird das Volk zur Nation" (Geiss in Schlegel 1994: 12, zitiert nach Duhn 1996: 391). Eine solche Definition wird der Sache wohl kaum gerecht. Die Verknüpfung der Begriffe "Volk", "Nation" und "kollektive Identität" sind irreführend. Es dürfen nicht nur jene als Volk begriffen werden, die mittels dem nationalistischen Diskurs entlehnter qualifizierender Merkmale und Kategorien im zugerechnet werden.

Weniger präjudizierend ist demgegenüber folgende Definition: Nationalismus wird verstanden als (vgl. Theimer 1981: 211): Übertriebenes Nationalgefühl, Überschätzung des Wertes der eigenen Nation gegenüber anderen Völkern, Anlegung nationaler Massstäbe an Dinge, die sonst mit allgemein-menschlichen Massstäben gemessen werden und dem Bestreben, anderen die eigene Art, Sprache oder Ausdrucksweise aufzuzwingen. Das Nationalgefühl an sich ist noch nicht Nationalismus.

11.1.2 Entstehung und Bedeutung

Der Nationalismus prägte die Haltungen der Völker und Staaten zueinander im 19. Jh. zutiefst. Nach dem Ausmass der Rezeption in der Bevölkerung war er zweifelsohne die breiteste politische Denkströmung der jüngeren Neuzeit (Fenske 1996: 473).

Gemäss Fenske gehören einige Elemente, aus denen der Nationalismus besteht, zu den ältesten und ursprünglichsten Gefühlen der Menschheit. Es sind dies z.B. den Ort seiner Kindheit besonders zu lieben, eine Vorliebe für die eigene Muttersprache und die eigenen Sitten und Gebräuche zu haben und schliesslich auf die eigene Lebensweise besonders stolz zu sein und auf andere Lebensarten herabzublicken.

Für die Ausbildung des Nationalismus von grosser Bedeutung war das Zeitalter des Absolutismus, da in dieser Zeit die Fürsten den modernen Staat und damit das Gefäss des modernen Nationalismus geschaffen hatten (Fenske 1996: 473).

Die entscheidende geistige Formierung des Nationalverständnisses wurde jedoch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geleistet. Einflussreich war vor allem der Ostpreusse Johann Gottfried Herder (1744-1803), der als Hofprediger in Weimar tätig war. Herder meinte unter anderem in den Volksliedern den Charakter der Völker erkennen zu können (Fenske 1996: 474).

Mit der Französischen Revolution gelangte der moderne Nationalismus zur Entfaltung. Die Konzeption des dritten Standes als Nation war vor allem als Angriffswaffe gegen antiquierte soziale Schichtungen gedacht. Allerdings wurde sie auch sehr schnell gegen aussen eingesetzt. Dabei ging es nicht nur darum, die von der Nation 1789 gewonnen Rechte gegen den Widerstand des monarchischen Europas zu verteidigen, sondern auch darum, in Europa eine Führungsrolle zu übernehmen und den anderen Völkern die Freiheit zu bringen (Fenske 1996: 474 f.). Die Individualisierung der französischen Nation erfolgte ohne Rücksicht darauf, dass die Bevölkerung des Landes sprachlich keine Einheit darstellte. Von der Herderschen These, dass die Völker gleichen Ranges wären, blieb nichts mehr übrig (ebenda).

In Deutschland wurde im ausgehenden 18. Jh. Volk und Nation in besonderem Masse als eigentümlich gewachsene Wesenseinheit verstanden. Da nicht alle Deutschsprachigen in einem Staat vereinigt werden konnten, war die Definition von Nation nicht unproblematisch. Man begann zwischen Kulturnation und Staatsnation zu unterscheiden (Fenske 1996: 479).

Im Laufe des 19. Jhs. kam es in den verschiedenen Ländern zu einer Ausweitung der vom Nationalismus erfassten Bevölkerungskreise. Was zu Beginn des Jahrhunderts Sache der Oberschicht war, gewann immer breitere Resonanz. Der Nationalismus wurde intensiver, da die Beziehungen zwischen den Völkern immer enger wurden. Zudem weckten die italienische und deutsche Einigung eine Steigerung der nationalen Empfindlichkeit. Der Nationalismus geriet immer stärker in Gefahr, zum Chauvinismus übersteigert zu werden (Fenske 1996: 480 ff.).

11.1.3 Typologien zum Nationalismus

In der Nationalismus-Literatur finden sich zahlreiche Versuche, Nationalismen zu Typologisieren (vgl. Döhm 1996: 409):

- Qualitative Typen: humanitärer, jakobinischer, traditioneller, integraler Nationalismus.
- National vs. nationalistisch (freiheitlich-emanzipatorische Nationalbewegung oder organisierte Nationalismus mit nationaler Intoleranz und Aggressivität).
- Funktionstypen: humanistisch-aufgeklärter Nationalismus der Befreiung (Risorgimento-Nationalismus); Reformnationalismus als aufgeklärte Modernisierung nach westlichem Muster; integraler Nationalismus als Sammelbegriff für extreme, chauvinistische, reaktionäre, aggressiv-expansionistische, rechte Nationalismen.
- Kulturnation vs. Staatsnation, Willensnation

11.1.4 Nationalismus im Zeitalter der Globalisierung

Trotz Globalisierung scheint der Nationalismus noch lange nicht überwunden zu sein. Vor dem Hintergrund der mit äussersten kriegerischen Brutalität ausgetragenen Auseinandersetzungen in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und Jugoslawiens beginnt man den Standpunkt zu revidieren, dass seit dem 2. Weltkrieg und mit dem Entstehen souveräner Staaten in den ehemaligen Kolonien das Zeitalter des Nationalismus vorüber sei (Döhn 1996: 389 f.).

Zugleich glaubt man wahrnehmen zu können, dass auch in der Bevölkerung Westeuropas und der in der NATO und der Europäischen Union eingebundenen Staaten an den Nationalismus erinnernde Tendenzen sich wieder aktualisieren (Döhn 1996: 390).

11.2 RECHTSRADIKALISMUS

11.2.1 Begriffsbestimmung

Rechtsextremismus und Nationalismus sind nicht deckungsgleich. Obwohl rechtsextremistische Kreise vielfach Sympathien für (vor allem ethnisch formulierten) nationalistische Forderungen haben, ist das rechtsradikale Potential nicht an nationalstaatliche Grenzen gebunden. Eben so wenig können nationalistische Kreise generell als rechtsradikal bezeichnet werden.

Rechtsradikalismus dient als Sammelbegriff. Es gibt in der wissenschaftlichen Literatur keine allgemeingültige Definition (Altermatt/Skenderovic 1995: 15).

Altermatt/Skenderovic (1995: 16) nennen eine Reihe von Merkmalen, die oft nur teilweise oder in unterschiedlicher Kombination und Ausprägung für den Rechtsradikalismus kennzeichnend sind:

- Aggressiver Nationalismus und/oder Ethnozentrismus, die sich in Xenophobie und Ausländerfeindlichkeit ausdrücken.
- Rassismus, der auf eine biologistische Weltansicht aufbaut und/oder eine ethnisch-kulturell diskriminierende Ausgrenzung anderer Menschen betreibt.
- Antisemitismus, der sich in offener oder versteckter Judenfeindlichkeit und in der Verharmlosung oder Leugnung der nationalsozialistischen Verbrechen äussert.
- Autoritarismus, der mit der Forderung nach einem starken Staat und einer Führerfigur verbunden ist.
- Antiegalitäres Gesellschaftsverständnis, das die natürlich-organische Gliederung und hierarchische Ordnung hervorhebt.
- Betonung der Volksgemeinschaft, die auf einer kulturellen, ethnischen und sozialen Homogenität aufbaut.

-
- Antipluralistisches Politik- und Gesellschaftsverständnis, das den demokratischen Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozessen misstraut.
 - Gewaltakzeptanz, die in sozialen und politischen Konflikten zum Ausdruck kommt.
 - Demagogischer Stil, der sich in aggressiver Sprache und der Verunglimpfung des Gegners zeigt.
 - Absoluter Wahrheitsanspruch, der gesellschaftliche Toleranz verunmöglicht.

Vor dem Hintergrund dieser Merkmale lässt sich zeigen, dass die SVP nicht als rechtsextreme Partei bezeichnet werden kann. Es lässt sich aber auch erahnen, dass sich gewisse als rechts-extrem zu bezeichnende Kreise von Teilen der SVP angesprochen fühlen können.

11.2.2 Ursachen für Rechtsextremismus

In sozialwissenschaftlichen Analysen wird der Rechtsextremismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen betrachtet, welches auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist. Dabei stehen zwei Forschungsansätze im Vordergrund, die durchaus komplementär sind (vgl. Altermatt/Skenderovic 1995: 18):

- Ein erster Forschungsansatz versucht den Zusammenhang zwischen Rechtsextremismus und den Entwicklungen der westlichen Industriegesellschaften des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen. Zentral ist dabei die Vorstellung, dass die rasante Modernisierung mit den Individualisierungs- und Desintegrationsprozessen die Entstehung rechtsextremer Denk- und Verhaltensweisen begünstigt (vgl. die "Zusammenbruchstheorien" in Kapitel 2.3 über die Entstehungsursachen von sozialen Bewegungen). Wichtiges empirisches Untersuchungsfeld ist hier der Sozialisationsprozess rechtsextremer Jugendlicher.
- Der zweite Ansatz legt das Schwergewicht auf politische, ideologische und kulturelle Bedingungen, die die Entstehung und Verbreitung der extremen Rechten begünstigen. Analysiert werden die Ethnisierung sozialer Ungleichheiten und gewisse populistische Tendenzen, sowie die sich wandelnde gesellschaftliche Akzeptanz für ideologische und kulturelle Diskurse mit rechtsextremen Inhalten.

Erklärungen, welche sich allzu stark auf die negativen Folgen des Modernisierungsprozesse beschränken, neigen dazu, die gesellschaftliche Verantwortung nationaler Eliten für die Entstehung von Rechtsextremismus zu unterschätzen: Der gesellschaftliche Wandel lässt sich in seinen grossen Zügen kaum beeinflussen; Modernisierungsverlierer, zerstörte soziale Milieus und Familienstrukturen usw. als unvermeidbare Nebenprodukte.

Forschungsansätze, die sich mit den politischen und sozialen Rahmenbedingungen befassen, rechtfertigen sich damit, dass (vgl. Altermatt/Skenderovic 1995: 20 ff.):

- es sich - wie Wahlanalysen zeigen - bei den Anhängern von rechtsextremen Gruppierungen nicht nur um Modernisierungsverlierer handelt; rechtsextremes Wahlverhalten ist oft auch Ausdruck eines Vertrauensverlusts gegenüber dem etablierten Parteiensystem,
- rechtsextremes Gedankengut latent vorhanden ist und jederzeit aktiviert werden kann (z.B. wenn etablierte Parteien sich nicht von rechtsextremen Gedanken distanzieren),
- es die politische Kultur nicht zu vernachlässigen gilt; Akzeptanz von Gewalt als Lösungsmittel und Vorstellungen von Ungleichheiten und Hierarchie begünstigen Rechtsextremismus,
- sich ein Wandel zu einem Neo-Rassismus vollzogen hat, der nicht auf biologisch begründeter, sondern auf kultureller und ethnischer Ungleichheit basiert,
- die Populismusforschung zeigt, wie politische Eliten aus der Unzufriedenheit der Bürgerinnen und Bürgern machtpolitischen Nutzen ziehen und auf Legitimationsdefizite politischer Systeme hinweist,
- die Asyl- und Ausländerpolitik einen wichtigen Hintergrund für die Verbreitung rechtsextremer Orientierungen liefert.

11.2.3 Rechtsextremistische und rechtsextreme Gruppierungen

Bonapartistische, antisemitische und autoritäre Gruppierungen waren früher Äquivalente der rechtsextremistischen Gruppierungen (Beyme 1982: 175). Faschistische Parteien entstanden - gemäss Beyme - erst als Antwort auf die Herausforderung durch die extreme Linke.

Zwischen den beiden Weltkriegen entstanden in fast allen Ländern Europas faschistische Parteien. Aus eigener Kraft an die Macht kamen sie jedoch nur in Italien und in Deutschland. In Spanien war immer eine Mischung von faschistischen (Falange) und traditionalistischen Elementen mit Rechtsabspaltungen des Syndikalismus (JONS) verbunden (Beyme 1982: 175).

Auffallend sind die vergleichsweise geringen Mitgliederzahlen der faschistischen Parteien vor ihrer Machtergreifung. Dies soll die Nachkriegsdemokratien davor bewahren, die rechtsextremistische Gefahr nur aufgrund ihres legalen Potentials zu beurteilen. So hatten die Faschisten in Italien 1921 nur 0.5 % der Stimmen und 320'000 Mitglieder und auch 1927 zählten sie nicht mehr als eine Million Mitglieder. Die Mitgliederzahl der NSDAP lag 1930 bei 300'000 Mitgliedern, und damit tiefer als bei einigen Parteien des Weimarer Systems. Die Wähleranteile stiegen aber von 2.6 Prozent 1928 auf 37.3 Prozent im Juli 1932.

In jüngerer Zeit machen sich rechtsextreme Parteien vor allem durch ihre nationalistischen und ausländerfeindlichen Haltungen bemerkbar. In der Schweiz gelangen den so genannten Überfremdungsparteien, den "Republikaner" und der "Nationale Aktionen gegen die Überfremdung von Volk und Heimat" (heute SD) in den 1960er Jahren beachtliche Wahlerfolge und Abstimmungsergebnisse. Die Blütezeit der nationalen Rechten in der Schweiz war zu Beginn der 1970er Jahre (NR-Wahlen 1971: 7.5 %; 1975: 5.4 %). Einen zweiten Höhepunkt

erlebten sie 1991 im Fahrwasser der Asylproblematik, als die Schweizer Demokraten und die Eidgenössisch-Demokratische Union verstärkt durch die Lega im Tessin und die Autopartei (heute Freiheitspartei) zusammen 10.9 Prozent der Stimmen erreichten. Mit den Nationalratswahlen 1995 macht den rechtsextremen Parteien aber immer stärker die SVP-Linie unter Blocher zu schaffen, was in teilweise deutlichen Sitzverlusten in den Kantonen zum Ausdruck kommt. Die 18%-Initiative (Sept. 2000) und das Auftreten von rechtsextremen Skinhead-Gruppen haben den Rechtsextremismus wieder verstärkt zu einem Thema werden lassen.

Die Parteienlehre empfiehlt - nach Beyme - einen relativ weit gefassten Begriff von "Rechtsextremismus", der nicht daran festhält, ob eine Partei nun faschistisch genannt werden kann. Gerade nach dem zweiten Weltkrieg ist ein offener Faschismus weniger typisch als ein als Konservatismus getarnter Aufstieg der Rechten (Beyme 1982: 178). Die Parteiensysteme nach dem Zweiten Weltkrieg wurden weit stärker durch kleinbürgerliche Protestbewegungen als durch neofaschistische Parteien erschüttert (Poujadismus in Frankreich, Glistrups Steuerrebellensbewegung in Dänemark, die 1973 mit 15.9 Prozent der Stimmen das gesamte Parteiensystem durcheinander brachte).

Terminologisch ist das Abgrenzungsproblem allerdings nicht gelöst. Rechtsextremismus sollte nicht einfach mit rechtsextremen Parteien gleichgesetzt werden. So können sicher Le Pens "Front National" und die "Republikaner" in Deutschland als rechtsextreme Parteien bezeichnet werden, auch die "Freiheitspartei" und die "Schweizer Demokraten" hierzulande sind extreme Rechtsparteien und ebenso ist man geneigt, Haider's "FPÖ" diesen Parteien zuzurechnen. In welchem Verhältnis dazu stehen oder standen aber die "National Front" in England oder die rechtsradikalen Skinheads, welche sich in ihren Aktivitäten deutlich von den Parteien unterscheiden und sich auf die ausserparlamentarischen Arenen konzentrieren?

Bezeichnenderweise beziehen sich Altermatt/Kriesi (1985) in ihrer Studie über den Rechtsextremismus in der Schweiz nicht auf die Parteien am äusseren rechten Rand des politischen Spektrums, sondern auf rechtsextremistische Gruppierungen. Sie unterscheiden und untersuchen namentlich: Altfaschisten (Nouvel Ordre Euopéen, Parti Euopéen), die Neue Rechte (Association des Amis de Robert Brasillach), Nationalrevolutionäre Gruppen (Neue Front, Nationalrevolutionäre Partei der Schweiz, Troisième Voie), Fronten (Neue Nationale Front, Patriotische Front), Negationisten und Skinheads.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint es als sinnvoll, zwischen rechtsextrem (beispielsweise als Extremposition auf einer Rechts-links-Skala) und rechtsextremistisch zu unterscheiden. Natürlich kommt es zu Überschneidungen zwischen rechtsextremistischen Gruppierungen und rechtsextremen Parteien. Ein begriffliches Auseinanderhalten dieser verschiedenen Typen von Organisationen bringt jedoch mehr analytische Klarheit.

11.2.4 Rechtsextremismus im internationalen Vergleich

Nicht nur der manifeste Rechtsextremismus sondern vor allem auch das latente rechtsextremistische Potential ist angesichts der davon ausgehenden Bedrohung für demokratische Staaten und humanistische Werte von grosser Relevanz. Eine international vergleichende Untersuchung von Armingeon (1995) kommt zum Schluss, dass das rechtsextreme Potential in der

Schweiz wahrscheinlich nicht überdurchschnittlich ist und vermutlich eher etwas darunter liegt. Für das eher etwas geringere Potential und das Fehlen einer starken und stabilen rechtsextremen Partei lassen sich in seinen Augen fünf Gründe angeben:

- die bisherige Vermeidung von Verunsicherung durch schwere Wirtschafts- und Beschäftigungskrisen und durch Globalisierungsprozesse,
- die politische Kultur der Schweiz, die sich anderen Ländern gegenüber besonders durch die breite Unterstützung der Grundrechte auf eigene Sprache und Kultur auszeichnet,
- die direkte Demokratie, in der rechtsextreme Einstellungen temporär politisch relevant werden können, ohne dass sie institutionell stabilisiert werden,
- das System der etablierten bürgerlichen Parteien, die den grössten Teil des rechtsextremen Potentials politisch integrieren,
- die programmatische Ausrichtung der rechtsextremen Parteien, die sie daran hindert, zu einer organisierten stabilen Kraft zu werden.

Fragen zum Selbststudium

1. Kommentieren Sie:
 - Global denken, lokal handeln.
 - Die Schweiz, eine Willensnation.
 - Fussballweltmeisterschaften vs. Champions League
 - 1. August im Ausland
2. Ist die Zürcher SVP eine rechtsextremistische Partei?
3. Was sind die Ursachen von Rechtsextremismus, wie kann Rechtsextremismus bekämpft werden?

TEIL 3: POLITISCHE IDEEN UND IHRE TRÄGER IM WANDEL

In diesem abschliessenden dritten Teil wird der Versuch unternommen, die beiden ersten Teile zu verknüpfen. Wie eingangs erwähnt, gehen wir davon aus, dass politische Ideen immer soziale Träger brauchen und dass soziale Bewegungen und Parteien ohne umfassendere Orientierungen längerfristig nicht existieren können.

Als zusätzliches Element wird der Aspekt des Wandels besonders hervorgehoben. Sowohl die politischen Ideen wie auch die Träger ändern sich über die Zeit hinweg. So wie die SP heute kaum mehr mit der SP in den 1920er Jahren vergleichbar ist, so hat auch der Liberalismus heute ein anderes Gesicht als in der Zeit seiner Entstehung.

Wohlgemerkt, eine Partei bleibt eine Partei, die Frage ist jedoch, was unterscheidet eine Partei von heute von den Parteien von früher. Ebenso sind den Ideologien gewisse Grundelemente eigen, die sich kaum verändern. Was sich jedoch der historischen Entwicklung anpasst, ist die Lesart dieser Axiome sowie die daraus abgeleiteten Erklärungs- und Lösungsansätze in der konkreten Anwendung.

Verschiedene Theorieansätze und Forschungsrichtungen befassen sich mehr oder weniger explizit mit dieser Problematik. Ganz in der Tradition der "post-modernen Wissenschaft" werden in den folgenden Kapiteln einige solcher Erklärungsmuster und Argumentationslinien vorgestellt. Dabei soll nicht versucht werden, diese in eine "grosse Theorie" einzugliedern. Es interessiert uns, wie und nach welchen Gesetzmässigkeiten sich die Gesellschaft wandelt (Kapitel 12), wie sich die dominierenden Werte verändern (Kapitel 13) und was für Veränderungen bei den politischen Parteien auszumachen sind (Kapitel 14).

Ein besonderes Augenmerk erhält die Unterscheidung zwischen rein deskriptiv gewonnenen Erkenntnissen über den gesellschaftlichen Wandel im allgemeinen und den Wandel von Ideen und Trägern im speziellen sowie Gesetzmässigkeiten, welche sich in Form von theoretischen Vorstellungen ("mittlerer Reichweite") fassen lassen. Dass beispielsweise der Tertiärsektor den Industriesektor an Bedeutung bei weitem übertroffen hat, ist ein Faktum. Dass politische Gruppierungen mit zunehmendem Alter eine Zielverschiebung erfahren, welche ursprünglich inhaltliche Anliegen zugunsten von Organisationsinteressen in den Hintergrund rücken lässt, ist eine theoretisch fundiert postulierte Gesetzmässigkeit, welche sich empirisch überprüfen lässt.

12 DER SOZIALE WANDEL

Unbestritten ist, dass sich moderne Gesellschaften wandeln. "Moderne Gesellschaften sind dynamische Systeme, in denen permanente Veränderung stattfindet, im Gegensatz zu statischen, traditionellen Gesellschaften. Moderne Industriegesellschaften leben vom ökonomischen Wachstum, wirtschaftlicher Expansion und hoher Mobilität, die einhergehen mit sozialem Wandel" (Alemann 1996: 3).

Gestritten wird jedoch über die Ursachen, die Art und Weise und die Bedeutung dieses Wandels. Folgende Aspekte des Wandels können unterschieden werden:

- Bereich: Strukturelle Veränderungen, kulturelle Veränderungen (Wertewandel) oder institutionelle Veränderungen, wobei sich diese drei Gruppen von Variablen in einem komplizierten, gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis befinden.
- Verlauf: Langsamer kaum wahrnehmbarer Prozess, oder eruptiv, in der Form von Unruhen und Revolten. Kontinuierlich, mehr oder weniger linear oder wellenförmig. Oder gar diskontinuierlich.
- Finalität: Definitive, nicht mehr rückgängig zu machende Veränderungen oder Zeitercheinungen und Moden.

(Vulgär-)wissenschaftlich wird bei der Beschreibung von Wandel gelegentlich vergessen, dass Wandel nur in den seltensten Fällen linear verläuft. Ursächlich dafür ist vielfach die ungenügende Zahl an Messpunkten. Aus zwei Messungen zu unterschiedlichen Zeitpunkten kann zwar die Veränderung bestimmt werden, es können aber kaum zuverlässige Aussagen über zukünftige Entwicklungen gemacht werden. Zudem neigt man dazu, Veränderungen linear zu verstehen ("es wird je länger je schlimmer").

Gesellschaftsformationen vs. erklärende Variablen

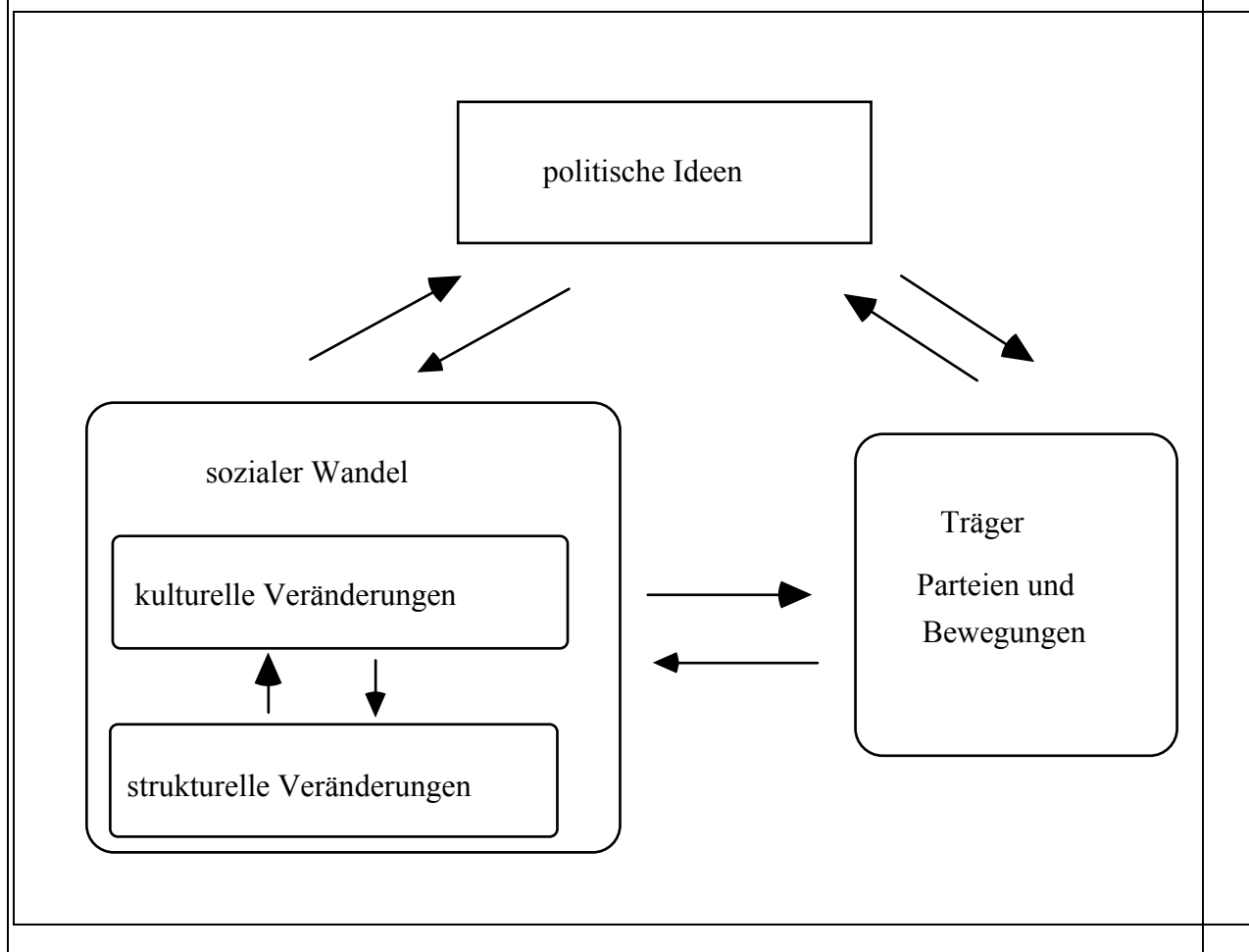
Wandel kann auf verschiedenen Stufen und Abstraktionsebenen erfasst und thematisiert werden. Es ist ein Unterschied, ob man Typen von Gesellschaften beschreibt und von agrarischen, industriellen und postindustriellen Gesellschaften oder postmodernen und Erlebnisgesellschaften spricht oder ob man sich mit dem Bildungsniveau, dem Anteil der Beschäftigten im Tertiärsektor oder dem Anteil an Post-Materialisten beschäftigt.

Im ersten Fall bewegt man sich auf einem hohen Abstraktionsniveau, man geht von Gesellschaftsformationen respektive Typen von Gesellschaften aus, welche ganz bestimmte charakteristische Eigenheiten aufweisen. Zu diesen Eigenheiten können Merkmale der Parteien und des Parteiensystems sowie die prägenden politischen Ideen gehören.

Im zweiten Fall arbeitet man mit konkreten und in der Regel direkt messbaren Variablen, welche einen mehr oder weniger direkten Einfluss auf die Parteien und ihre Orientierungen haben.

Schematisch kann unser Analysemodell folgendermassen dargestellt werden (vgl. Figur 1):

Figur 1: Modell: Politische Ideen und ihre Träger im Wandel



Dem ist anzufügen, dass Modelle in erster Linie analytischen Zwecken dienen und nicht Selbstzweck sein sollten. Sie zeigen, mit welchen Grundannahmen man sich einer Fragestellung nähert, implizieren also eine bestimmte Sichtweise und eine Gewichtung der zentralen Variablen. So könnten beispielsweise auch die politischen Institutionen als intervenierende Variablen separat aufgeführt werden. In einer soziologischen Betrachtung sind diese Variablen jedoch Bestandteil der politischen Kultur.

Das Modell impliziert - in einer mittelfristigen Perspektive -, dass sich sozio-strukturelle Veränderungen zusammen mit den kulturellen Veränderungen einerseits auf die politischen Ideen und andererseits direkt auf die Träger dieser Ideen auswirken. Zudem ist auch ein indirekter Effekt des sozialen Wandels über die Ideen auf die Träger zu erwarten. Zu berücksichtigen sind dabei auch umgekehrte Einfluss-Pfade.

Voluntaristische und deterministische Sichtweisen

Bis zu einem gewissen Grad implizieren solche Modelle häufig auch eine deterministische Sichtweise. Aufgrund der Wandlungstendenzen wird den Parteien, respektive einer bestimmten Parteien eine ganz spezifische Anpassungsleistung (Reaktion) vorhergesagt oder zugeschrieben. Es wird dabei vergessen, dass den Parteien durchaus auch Handlungsalternativen zur Verfügung stehen können (voluntaristische Sichtweise). Nicht alle Parteien reagieren mit den gleichen Anpassungsleistungen auf die veränderten Verhältnisse. Diesem Aspekt gilt es immer wieder Rechnung zu tragen.

Beispiel: Aus der strukturellen Lage allein können beispielsweise Parteisympathien nicht hinreichend erklärt werden. Es gibt sowohl Arbeiter, die sozialdemokratisch wie auch solche die rechtsextrem wählen. Klassentheoretiker machen hier den "Umweg" über die "wahren" Interessen.

12.1 STRUKTURELLE VERÄNDERUNGEN

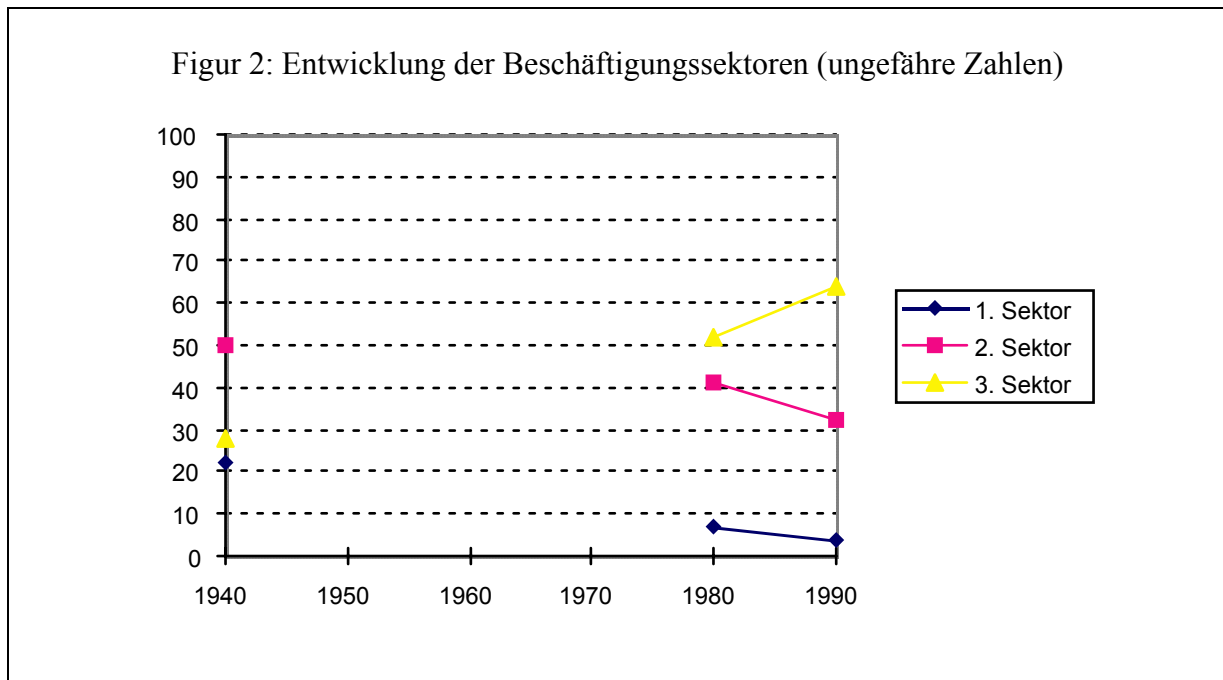
Es bieten sich, wie erwähnt, zwei Möglichkeiten an, strukturelle Veränderungen zu thematisieren:

- a) über Variablen, die die Sozialstruktur unserer Gesellschaft beschreiben (einfache Variante)
- b) über Begriffe wie Klasse, Schichtung oder mit Milieus und dem sozialen Raum, welcher beispielsweise Verster et al. (1993: 32) als Ersatz für Klassen- und Schichttheorien vorschlagen.

Von b) ist es nur noch ein kleiner Schritt zu den Gesellschaftsformationen.

Wir konzentrieren uns vorab auf die strukturellen Veränderungen. Wobei natürlich immer auch interessiert, was diese Veränderungen für Auswirkungen auf die Parteien haben. Welche strukturellen Veränderungen charakterisieren das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts?

Die wohl markanteste strukturelle Veränderung in den letzten Jahrzehnten ist die **Verschiebung zwischen den drei Beschäftigungssektoren** (vgl. Figur 2). Während im letzten Jahrhundert noch die Mehrheit der Beschäftigten im Primärsektor beschäftigt war, so waren es 1990 noch 4.1 Prozent (1980: 6.3 Prozent, zu Beginn des 2. Weltkrieges mehr als 20 Prozent) der Beschäftigten. Im Industrie-, Bau- und produzierendes Gewerbesektor beschäftigt waren 1990 30.5 Prozent (1980: 39.4 Prozent, zu Beginn des 2. Weltkrieges rund die Hälfte). Zugelegt hat der Tertiärsektor: 1990 waren 61.8 Prozent aller Beschäftigten im Dienstleistungssektor tätig (Bundesamt für Statistik 1993: Volkszählung 1990. Ein Profil der Schweiz).



Vor allem die SVP und die SP sind natürlich von diesen Veränderungen betroffen. Mit dem Bauernstand verliert die SVP einen wichtigen Teil ihrer Basis, den sie allerdings mit Erfolg zu ersetzen vermochte. Der Rückgang des 2. Sektors machte vor allem der SP zu schaffen, wobei die Verschiebung innerhalb des Sektors zugunsten von ausländischen, und damit in der Schweiz nicht stimmberechtigten, Industriearbeitern die Problematik noch verschärfte.

Aber nicht nur zwischen den Sektoren ist es zu Verschiebung gekommen. Auch innerhalb der Sektoren sind einschneidende Verlagerungen zu verzeichnen, wie sich an der Beschäftigungsstruktur und den sozio-professionellen Kategorien zeigen lässt. Die Parteien kämpfen vor allem auch darum, in den neu entstehenden Segmenten Fuss zu fassen.

Auch wenn Volksparteien - und alle Schweizer Parteien betonen immer wieder mit Stolz, dass sie in allen Bevölkerungssegmenten verankert sind - keine Bevölkerungsschichten ausschliessen wollen, gibt es noch immer deutliche berufsspezifische Parteipräferenzen.

Die SP - so zeigen Wahlanalysen - hat mit ihrer Neuorientierung vor allem bei den Freien Berufen (Hochschulbildung, selbständig), bei den Selbständigen im Dienstleistungsbereich, bei den akademischen Berufen (v. a. Kader der Kommunikationsdienstleistungen, Kader im sozialen und persönlichen Dienstleistungsbereich) und bei den intermediären Berufen (v. a. Kommunikationsdienstleistungen, soziale und persönliche Dienstleistungen) an Gewicht gewonnen (zu den sozio-professionellen Kategorien vgl. Bundesamt für Statistik 1995: 57 ff.; Eidgenössische Volkszählung 1990. Sozialstruktur der Schweiz. Sozio-professionelle Kategorien. Bern).

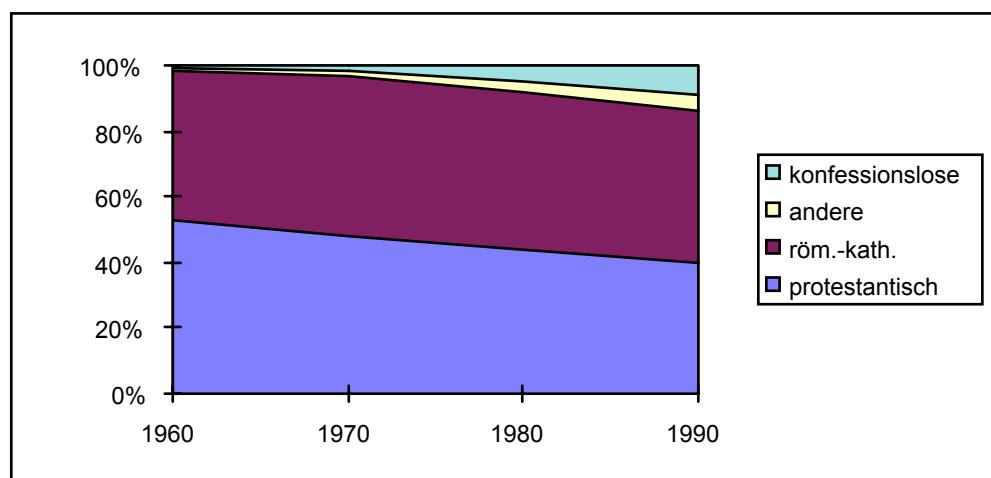
Die **Arbeitslosigkeit** hatte Ende der 1980er Jahr stark zugenommen und bewegte sich in den 1990er Jahren über dem 5 Prozent Niveau. Auf die Jahrtausendwende ist sie wieder in den Bereich der 2 Prozent-Hürde gefallen. Arbeitslosigkeit auf hohem Niveau verlangt von den

Parteien nicht nur Lösungsvorschläge, sondern beeinflusst auch ihr Rekrutierungs- und Wählerpotential. Man kann sich fragen wie das Parteiensystem in einer Zwei-Drittel-Gesellschaft aussehen würde. In der Regel wird davon ausgegangen, dass Arbeitslose politische weniger partizipieren. Sie bilden jedoch ein Wählerpotential für politische Strömungen, welche den Arbeitsmarkt Schweiz zu schützen vorgeben.

Weitere Folgen des gesellschaftlichen Wandels sind die steigende Mobilität und damit die steigenden Pendleranteile (unfreiwillig als Anforderungen des Arbeitsmarktes oder als modernes Freizeitverhalten) und schliesslich die Veränderungen in den Bereichen Bildung, Religion und Altersstruktur. Es liesse sich darüber streiten, ob Religion, Bildung, Mobilität usw. nicht zu den kulturellen Variablen zu zählen sind. In der Soziologie wäre dies der Fall. Wenn wir diese Variablen hier zu den strukturellen Variablen zählen, so ist es, wie in den Politikwissenschaften üblich, angebrachter von sozio-strukturellen Variablen zu sprechen.

Der Anstieg der Konfessionslosen ist ein Anzeichen dafür, dass die **Religion** an Bedeutung verliert (vgl. Figur 3). Der Anteil der Konfessionslosen ist aber immer noch sehr klein, so dass er allein für die Parteien kaum von Bedeutung ist. Wichtiger ist die Unterscheidung zwischen praktizierenden und nicht praktizierenden Religionsangehörigen. Es ist jedoch anzunehmen, dass die Religionszugehörigkeit als konstitutives oder konservierendes Element für das Parteiensystem auch weiterhin an Bedeutung verliert.

Figur 3: Säkularisierung:



Quelle: Bundesamt für Statistik 1993: Volkszählung 1990. Ein Profil der Schweiz

Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass die CVP auch heute noch eine Partei ist, welche kaum über ihr katholisches Milieu herausgekommen ist. Auch eine EVP kann sich noch immer halten.

Der Ausbau des **Bildungswesens** (Zunahme der Hochschulabgänger) führt zu höherer Bildung, zu besseren Konzeptualisierungsfähigkeiten und verbaler Kompetenz. Das steht nicht nur mit einer gestiegenen Ideologisierung der Politik (Barnes/Kaase 1979), sondern auch mit

dem gestiegenen Interesse an Politik und den Forderungen nach besseren Partizipationsmöglichkeiten bei politischen Entscheidungen in Verbindung (Kaase 1994, zitiert aus Müller 1987 in Berg-Schlosser/Müller-Rommel 1987). Vor diesem Hintergrund lassen sich beispielsweise die parteiinternen Demokratisierungsprozesse verstehen.

Auch die **demographische Alterung** der Gesellschaft hat Auswirkungen auf Ideen und Träger. Ein Beispiel dafür sind die in jüngster Zeit sich mehrenden Seniorenlisten.

Steigen wir in unserer Analyse im Abstraktionsniveau eine Stufe höher und betrachten den **Wandel der Schicht- oder Klassenstruktur**.

Die Phase des Wirtschaftswachstums in den 1950er und in den 1960er Jahren war nicht zuletzt auch gezeichnet durch die Vorstellung von einer Nivellierung der gesellschaftlichen Schichtung in der Mitte, da an den Wachstumsgewinnen mehr oder weniger alle Kreise der Bevölkerung partizipieren konnten.

Die Mittelstandsgesellschaft (mass society in den 1950er Jahren) wurde zum Schlagwort und bezeichnenderweise gehört in diese Zeit auch die Idee der Volks- und Massenparteien (CVP, SVP). Die Parteien vertreten nicht mehr ausschliesslich die Interessen einer bestimmten Klasse, einer bestimmten Schicht, eines bestimmten Milieus, da diese in der modernen "klassenlosen" Gesellschaft an Bedeutung eingebüsst hätten, sondern stehen allen Bevölkerungsteilen offen.

Die Idee der klassenlosen Gesellschaft erwies sich jedoch als Illusion. Auch wenn in gewissem Masse, bedingt durch die Massenmedien und das Freizeitverhalten, eine kulturelle Nivellierung stattgefunden hat, so bleiben die Einkommensdisparitäten bestehen oder haben sogar zugenommen.

Geändert hat sich, wie wir gesehen haben, die Gewichtung zwischen den verschiedenen Sektoren und es hat eine Differenzierung innerhalb der einzelnen Klassen stattgefunden. Besonders betroffen davon ist der bedingt durch Wohlfahrtsstaat und Tertialisierung stark angewachsene Mittelstand. "The crucial category for class analysis today is the category of the new middle class" (Kriesi 1993: 27).

Dieser Mittelstand ist auch von den Parteien entdeckt worden. Vor allem die SVP richtet sich ganz direkt an den traditionellen Mittelstand ("dem es immer schlechter geht"), aber auch die SP vertritt ganz klar bestimmte Segmente innerhalb des Mittelstandes.

Im Grossen und Ganzen haben aber Klassen- und Schichttheorien heute weniger Konjunktur. Sie wurden teilweise abgelöst durch Begriffe wie „soziales Milieu“ und „sozialer Lebensraum“ (vgl. den Artikel von Vester et al. 1993).

Während Klassen- und Schichttheorien die Position des Einzelnen aufgrund von Einkommen, Berufssektor, Stellung im Beruf, Bildung usw. theoretisch herzuleiten respektive zu erheben versuchen, sind Arbeiten, die mit dem Begriff des Milieus oder der Lebenswelt arbeiten, breiter und vor allem auch stärker empirisch orientiert. Mit Methoden, wie sie in der Marktforschung verwendet werden, werden Clusters von Werten, Einstellungen, Verhaltensweisen usw. gebildet.

Damit ist auch gleich die Brücke zum nächsten Abschnitt geschlagen. Struktur allein erklärt noch nicht viel. Wichtig sind auch Werte und Einstellungen, welche zwar durch die strukturelle Lage bestimmt werden können, welche aber auf der kulturellen Ebene angesiedelt sind.

12.2 KULTURELLE VERÄNDERUNGEN

Die 68er-Revolution, Frauen-, Friedens- und Umweltbewegungen sind Zeichen dafür, dass sich die Gesellschaft nicht nur was ihre Struktur, sondern auch was ihr Wertesystem betrifft, grundlegend geändert hat. Zudem kommt in Abstimmungsanalysen immer wieder zum Vorschein, dass sozio-strukturelle Variablen politisches Verhalten weniger gut erklären können als Variablen, welche politische Grundwerte oder Einstellungen messen. Diese Einstellungen lassen sich auch nicht einfach aus den sozio-strukturellen Variablen herleiten.

In ihrer Fünf-Länder-Vergleichsstudie "The Civic Culture" stellten Almond und Verba bereits Ende der 1950er Jahre fest, dass der sozio-ökonomische Status kaum mehr als Prädiktor für politische Einstellungen betrachtet werden kann (Almond/Verba 1963). Zu ähnlichen Ergebnissen gelangten Marsh und Kaase in ihrer Untersuchung des soziodemographischen Hintergrunds des politischen Verhaltens in mehreren Ländern in den 1970 Jahren (Marsh/Kaase 1979: 100 und 120 ff.) (zitiert nach Klages/Herbert 1983: 26).

Auch die Annäherung an die kulturellen Veränderungen, an den kulturellen Wandel, kann auf verschiedenen Ebenen verlaufen: zu denken ist etwa auf der individuellen Ebene an den Wertewandel (wird in Kapitel 13 speziell behandelt), an sich wandelnde "kulturelle" Institutionen (so z.B. die Medien -> Kapitel 3) und schliesslich an die politische Kultur im weiteren Sinne.

Das Konzept der **politischen Kultur** ist, das sei hier vorausgeschickt, alles andere als unumstritten. Beklagt wird vor allem die analytische Unschärfe, die mit diesem - in der Alltagssprache allzu verständlichen - Begriff verbunden ist, sowie die Frage, wie dieser operationalisiert und gemessen werden soll, ob man sich vor allem auf Umfragen und Einstellungen abstützt, oder ob auch Inhaltsanalysen möglich sind und wie weit Aspekte des Verhaltens beigezogen werden können (vgl. Seck (1991:26) und vor allem auch Pappi (1986) und Kaase (1983)).

Politische Kultur meint in ihrer allgemeinen Form die Gesamtheit der Orientierungs- und Verhaltensweisen der Bürgerschaft gegenüber dem Staat, seinen Leistungen bzw. seinen Möglichkeiten der Beteiligung und umfasst auch das Verständnis von Politik der Bürgerinnen und Bürger (Almond/Verba 1963, zitiert nach Longchamp 1991).

Obwohl der Begriff der politischen Kultur schon viel früher auftaucht, ist es doch der Verdienst von Almond und Verba mit dem Begriff *political culture* das Kulturkonzept für die Politikwissenschaften "entdeckt" und im Rahmen der Civic-Culture-Studie popularisiert zu haben (Pye 1972: 286, zitiert nach Seck 1991: 7).

Politische Kulturen können unterschieden werden in "parochiale" oder vorstaatliche Kulturen, bei denen regionale Orientierungen vorherrschen, "Untertanen-Kultur" oder passiv-demokratische Kulturen sowie "partizipative" respektive aktiv-demokratische Kulturen

(Longchamp 1991: 50). Weiter kann unterschieden werden zwischen Eliten und Massen sowie zwischen Einstellungen und Handlungsweisen.

Politische Kultur ist nur schwer zu fassen, es ist ein ungenau bestimmbarer aber notwendiger Kitt zwischen Bürgerschaft und Staat (Patrick 1984, zitiert nach Longchamp 1991: 50). Max Kaase (1983) vergleicht dies bildhaft mit dem "Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln (zitiert nach Longchamp 1991: 50).

Für die politische Kultur der Schweiz charakteristisch sind beispielsweise das Konkordanzprinzip, der Proporzgedanke, der föderalistische Staatsgedanke sowie das direktdemokratische Demokratieverständnis.

Longchamp (1991: 55 ff.) diskutiert eine ganze Reihe von **Aspekten, der politischen Kultur**. Sie beschränken sich nicht nur auf Einstellungen, sondern schliessen auch Verhaltensweisen mitein:

Politische Orientierungen

- a) das Demokratiebewusstsein
- b) das Verhältnis zur Politik
- c) der wahrgenommene Einfluss als Bürgerinnen und Bürger
- d) die wahrgenommenen Leistungen des Staates
- e) das Vertrauen in die politischen Institutionen

Politische Partizipation

- a) die Stimm- und Wahlbeteiligung
- b) das Verhältnis zu den Parteien
- c) politische Aktivitäten

Zwei Entwicklungslinien lassen sich für die letzten Jahrzehnte erkennen, vor deren Hintergrund sich auch die aktuellen Rekrutierungs- respektive Orientierungsprobleme der Parteien gut nachzuvollziehen lassen.

a) Transformation der politischen Partizipation

- selektive Beteiligung
- Einbindung in die Parteien hat auf der affektiven Ebene nachhaltig gelitten
- parteinahe Aktivitäten haben als Ganzes ihre Bedeutung nicht verloren
- der traditionelle Bürgertyp, der milieumässig organisiert und bei Abstimmungen weitgehend loyal ist, hat an Bedeutung verloren
- intensive Ausgestaltung der direkten Demokratie relativiert die Bedeutung von Wahlen und Parteien

b) Transformation der Orientierungsweisen

- ökologisches Bewusstsein
- Identitätsprobleme, Rückgang des Vertrauens in die Institutionen

- Unterstützung für das konservative Selbstverständnis geht zurück, Konkordanz und Milizprinzip haben nicht mehr dieselbe Gültigkeit wie früher
- mentale Unterstützung für Föderalismus und direkte Demokratie bleibt bestehen

Eine theoretisch fundierte Auseinandersetzung mit dem Begriff „Politische Kultur“ und seiner Anwendung auf das Abstimmungsverhalten liefert ein Buch von Werner Seitz (1997)²⁹. Es handelt sich dabei um eine leichte Überarbeitung seiner Dissertation an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern. Seitz, der die Abteilung "Wahlen und Abstimmungen" des Bundesamtes für Statistik leitet, hat neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit gut zehn Jahre an diesem Werk gearbeitet, und das Produkt darf sich sehen lassen. Teil 1 der Arbeit widmet sich dem Konzept der politischen Kultur, Teil 2 befasst sich mit der Analyse des Abstimmungsverhaltens.

Dem Autor geht es - so seine Absichtserklärung (S. 20) - in diesem Werk nicht darum, ein weiteres neues Konzept der politischen Kultur zu entwickeln. Vielmehr will er die bestehenden auf ihre Grenzen und Leistungsfähigkeit analysieren. Das Buch liefert auch keine akribische Übersicht über die verschiedenen Definitionen und Interpretation von politischer Kultur, sondern versucht, Entstehung, Entwicklung und unterschiedliche Ausprägungen des Begriffs herauszuarbeiten. Es versteht sich als Werk gegen die weit verbreitete, lockere Anwendung des Konzepts, welche, nicht zuletzt auch in der Abstimmungsforschung, Abstimmungsergebnisse teilweise vorschnell als Indikatoren der politischen Kultur missbraucht.

Der umfassendere erste Teil setzt ein mit der Suche nach den Gründen für die unterschiedliche Verwendung des Begriffs der „politischen Kultur“. Dabei werden idealtypisch mit dem deutschen, dem systemtheoretischen und dem marxistischen Kulturbegriff drei grundlegend verschiedene Auffassungen des Begriffs diskutiert. Zudem wird auf die politischen und wissenschaftstheoretischen Hintergründe des "political culture"-Konzepts, wie es von Almond/Verba in ihrem 1963 publizierten Pionierwerk "The Civic Culture" verwendet wird, eingegangen. Diese detaillierte Darstellung ist sicher ein erster grosser Verdienst des Werkes. Der Autor zeigt auf, wie die "political-culture"-Forschung aus der Forschungsrichtung "Comparative Politics" hervorgegangen ist, welche sich nicht nur stark an die Systemtheorie und den Behaviorismus anlehnte, sondern auch normativ dahingehend tendierte, die anglo-amerikanischen politischen Systeme als „überlegen“ zu betrachten. Diese Sichtweise lässt sich zumindest insofern nachvollziehen, als dass der Zusammenbruch liberal-demokratischer Systeme in Kontinentaleuropa (namentlich vor allem der Weimarer Republik) nicht nur Angst einflösste, sondern auch erklärungsbedürftig war. Ein zentrales Glied dieser Erklärungskette bildete ein systemtheoretisches Entwicklungsmodell, bei dem Säkularisierung und strukturelle Differenzierung Voraussetzung für Stabilität sind. Bei den kontinentaleuropäischen politischen Kulturen haben, gemäss Almond (1956) und seinem Aufsatz „Comparative Political Systems“, diese Prozesse nur ungenügend stattgefunden. Immer noch würden sub- und supranationale Aspekte die nationale politische Stabilität gefährden, und die politische Kultur sei nicht ausreichend homogen, säkular und rational abwägend wie etwa die amerikanische.

Was die Stabilitätsthese anbelangt, so haben nicht zuletzt skandinavische Länder, aber auch die Schweiz und Holland gezeigt, dass nicht nur auf zwei Parteien beruhende Konkurrenzsysteme sondern auch Mehrparteiensysteme politische Stabilität garantieren können. Es ist je-

²⁹ Seitz, Werner (1997), *Die politische Kultur und ihre Beziehung zum Abstimmungsverhalten. Eine Begriffsgeschichte und Methodenkritik*. Zürich: Realotopia.

doch vor allem die Vorstellung von der Überlegenheit anglo-amerikanischer Systeme, welche sowohl den „political culture“-Ansatz wie auch die ihn alimentierenden sozialwissenschaftlichen Theorien, die Systemtheorie und den Behaviorismus, in weiten Kreisen der kritischen und linken Sozialwissenschaft diskreditierten. In der Tradition der "political culture"-Konzepte geht Seitz im weiteren auf den Sammelband "Political Culture and Political Development" von Lucian W. Pye und Sidney Verba (1965) und auf die Analyse des Wertewandels ein, dargestellt am berühmten Werk von Ronald Inglehart (1977) "The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics".

In einem nächsten Schritt wendet sich der Autor der Reaktion der deutschen Politikwissenschaft auf die "political culture"-Forschung zu, welche sich verständlicherweise durch die Stabilitäts- und Überlegenheitsvorstellungen besonders herausgefordert sah. Dabei unterscheidet er eine erste Reihe von Werken aus den 1970er und frühen 1980er Jahren, die zwar die "instrumentell/funktionalistische Einschätzung" des Konzepts der politischen Kultur auf die politische Stabilität teilen, die jedoch die normative Setzung des anglo-amerikanischen Entwicklungsmodells als Bezugssystem ablehnen. Exemplarisch hierfür steht Lehmbuch (1967) und sein viel beachtetes Werk "Proporzdemokratie. Politisches System und politische Kultur in der Schweiz und in Österreich". Lehmbuch bezeichnet, was die Fähigkeit zur politischen Konfliktregelung anbelangt, die Proporz- und Konkordanzsysteme der Schweiz und Österreichs als den anglo-amerikanischen ebenbürtig. Weitere Autoren, die in diesem Zusammenhang diskutiert werden, sind Jakob Schissler, Franz Urban Pappi, Dirk Berg-Schlosser, Peter Reichel, Heide Gerstenberger und Martin und Silvia Greiffenhagen.

Ein zweiter Verdienst von Seitzs Arbeit ist die Hervorhebung des Paradigmawechsels im Umgang mit dem Konzept der politischen Kultur in der deutschen Politikwissenschaft in den 1980er Jahren. Nicht mehr die kritische Auseinandersetzung mit den „founding fathers“ des Konzeptes, sondern das Bestreben, einen innerwissenschaftlichen Diskurs über Varianten und Facetten der "Politischen Kultur"-Forschung zu führen, rückt in den Vordergrund. Was ist politische Kultur überhaupt, welches sind ihre massgebenden Einflussfaktoren und wie verändert sie sich? Im Arbeitskreis "Politische Kulturforschung" auf dem Berliner Kongress der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft 1982 erfolgte die „allgemeine Anerkennung“ des Konzepts "Politische Kultur". Dabei wurde auf eine wissenschaftstheoretische und methodologisch eindeutige Festlegung verzichtet. Der Begriff beschreibt vielmehr "(...) einen eigenständigen Kontext politikwissenschaftlicher Analyse im Sinne der 'subjektiven' Dimension von Politik. Politik umfasst dabei sowohl das gesellschaftliche Vorfeld und den input-Bereich des politischen Systems ('politics') als auch die zentralen politischen Institutionen ('polities') und konkrete Politikfelder im output-Bereich ('policies')" (vgl. S. 256). Ob sich damit der Pudding an die Wand nageln lässt, um hier auf den berühmten Ausspruch von Max Kase zurückzugreifen, bleibe allerdings dahingestellt. Etwas verallgemeinert gesehen hat seit den 1980er Jahren eine Verlagerung hin zu einem "allgemeinen erklärenden Konzept" der politischen Kultur stattgefunden. Diskutiert werden in dieser Periode Autoren wie die beiden Kanadier David J. Elkins und Richard E. B. Simeon, Peter Reichel, Karl Rohe, Heide Gerstenberger, Hans-Georg Wehling und Hans-Peter Meier-Dallach und Moritz Rosenmund. Sowohl mit Wehling wie auch mit den beiden Zürcher Soziologen Meier-Dallach und Rosenmund wird vor allem auch die Bedeutung der Regionen für die politische Kultur thematisiert.

Damit ist auch die Brücke zum zweiten Teil des Buches, der Analyse des Abstimmungsverhaltens, geschlagen, bei dem regionale Unterschiede - vor allem bei den Aggregatdatenanaly-

sen - eine besondere Rolle spielen. Der zweite Teil ist analytisch etwas weniger tiefschürfend, aber nicht minder lesenswert. Seitz bewegt sich hier in seinem hauptberuflichen Arbeitsfeld. Er gibt einen Überblick über die Volksabstimmungen in der Schweiz und die Erklärungsmodelle und Methoden der Abstimmungsforschung, wobei er vor allem auch Vor- und Nachteile von Aggregat- und Individualdatenanalysen hervorhebt. Ein dritter grosser Verdienst des Buches liegt in der Herausarbeitung und Diskussion von verschiedenen Schulen der Schweizer Wahl- und Abstimmungsforschung. Was die "ökologische Abstimmungsforschung" anbelangt, so unterscheidet der Autor zwischen der soziologischen Schule der Zürcher Soziologen Rolf Nef, Hans-Peter Meier-Dallach und Rolf Ritschard sowie des Lausanner Soziologen Dominique Joye, die von einem sozialstrukturellen Erklärungsmodell ausgeht, und der historisch-politologischen Schule des Berner Professors Peter Gilg. Dem steht auf der Ebene der Individualdatenanalysen vor allem die politische Meinungsforschung gegenüber, wie sie in den frühen 1960er Jahren von Gruner eingeführt wurde. Als wichtigstes Instrument der politischen Meinungsforschung bei Wahlen und Volksabstimmungen gelten heute die Vox-Analysen, die, initiiert von der Schweizerischen Gesellschaft für Sozialforschung und dem ehemaligen Forschungszentrum für schweizerische Politik, heute von den drei Politikwissenschaftsinstituten der Universitäten Bern, Genf und Zürich durchgeführt werden. Die forschungsleitende Fragestellung, ob aufgrund der Ergebnisse der eidgenössischen Volksabstimmungen der vergangenen 120 Jahre Aussagen über die politische Kultur gemacht werden können, führt Seitz zum Schluss, dass sich hierzu vor allem Aggregatsdatenanalysen aufdrängen würden, dass diese jedoch, wegen der nicht immer einfachen Interpretation der Abstimmungsergebnisse (Quellenkritik) und nicht zuletzt auch wegen der Gefahr des ökologischen Fehlschlusses (Methodenkritik), die eigentlichen Inhalte der regionalen politischen Kulturen nur „akzidentiell“ erfassen.

Es sei an dieser Stelle die kritische Anmerkung erlaubt, dass der Anspruch, aufgrund der Gesamtheit der Abstimmungsergebnisse regionale politische Kulturen „festzunageln“, wohl etwas zu hoch greift und mit allzu vielem „empirischem Rauschen“ belastet sein könnte. Die Suche nach der Erklärungskraft des Konzepts der politischen Kultur in ganz spezifischen Abstimmungen, hätte wohl andere Ergebnisse geliefert. Ohne Zweifel erklären beispielsweise grössere Sympathien für direktdemokratische Mitwirkungsmöglichkeiten in der Deutschschweiz oder konfessionelle Präferenzen als Elemente der politischen Kultur bestimmte Abstimmungsentscheide. Die Schlussfolgerung, dass es sich beim Konzept der politischen Kultur um eine Residualkategorie handle, die sich ex ante kaum bestimmen lässt, dürfte vor allem auch den Kultursoziologinnen und -soziologen schwer aufstossen. Politische Kultur kann, muss aber nicht in jedem Fall für den Abstimmungsentscheid verantwortlich sein. Zudem ist bei Abstimmungsanalysen der Erklärungsgehalt struktureller Variablen ebenfalls relativ dürftig und hat in letzter Zeit wohl eher noch abgenommen. Es ist letztlich sicher einfacher vorherzusagen, wie die Anhängerschaft von Blochers AUNS in gewissen Sachfragen stimmen wird, als vorauszusehen, welcher Partei Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Stimme geben werden. Und sind nicht vielleicht gerade deshalb die SVP und die SP zurzeit so erfolgreich, weil es ihnen gelungen ist, nicht nur Interessen und konkrete Anliegen zu vertreten, sondern in ihrer Anhängerschaft so etwas wie eine Basis für eine gemeinsame politische Kultur zu schaffen, respektive kulturelle Elemente zu mobilisieren?

Eine abschliessende Würdigung der Arbeit von Seitz fällt jedoch ohne Zweifel sehr positiv aus. Das Buch ist klar strukturiert. Es bewegt sich, sowohl was den analytischen Gehalt und die sprachliche Abfassung wie auch was die herausgeberischen Qualitäten des Verlags "Realotopia" anbelangt, deutlich über dem Dissertationsstandard. Die sich wiederholenden Einlei-

tungen, Absichtserklärungen und Zusammenfassungen führen zwar teilweise zu Redundanzen, die den Lesefluss stören mögen, sie machen das Werk jedoch zu einem hervorragenden Arbeitsinstrument, welches es erlaubt, an verschiedenster Stelle direkt in die Problematik einzusteigen. Wer immer in seinen Arbeiten auf die politische Kultur zu sprechen kommt, dem sei die Lektüre wärmstens empfohlen. Er oder sie riskiert dabei höchstens, dass eine allfällige Leicht(sinn)igkeit im Umgang mit dem Begriff verloren geht.³⁰

12.3 INSTITUTIONELLE VERÄNDERUNGEN³¹

Die Träger und ihre politischen Ideen werden auch von charakteristischen Merkmalen des politischen Merkmals beeinflusst. Mit dem föderalistischen Staatsaufbau, der Gemeindeautonomie, dem Proporzverfahren, dem Konkordanzprinzip, der direkten Demokratie und dem Milizsystem haben wir im ersten Kapitel eine ganze Reihe solcher Merkmale diskutiert.

Vor allem in den 1970er und 1980er Jahren wurde beispielsweise vor dem Hintergrund der damals erstarkenden sozialen Bewegungen, den damals noch einflussreicheren Interessenverbänden und den in die Politik vordrängenden Medien ganz besonders auf diese spezifischen Faktoren und Eigenheiten hingewiesen, welche für die schwache und dem Anschein nach immer schwächer werdende Stellung der Parteien verantwortlich waren (vgl. z.B. Gruner 1984, Kriesi 1986, Joye/Papadopoulos 1986, Neidhart 1986, Rhinow 1986). Vielfach sind jedoch die direkten Auswirkungen der "spezifisch schweizerischen Eigenheiten" auf die politischen Akteure und ihre Ideen empirisch eher ungenügend erforscht und werden als dankbare "Residualerklärungen" missbraucht.³²

Als institutionelle Veränderungen, die sowohl Träger wie auch Ideen beeinflussen, können thematisiert werden, die Einführung des Frauenstimmrechts (1971) oder der Ausbau der Mitwirkungsmöglichkeiten in aussenpolitischen Fragen (1977).

Was die politischen Institutionen anbelangt, so scheint sich die Schweiz vom viel zitierten "malaise helvetique", mit dem der Staatsrechtler Max Imboden bereits 1964 eine gewisse Erstarrung und Reformfeindlichkeit beschrieben hatte, erholt zu haben. Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts erlebt das Land eine Phase der **intensivierten politischen Umgestaltung**. Die zahlreichen Reformaktivitäten verschonen kaum einen Bereich des politischen Lebens. Zur Diskussion stehen nicht nur die Reformen der direkten Demokratie, der Parlamente, der Regierungen und Verwaltungen, sondern ebenso die Reform des Föderalismus mit seiner verflochtenen Zuständigkeitsordnung und den entsprechenden Finanz- und Lastenausgleichsmechanismen. Und schliesslich wird auch die territoriale Feingliederung in Kantone und Gemeinden und die Zuständigkeit des Staates in bestimmten Aufgabenbereichen hinterfragt. Erste Erfolge dieses reformfreundlichen Klimas zeichnen sich auch auf Verfassungsebene ab. So wurde beispielsweise 1999 eine revidierte Bundesverfassung angenommen, und auch in

³⁰ Andreas Ladner, Schweizer Zeitschrift für Soziologie, Vol. 24, 1998: 366-369.

³¹ Vgl. hierzu z.B: Nedelmann 1995, Kölner Zeitschrift für Soziologie. Nassmacher/Niedermayer/Wollmann (Hrsg.) Politische Strukturen im Umbruch. 1994. Berlin: Akad. Verlag.

³² Für empirische Überprüfungen der Auswirkungen institutioneller Merkmale (direkte Demokratie) auf politische Träger vgl. beispielsweise Kriesi/Wisler (1996) für neue soziale Bewegungen und Ladner/Brändle (1997) für die politischen Parteien.

zahlreichen Kantonen sind in den 1990er Jahren neue Verfassungen angenommen oder zumindest Verfassungsrevisionen eingeleitet worden (vgl. Germann 1999: 389).

13 DER WERTEWANDEL

In den Politikwissenschaften wurden die kulturellen Veränderungen in der Gesellschaft vor allem unter dem Aspekt des Wertewandels thematisiert. Eine zentrale Annahme dabei ist, dass das menschliche Verhalten nicht nur von Interessen oder rationalen Nutzenüberlegungen geleitet wird, sondern ebenso stark von Motiven, die sich aus den in einer Gesellschaft geltenden Wertvorstellungen ableiten lassen (Bürklin 1988: 101).

Max Webers 1905 erschienene Studie "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" kann als eine der klassischen Studien in diesem Gebiet bezeichnet werden (Bürklin 1988: 101).

Die gesellschaftlichen Wertvorstellungen haben sich parallel zu den grossen sozialen Cleavages herausgebildet. Im Widerstreit zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen sind eine ganze Reihe von politischen Zielvorstellungen formuliert worden, die in verallgemeinerter Form in den Grundwertebereich westlicher Gesellschaften aufgenommen wurden (Bürklin 1988: 102).

Die nach der Reformation im Zeitalter der Aufklärung formulierten Grundwerte der Freiheit, der politischen Gleichheit und der Brüderlichkeit haben im Verlauf der Geschichte für die Entwicklung der unterschiedlichen politischen Weltanschauungen wie Liberalismus, Konservatismus, Sozialismus und Kommunismus, als Basisbezugsgrössen gedient (Bürklin 1988: 102). So gesehen sind Grundwerte den politischen Ideen vorgelagert.

Von entscheidender Bedeutung ist die Frage nach den Ursachen des Wandels von traditionellen zu neuen Werten:

- Ist dieser Wandel vor allem auf die geänderten sozialen Strukturen einer Gesellschaft, wie der Stand der Produktionsweise oder der wirtschaftlichen Entwicklung, zurückzuführen (wie dies etwa aus einer soziologischen Perspektive von Inglehart vertreten wird),
- oder ist er eher das Produkt eines politischen Willensbildungsprozesses, was einer politikwissenschaftlichen Perspektive entspricht (vgl. Bürklin 1988: 104)?

Im ersten Fall würde dies bedeuten, dass für die Parteien der Wertewandel eher als unbeeinflussbarer Prozess zu gelten hätte, während er im zweiten Fall als Ergebnis ihres politischen Engagements zu bezeichnen wäre.

Nachdem sich erste Anzeichen bereits in den 60er Jahren abzeichneten, ist der Wertewandel, von dem mehr oder minder alle westlichen Industriegesellschaften betroffen sind, spätestens seit Mitte der 1970er Jahren ins Zentrum des wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses gerückt (Hepp 1994: 1).

Abgrenzung: Es stellt sich natürlich die Frage, wie Werte definiert werden können. Auf jeden Fall müssen sie von Einstellungen, sozialen Normen und Bedürfnissen unterschieden werden (vgl. Bürklin 1988: 105).

Bedürfnishierarchie: Weiter wird davon ausgegangen, dass es unter den verschiedenen Werten eine Hierarchie gibt. Diese Idee steht auch im Mittelpunkt der Motivationstheorie von Maslow (1954/1977). Auf der untersten Stufe stehen die grundlegenden Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung usw. -> Materielle Versorgung. Wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind, taucht ein neues Bedürfnisensemble auf, das Sicherheitsbedürfnis. Danach folgen das Bedürfnis nach Achtung und Wertschätzung und schliesslich die Selbstverwirklichung ((Bürklin 1988: 107 f.)).

Frage der Dimensionalität: Liegen die Werte auf einer (Inglehart) oder auf mehreren Dimensionen (Cluster, Faktoren) wie dies z.B. Bürklin, Klein, Russ (1994) vorschlagen.

13.1 WIE WANDELN SICH WERTE? LEBENSZYKLUSTHESE/GENERATIONSTHESE/PERIODENTHESE

Drei voneinander verschiedene Ansätze konkurrieren, wenn es darum geht, die Wandlungstendenzen politischer Wertorientierungen zu erklären (vgl. z.B. Bürklin 1988: 110, Hepp 1994: 11 f.).

Die **Generations- oder Sozialisationsthe**se geht davon aus, dass die Individuen schon im frühen Lebensalter ein Set von politischen Grundwerten erwerben, dass diese Werte sich in einer Ausdifferenzierungsphase verdichten und anschliessend über das ganze Leben einer Person relativ stabil bleiben. Im Jugendalter erfahren die Werteorientierungen eine politische Prägung (Bürklin 1988: 110).

Demgegenüber geht die **Lebenszyklusthe**se davon aus, dass Personen ihre Wertorientierungen in unterschiedlichen Phasen ihres Lebenszyklus verändern (Kommunist, Sozialist, Anarchist).

Im Falle der Generationsthe

sese sind die gesellschaftlichen Werte relativ stabil. Neue Werte kommen nur über die nachwachsenden Generationen auf. Der Wertewandel ist relativ unabhängig von der politischen Willensbildung (Bürklin 1988: 111). Die politischen Parteien haben keinen grossen Einfluss auf den Wertewandel. In einer lebenszyklischen Perspektive ist der Wandel gesellschaftlicher Wertorientierungen das Ergebnis des politischen Willensbildungsprozesses. Die politischen Parteien versuchen die gesellschaftlichen Wertmuster zu beeinflussen (Bürklin 1988: 111).

Gemäss der **Periodenthe**se vollzieht sich der Wertewandel auf der Mikroebene bei allen Individuen in gleicher Masse (Bürklin, Klein, Russ 1994: 584). Die Perioden-Hypothese geht von einer relativen intra-individuellen Instabilität gesellschaftlicher Wertorientierungen aus und unterstellt eine grosse Empfänglichkeit der einzelnen für Zeitgeist-Einflüsse. Auf der Makro-Ebene kann es so zu grossen und abrupten Veränderungen des gesellschaftlichen Wertesystems kommen.

13.2 DAS POST-MATERIALISMUS-KONZEPT

Dominiert wurde die Wertwandel-Diskussionen in den 1970er und 1980er Jahren vor allem durch die von Ronald Inglehart mit seiner These einer "Silent Revolution" ins Leben gerufene Gegenüberstellung von Materialisten und Post-Materialisten. Alte materialistische Werte wie hohes Einkommen, Wachstum, Sicherheit und Ordnung werden von neuen postmaterialistischen Werten wie Selbstverwirklichung, Ökologie und Partizipation abgelöst. Zentral für den Wertewandel im Sinne von Inglehart ist die Gültigkeit der Generationshypothese. Nur so kommt es zu einer „nachhaltigen Veränderung“ der Wertemuster.

Für die Schweiz lässt sich zeigen, dass der Anteil der reinen Postmaterialisten in der Zeit von 1972 bis 1990 von 12 auf 20 Prozent zugenommen hat, während die reinen Materialisten und die Gemischten zurückgegangen sind (Longchamp 1991: 81):

Werthaltung in Prozent	1972	1990
Wahlberechtigter		
rein materialistisch	25	22
gemischt	63	58
rein postmaterialistisch	12	20

Heute ist das Post-Materialismus-Konzept alles andere als unbestritten. Kritisiert wird vor allem die Eindimensionalität. Zudem wird ihm die Idee gegenübergestellt, dass sich einzelne Werte lebenszyklisch und andere periodenspezifisch verändern könnten (vgl. Bürklin/Klein/Russ 1994).

Das Post-Materialismus-Konzept vermochte sehr plausibel die politische Dynamik in der Nach-68er-Zeit auf der linken und ökologischen Seite des politischen Spektrums zu erklären. In den 1990er Jahren, in der sich zudem auch die materiellen Voraussetzungen für beachtliche Teile der Bevölkerung verschlechtert haben, müsste das Postmaterialismus-Konzept eher wieder etwas an Bedeutung verloren haben.

13.3 KOMPLEXERE WERTEWANDELANALYSEN

Etwas komplexer ist die Wertwandelanalyse von Klages (1988, 1993; Klages/Kmieciak 1979), der im Gegensatz zu Inglehart von der Gültigkeit der Lebenszyklusthese und einer zweidimensionalen Betrachtung ausgeht (Hepp 1994: 19). Die eine Dimension umfasst Pflicht- und Akzeptanzwerte. Ihr stehen auf der anderen Dimension Selbstentfaltungswerte gegenüber:

- reine Pflichtorientierung
- gemischte Pflichtorientierung
- gemischte Entfaltungsorientierung
- reine Entfaltungsorientierung

Bürklin/Klein/Russ kommen zum Schluss, dass nicht von einer generellen Erosion der "alten" Werte gesprochen werden kann, und dass sich der Wertewandel nicht als linearer Entwicklungstrend in die Zukunft fortschreiben lässt (Bürklin/Klein/Russ 1994: 604).

Ihre Analysen zeigen, dass alle drei Thesen (Lebenszyklus-, Generations- und Periodenthese) Gültigkeit haben. Es kommt nur darauf an, was für Werte betrachtet werden. Sie zeigen auch, dass die Werte nicht auf einer Dimension liegen.

Für die Veränderung von **acquisitiven Werten** (Sicherheit/Wohlstand/Leistung) sind Lebenszyklus- und Periodeneffekte verantwortlich.

Traditionelle Werte (starker Staat/internationale Anerkennung/autarker Staat/Pflicht und Akzeptanz) folgen ebenfalls einem Lebenszyklischen Verlaufsmuster.

Individualistische (Bildung/Daseinsgenuss/Freiheit/zwischenmenschliches Vertrauen/politische Mitgestaltung) und **gemeinschaftsbezogene Werte** (Herausforderung/Politische Beteiligung/Verantwortung/internationale Verantwortung) weisen weder eine lebenszyklische noch eine generationale Wandlungsdynamik auf. Allenfalls machen sich schwache, unsystematische Periodeneffekte bemerkbar.

Christliche Werte (christliche Gesellschaft) erleiden einen über die Generationenabfolge vermittelten Bedeutungsverlust. Zudem lässt sich ein leichter Einfluss des Lebenszyklus feststellen.

14 PARTEIEN IM WANDEL

Das letzte Kapitel befasst sich mit dem Wandel von Parteien und Parteiensystemen sowie der Bedeutung und dem Wandel der Ideologie für die Parteien. Ein zunehmender Bedeutungsverlust von ideologischen Inhalten für die Parteien lässt sich sowohl aus organisatorischer Sicht (Michels) wie auch aus dem Wandel der Gesellschaft und der Entwicklung von Parteien und Parteiensystemen (Kirchheimer und z. T. auch Katz/Mair) herleiten. Eine Gegenthese dazu bieten Lipset/Rokkan (vgl. Kapitel 1) - zumindest auf der strukturellen Ebene - mit ihren eingefrorenen Cleavages. Das "Party Manifestoes Program" untersucht schliesslich auf der ideologischen Ebene, wie sich die Parteien im politischen Raum entwickeln und nach welchen Gesichtspunkten sie Themen aufnehmen. Abschliessend soll die Frage aufgeworfen werden, ob sich wirklich das "Ende der Ideologien" abzeichnet.

14.1 DIE EISERNEN GESETZE DER ORGANISATION

Die politischen Akteure, unsere Träger der Ideen, wandeln sich nicht nur in Abhängigkeit von äusseren Faktoren, wie etwa die sich wandelnden politischen Werten (vgl. Kapitel 13) und die politischen Grosswetterlage, sondern auch aufgrund von endogenen Verlaufsmustern. Zwei solche theoretische Erklärungsversuche, das "eiserne Gesetz der Oligarchie" (Michels) und die "Routinisierung von Charisma" (Weber) sollen hier vorgestellt werden. Das erste Konzept bezieht sich auf die Entwicklung von Parteiorganisationen, das zweite lässt sich sehr gut auf die Biographie von sozialen Bewegungen anwenden.

14.1.1 Michels eisernes Gesetz der Oligarchie

Michels fragte - aufgrund seiner jugendlichen Erfahrungen in Deutschland und Italien - in seiner Soziologie des Parteiwesens nach den Entwicklungschancen der Demokratie. Ihn bedrückte der "Komplex der Tendenzen, die sich einer Verwirklichung der Demokratie entgegenstellte". Allerdings suchte er das Problem nicht bei den konservativen Feinden der Demokratie oder bei den von ihm völlig ausser acht gelassenen Liberalen, sondern in der Demokratie selbst, d.h. beim Parteiwesen und seiner inneren Verfassung (Conze 1957: 379 f.).

Diese Ausgangsfrage macht klar, dass Michels nicht sämtliche Parteien in seine Untersuchung einbezog, sondern sich nur auf die wirklich demokratischen, das hiess in seinen Augen die sozialdemokratischen, beschränkte. Die Konservativen und die liberalen Elite- und Honoratiorenparteien hatten demgegenüber viel weniger den Anspruch, ihre politische Tätigkeit demokratisch abzusichern.

Als ein Widerspruch erschien ihm, dass gerade bei den demokratischen Sozialisten das "Gesetz der Oligarchie" sich zu bewahrheiten schien. Während sich die Demokratie der Massen unaufhaltsam nach vorne drängte und sich gegen das monarchistische Prinzip und die Reste der aristokratischen Sozialordnung durchsetzte, sah Michels die Unausweichlichkeit eines Prozesses, in dem die siegreiche Demokratie ihren Sieg zu verlieren im Begriff stand, da sie aus sich selbst oligarchische Organisations- und Herrschaftsformen entwickeln und sich zur

Oligarchie stabilisieren werde, wie dies in ihren Parteien bereits geschehen sei. (Conze 1957: 380).

In seinen Augen formulierte er eine Theorie von allgemeinverbindlicher Gültigkeit: Sollen die Massen bestimmen, dann bedürfen sie der Organisation und der Führung; aber wer Organisation sagt, sagt Tendenz zur Oligarchie; aus Organisation wird ein Apparat; dieser bedarf derjenigen, die ihn bedienen und lenken. Diese wiederum streben danach, sich zu verfestigen und die Massen zu bestimmen, anstatt deren demokratischen Willen zu vollstrecken. Die Massen verzichten auf ihre eigene Souveränität, in dem sie sich den Führern, die sie zu lieben und verehren geneigt sind, unterstellen und aufhören, selbständig politisch zu denken. So ergibt sich das soziologische Grundgesetz für die politischen Parteien. "Die Organisation ist die Mutter der Herrschaft der Gewählten über die Wähler, der Beauftragten über die Auftraggeber, der Delegierten über die Delegierenden" (Michels 1957: 370 f.).

Ohne Zweifel waren mit Michels Werk für Jahrzehnte binnenstrukturelle Problemfelder abgesteckt worden, der sich die Parteienforschung nun zuzuwenden hatte. Michels selbst beschreibt denn auch in seinem Vorwort zur zweiten Auflage (1925) die freundliche Aufnahme. So ist das Werk etwa in einer italienischen, einer englischen, einer amerikanischen, einer japanischen und einer französischen Ausgabe erschienen, und eine russische, spanische und serbische Ausgabe waren geplant. Zudem wurde sein Werk auch von vielen namhaften Wissenschaftlern immer wieder zitiert (so. z.B. von Vilfredo Pareto und Gaetano Mosca).

Abgesehen davon, dass seine Ausführungen auch eine grosse Plausibilität haben, fordern sie durch ihren Allgemeingültigkeitsanspruch geradezu dazu auf, verifiziert, respektive widerlegt zu werden. Entsprechend wurden auch Gegenmodelle entwickelt (Mintzel 1985: 662):

- Barnes (1967) zeigte, dass in der dezentralen Struktur von separaten Struktureinheiten, die durch zahlreiche autonome Kommunikationskanäle miteinander verbunden sind, die Macht der Parteispitze der italienischen PSI begrenzt wird.
- Eldersveld (1964) entwickelte in seiner Lokalstudie eine Stratarchie-Modell sich gegenseitig kontrollierender, balancierender und neutralisierender Parteiführungsgruppen und koalierender Subgruppen.
- Weitere Studien belegten den parteiinternen Pluralismus und die vielfältigen Rückbindungen von sozialheterogenen Parteiführungen und von Parteiführern an ihre jeweiligen Mitgliederbasen und markierten Grenzen der Oligarchisierung (Mintzel 1985: 662)

Nach dem Krieg hat sich Michels nicht nur seiner italienischen Wahlheimat, sondern - vermutlich auch aus einer gewissen Enttäuschung über die Beschränktheit demokratischer Organisationsmöglichkeiten - auch bewusst dem Staat des Faschismus innerlich verbunden (vgl. auch Ebbighausen 1969: 14). Die Erfahrung der Krise des italienischen Staates nach dem Kriege hatte die Resignation an der Demokratie verstärkt. Dem Faschismus "als Staatslehre" gegenüber bewahrte Michels jedoch einen gewissen Abstand. Michels hat im Faschismus nicht mehr gesehen als einen Ausweg aus der demokratisch nicht überwindbaren Staatskrise in Italien und damit die relativ beste verfassungspolitische Lösung für die italienische Gegenwart (Conze 1957: 387). Die Entwicklung Michels vom revolutionären Sozialisten zum Verfechter des faschistischen Führerstaates kann in der Dissertation von Frank Pfetsch nachgelesen werden (Pfetsch 1964).

Um noch einmal auf die Grundfrage der Arbeit von Michels zurückzukommen, so hat diese nach wie vor nichts an Aktualität eingebüsst, ja man könnte sogar sagen, noch an Bedeutung gewonnen. Nach den Versuchen in den 1970er Jahren, die Schweizer Parteien demokratischer zu gestalten, benötigen die Parteileitungen in den 1990er Jahren wieder grössere operative Freiheiten. An den Auseinandersetzungen zwischen Daguët/Bodenmann und Andi Gross oder zwischen Koch und Steiert lässt sich beispielhaft zeigen, dass parteiinterne Mitwirkungsmodelle und erfolgreiches Politisieren in einem antagonistischen Verhältnis stehen.

14.1.2 Die Routinisierung des Charismas

Ganz ähnlich lässt sich auch bei sozialen Bewegungen eine Entwicklung thematisieren, welche die innere Organisation erfasst und verändert. Da Bewegungen relativ diffuse, unscharf abgegrenzte, labile Gebilde sind, benötigen sie als zentralisierte Elemente erscheinende, charismatisch wirksame Führerpersonen, die als konsensual anerkannte Repräsentanten der gemeinsamen Symbole und Zielsetzungen fungieren und deren Ausscheiden häufig die Fragmentierung oder Auflösung des Gesamtsystems nach sich zieht (Weber 1972: 664).

Die Labilität der "inneren Motivation" und die Unzuverlässigkeit des Führercharismas haben zur Folge, dass Bewegungen längerfristig geringe Überlebenschancen haben. Die Konsolidierung der inneren Struktur und die quantitative Expansion machen Transformationsprozesse erforderlich, die von Max Weber als "Routinisierung des Charismas" beschrieben wurden (Geser (1983: 203):

- Durch eine Fixierung der charismatisch innovierten Inhalte als "Tradition" wird eine Stabilisierung von Verhaltenserwartungen erreicht, deren Einhaltung sowohl von der Innenlenkung der einzelnen Subsysteme wie auch von zentralisiertem Einfluss (z.B. durch den Führer) zum grossen Teil unabhängig ist.
- Arbeitsteilige Integrationsformen bewirken, dass zahlreiche Mitglieder durch ihre Position und Funktion ans System gebunden werden und entsprechend relativ unabhängig von konsensualen Gesinnungen daran partizipieren können.

14.2 THE CATCH-ALL PARTY

Konkrete Vorstellungen über den Wandel westeuropäischer Parteiensysteme und die Entstehung eines neuen Parteientyps formulierte **Kirchheimer** mit seinen "Parteistruktur und Massendemokratie in Europa" (1954) und "Der Wandel westeuropäischer Parteiensysteme" (1965).

In der 1965 erschienenen Arbeit veröffentlichte Kirchheimer seine These einer grundlegenden Transformation der westeuropäischen Parteiensysteme: Bedingt durch den dramatischen sozio-ökonomischen und sozio-kulturellen Wandel einschliesslich der Entwicklung der Massenkommunikationssysteme verblasen die traditionellen Ideologien. Daraus resultiert eine Annäherung der verschiedenen Parteiprogramme und damit auch der sozialstrukturellen Komposition der Wählerschaft der einzelnen Parteien. Dies führt zur Herausbildung eines

einzigem Parteientypus, der Allerpartei (catch-all party) und in der Folge zu einer drastischen Verringerung der Zahl der relevanten Parteien. Die westeuropäischen Parteiensysteme würden sich demnach bald kaum mehr von demjenigen der USA unterscheiden.

Auch wenn der von Kirchheimer vorhergesagte Wandel nicht eingetroffen ist und sich die westeuropäischen Parteiensysteme kaum mit US-amerikanischen vergleichen lassen, so hat doch die Parteienforschung nachhaltig geprägt. Die von ihm beschriebenen Prozesse (Trend zu Volksparteien, Abwertung der Mitgliederbasis, Wegrücken von ideologischen Fixierungen) haben sich mindestens teilweise bewahrheitet. Darüber hinaus finden sich zahlreiche von Kirchheimer beschriebene Charakteristiken moderner Parteien auch im Konzept der "professional electoral party" und bei Katz/Mair.

14.3 EIN NEUER PARTEIENTYP

Katz und Mair haben in verschiedenen Arbeiten versucht, einen neuen Parteientyp herauszuarbeiten. Charakteristisch war für sie in einem ersten Schritt, eine verstärkte Wählerorientierung einhergehend mit zunehmender Professionalisierung. In einem zweiten Schritt postulierten sie ein stärkeres "Heranrücken" der Parteien an den Staat.

Unter den verschiedensten Autoren (Duverger 1959, Neumann 1956, Kirchheimer 1966, Epstein 1967) besteht ein relativ breiter Konsens darüber, dass die Parteien im 20. Jahrhundert unterschiedliche Entwicklungsstadien durchlaufen, bzw. durchlaufen haben (Katz/Mair 1990: 5). Auch wenn die verwendeten Bezeichnungen uneinheitlich sind, lassen sich drei verschiedene Ausprägungsformen von politischen Parteien unterscheiden (vgl. auch Panebianco 1988), welche auch verschiedenen Zeitepochen zugeordnet werden können.

- Bis etwa 1920 waren die Parteien vorwiegend **Kader- oder Eliteparteien**.
- Mit der Konsolidierung der westlichen Demokratien zwischen 1920 und 1960 entstanden die eigentlichen **Massen-Mitgliederparteien**.
- Seit 1960 haben die veränderten gesellschaftlichen Voraussetzungen und die Möglichkeiten moderner Massenkommunikation zu "**catch-all parties**" geführt (Katz/Mair 1993: 604), welche sich nicht mehr ausschliesslich einem bestimmten Segment in der Bevölkerung verpflichtet fühlen.

Die Annahme, dass sämtliche Parteien dieselbe Entwicklung durchmachen, wäre allerdings zu vereinfachend.

Entscheidend für die Organisationsform einer politischen Partei ist nicht ausschliesslich die **historische Epoche**, in der sie sich befindet, sondern auch die Zeit ihrer Entstehung. So besagt eine viel zitierte Hypothese, dass die Parteiorganisationen einige ihrer organisationalen Charakteristiken aus der **Gründungsphase** beibehalten (vgl. Stinchcombe 1965). Organisatorische Unterschiede zwischen zwei Parteien in einem bestimmten Zeitpunkt müssten mit ihren unterschiedlichen Gründungsepochen erklärt werden können. Zudem hat jede Organisation eine **Biographie**, und ihr Alter erklärt bis zu einem gewissen Grad ebenfalls organisatorische Charakteristiken.

Eine Durchsicht der vergleichenden Arbeiten über die Parteiensysteme und die politischen Parteien zeigen nicht nur die Breite der Fragestellungen innerhalb der Parteienforschung, sondern sie legen auch nahe, dass die Partei nicht als einheitliches Gebilde untersucht werden kann (vgl. Daalder/Mair 1983: 21 ff.).

Eine mögliche Differenzierung legen Katz/Mair ihren Untersuchungen zugrunde. Bereits 1990 in einem Paper mit dem Titel "Three Faces of Party Organization: Adaption and Change", welches sie für den 12. Weltkongress der Soziologie in Madrid vorbereiteten, entwickelten sie die Idee, dass es nicht ausreicht, lediglich zwischen "Führerschaft" und "Anhängerschaft" oder zwischen der "Partei im Parlament" und der "Partei ausserhalb des Parlaments" zu unterscheiden, wie dies bis anhin getan wurde. Diese Idee erscheint auch in einer weiter verfeinerten Form in der Veröffentlichung in der American Review of Politics 1993 unter dem Titel: "The Evolution of Party Organizations in Europe: Three Faces of Party Organization" (Vol. 14, Winter 1993: 593-617).

Katz und Mair unterscheiden zwischen:

- the party in public office
- the party on the ground
- the party in central office.

Da diese Unterscheidung auch für ihre Hypothesen von Bedeutung ist, lohnt es sich, kurz auf die drei "Aspekte" der Parteien einzugehen.

Party in Public Office: Wird dominiert von denjenigen, denen es gelungen ist, anhaltende Unterstützung in der Wählerschaft sicherzustellen. Belohnung und Ziele, die die Mitglieder der "party in public office" anstreben, können verschiedener Art sein. Materielle Vorteile, Macht und Status zählen ebenso dazu wie die Verfolgung bestimmter Ziele. Mandatsträger sind auch eher bereit, Kompromisse einzugehen, welche sie ihrem Ziel einen "kleinen" Schritt näher bringen. Sie sind stärker in Kontakt mit den Verantwortlichen aus der Verwaltung, welche in vielen Fragen das nationale Interesse deutlich stärker gewichten als etwa Positionen von Parteien. Da sie in der Regel die Wiederwahl anstreben, sind Mitglieder der "party in public office" nicht nur von "ihrer" Wählerschaft abhängig, die es zufrieden zu stellen gilt, sondern ebenso von denjenigen, welche über die Ressourcen für eine zukünftige Wahlkampagne bestimmen.

Aus den öffentlichen Ämtern resultiert aber auch eine Reihe von Ressourcen, welche parteiintern genutzt werden können. Mandatsträger entscheiden in politische Fragen, stimmen ab über Gesetze. Sie erhalten zum Teil die Möglichkeit der Ämterpatronage, sie verfügen über Expertise und Informationen, werden teilweise entschädigt für ihre Arbeit usw.

Die Parlamentarier (Fraktionen) bilden in der Schweiz gewissermassen eine **Partei innerhalb der Partei**, die über ein eigenes Büro und eigene Ressourcen verfügt. Zumindest auf kantonaler und nationaler Ebene entfernen sich die Exekutivmitglieder vermutlich eher von ihren Parteien. Regierungsmitglieder und zum Teil auch Parlamentarier sind im Allgemeinen stärker an der praktischen Durchführbarkeit politischer Entscheide interessiert als an Linientreue und Reinheit der Doktrin. Die "regierende Partei" orientiert sich tendenziell stärker an breiteren Wählerkreisen und beschränkt sich nicht lediglich auf die Parteimitglieder.

Party on the Ground: Bedeutend für Parteien ist aber auch der Aspekt der Mitglieder. Parteien sind **Organisationen, die auf dem Prinzip der freiwilligen Mitgliedschaft basieren**. Mitglieder können eine wichtige Ressource für Parteien sein, sie unterwerfen aber gleichzeitig die Parteileitung gewissen Restriktionen, fordern Mitsprache und legitimierte Entscheidungen. Zur party on the ground gehören aber auch Aktivisten, Geldgeber und Stammwähler.

Party in central office: Parteien sind schliesslich **professionell geführte Organisationen mit vielen charakteristischen Eigenschaften von Unternehmungen**. Die party in central office zerfällt in der Regel in einen nationalen Ausschuss (Vorstand) und in ein Sekretariat. Der Parteivorstand ist nach unterschiedlichen Kriterien zusammengesetzt und die Beziehung zwischen Vorstand und Sekretariat kann unterschiedlichster Natur sein.

Der party in central office können vier Funktionen zugeschrieben werden (Kath/Mair 1993: 600):

- Sie bildet den Ausgangspunkt für die beiden anderen "Gesichter" der Parteien und ist so für die Entstehung und Verbreitung der Partei verantwortlich.
- Sie koordiniert nationale Kampagnen.
- Sie kontrolliert die Parlamentarier und Mandatsträger im Dienste der Parteibasis.
- Sie stellt parteiinterne Dienstleistungen (Presse, Expertise, usw.) zur Verfügung und besorgen die finanziellen Ressourcen.

Die in hypothetischer Form formulierte Parteientwicklung und die Herausbildung eines neuen Parteientyps müsste in Bezug auf die drei Gesichter der Parteien eine **Verlagerung der Bedeutung von der "Partei als regierende Organisation" und der "Partei als Organisation von Mitgliedern" zur "Partei als professionell geführtes Unternehmen"** nach sich ziehen.

Die Arbeiten von Katz/Mair sind jedoch nicht nur wichtig, weil sie konkrete Vorstellungen zum Wandel der Parteien im ausgehenden 20. Jahrhundert entwickeln, sondern auch, weil sie die theoretische Grundlage zu einem der umfassendsten international vergleichenden Forschungsprojekte über den Wandel der Parteiorganisationen bilden, welches unter ihrer Leitung im Rahmen des ECPR durchgeführt wurde.

Die zentrale Hypothese des Forschungsprojektes - die sich durchaus in der Tradition Kirchheimers Arbeiten verstehen lässt - lautet: **Die politischen Parteien entwickeln sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts von ursprünglich milieuorientierten Massenparteien zu professionalisierten Eliteorganisationen und professionell geleiteten Wählerparteien**. Die Parteiführung orientiert sich bei der Suche nach Ressourcen und Unterstützung verstärkt nach aussen (Wählerschaft, Staat, Interessenverbände, Lobbies), Mitglieder und Anhänger verlieren an Bedeutung. Als Extremform einer solchen Wählerpartei könnte beispielsweise Berlusconi's "Forza Italia" oder Jörg Haider's Wählerbewegung betrachtet werden.

Das in Westeuropa vorherrschende Parteimodell rückt damit stärker in die Nähe des Parteiensystems der Vereinigten Staaten (Katz 1987). In der Sichtweise des europäischen Massenpartei-modells repräsentierte jede Partei die Interessen einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe. Demokratie bedeutete hier nicht nur, dass die Regierung dem Volk durch direkte Wahlen

verantwortlich ist, sondern dass auch die Parteiführungen gegenüber "ihren" gesellschaftlichen Gruppen eine vergleichbare Verantwortung haben.

Demgegenüber interpretiert die neue Sichtweise - die im Prinzip auf Schumpeter (1942) zurückgeht - demokratische Politik nicht mehr als Auseinandersetzung zwischen klar definierten Gruppen, sondern als Wettbewerb der Parteiführer um die Unterstützung einer in Bewegung geratenen Wählerschaft. Die Verantwortlichkeit der Regierenden den Regierten gegenüber wird allein durch die Wähler sichergestellt. Das Schielen nach Wählerstimmen wird zur höchsten Tugend, während die Parteimitgliedschaft nur noch eine begrenzte Rolle spielt.

Für die Schweiz gilt es allerdings zu berücksichtigen, dass die Parteien kaum als homogene Gebilde betrachtet werden können. Entsprechend der Struktur des politischen Systems der Schweiz kommt der Berücksichtigung der drei politischen Ebenen eine grosse Bedeutung zu.

In gewissen Kantonen der Schweiz haben sich die Parteien gar nie zu Mitgliederparteien entwickelt. Für sie stellt sich die Frage, ob sie sich direkt von der Form der Elitepartei, wie sie zu Beginn des Jahrhunderts verbreitet war, zu einer professionell organisierten Wählerpartei entwickeln. Für die Parteien auf Bundesebene wie auch für einen Grossteil der Kantonalparteien ist hingegen die beschriebene Entwicklung von einer Parteiform mit starker Mitgliederbindung hin zu einer vermehrt wählerorientierten Partei zu erwarten.

Aufgeschlüsselt und ausformuliert bedeuten die Annahmen von Katz und Mair konkret:

Die Parteiführung entfernt sich immer stärker von den Mitgliedern. Hinweise für eine derartige Entwicklung sind: Die zentrale Parteileitung kontrolliert verstärkt die Nominierung von Kandidaten und verfasst selbständig und unabhängig von der Basis Abstimmungsparolen. Obwohl die Entscheidungskompetenzen der verschiedenen Parteiebenen im Prinzip in den Statuten festgehalten sind, können Anzeichen für eine Kompetenzverlagerung auch eher informellen Charakter haben. Von Interesse ist die These von der Entdemokratisierung parteiinterner Entscheidungen auch deshalb, weil zu Beginn der 70er Jahre in verschiedenen Parteien der Ruf nach einer Demokratisierung der Entscheidungen (Gruner 1977: 308) und dem Einbezug der Mitglieder in die Vernehmlassungsverfahren stark wurde. Parteiangestellte wären im neuen Parteientyp nicht den Mitgliedern, sondern der Parteiführung gegenüber verantwortlich.

Anstelle der Mitgliederorientierung kommt es vermehrt zu einer Wählerorientierung. Parteimitglieder werden für die Parteileitung zum Störfaktor. So verunmöglichen sie beispielsweise mit ihren gruppenspezifischen Forderungen eine Politik, welche es erlauben würde, eine grössere Wählerbasis anzusprechen. Eine wählerorientierte Parteipolitik basiert hingegen auf eher allgemein gehaltenen Forderungen, die keine potentiellen Wähler ausschliessen. In diesem Sinne müsste bei den Parteien ein gewisser Verlust an ideologischem Profil und Klarheit in der Vertretung von spezifischen Interessen festzustellen sein. Ein Rückgang der Mitgliederzahlen und die Zunahme von Wechselwählern sind Entwicklungen, welche auf eine generelle Abnahme der Mitgliederbindungen hindeuten.

Externe Ressourcen gewinnen an Bedeutung. Im Zusammenhang mit der Loslösung von der eigenen Mitgliederbasis steht das Erschliessen externer Finanzquellen (Interessenverbände, Lobbies, Staat). Der Anteil der Mitgliederbeiträge am Gesamteinkommen der Parteien nimmt, so lautet die These, ab. Ein Problem bei der Überprüfung dieses Sachverhalts dürfte

die eher zurückhaltende Haltung der Parteien in der Offenlegung ihrer finanziellen Verhältnisse sein. Eine staatliche Parteienfinanzierung, welche die Höhe der Beiträge auf die Zahl der Wählerstimmen oder Mandatsträger abstützt, fördert im Prinzip die Loslösung der Parteien von ihrer Mitgliederbasis. Eine interessante Frage wäre, ob die in der Schweiz intendierte und teilweise bereits praktizierte Form der Parteienfinanzierung in Einklang mit den vorherrschenden demokratietheoretischen Vorstellungen steht. Sofern den Parteien aus den neuen externen Finanzquellen keine allzu restriktiven Auflagen erwachsen, erhöht sich die Autonomie der Parteileitung.

Verstärkte Professionalisierung der Parteiführung, d. h. steigende Zahl bezahlter Parteiangestellter, klare Aufgabentrennung innerhalb der Parteileitung und Trennung zwischen administrativen und inhaltlichen Aufgaben. Wissenschaftliche Ergebnisse aus Bereichen der Kommunikationswissenschaften und der Sozialpsychologie kommen zur Anwendung. Wahlkampagnen werden professionell vorbereitet und durchgeführt.

Ver mehrt wird externe Expertise beigezogen. Es wird immer mehr auf parteifremde PR- und Werbefachleute zurückgegriffen. Der Zweck heiligt die Mittel. Aufträge werden nicht zwangsläufig an verdiente Parteigänger vergeben, sondern an Spezialisten ungeachtet ihrer politischen Präferenzen. Oberstes Ziel ist es, Wählerstimmen zu gewinnen.

In der Zwischenzeit ist das Projekt nahezu abgeschlossen. Noch liegen nicht alle geplanten Publikationen vor. Der Ende 1992 erschienene Tabellenband behandelt die interne Organisationsstruktur von 79 Parteien in 12 westlichen Demokratien für den Zeitraum von 1960 bis 1990. Die Daten sind nach 5 Themenbereichen geordnet: Politischer Kontext, Mitgliedschaft, Funktionäre, Parteistrukturen und Finanzen (vgl. Katz/Mair 1992).

Der zweite Band enthält eine Einleitung, welche einige wichtige Erkenntnisse vor dem Hintergrund der Ausgangshypothese diskutiert, sowie die Arbeiten über die einzelnen Länder.

Der dritte Band soll sich vergleichend mit den einzelnen Aspekten der Parteien in den verschiedenen Ländern befassen. Er ist überfällig.

In der Einleitung zum zweiten Band "How parties organize" kommen Katz/Mair zu folgendem Schluss:

Nur die "party on the ground" ist schwächer geworden. Die beiden anderen Teile der Parteien haben an Bedeutung gewonnen. Damit wird ihre diesbezügliche Hypothese nicht bestätigt, welche auch eine Schwächung der "party in public office" vorhersah.

Aber auch der Untergang der "party on the ground" kann nicht vollständig belegt werden. Gegenargumente sind:

1. In relativen, aber vor allem in absoluten Zahlen kann nicht in allen Ländern von einer sinkenden Tendenz ausgegangen werden.
2. In verschiedenen Ländern haben die Parteimitglieder in den letzten Jahren mehr direkte Mitsprachemöglichkeiten erhalten (Wahl der Parteiführer, parteiinterne Plebiszite).

Kein Niedergang der Parteien lässt sich bei der "party in central office" und der "party in public office" feststellen:

1. Immer mehr Parteien haben Zugang zu öffentlichen Ämtern und damit Zugang zu Ressourcen.
2. Auch insgesamt sind die Ressourcen der Parteien in den letzten Jahren gestiegen.

Parteien und der Staat

Die Beziehung zwischen Partei und Staat ist in den letzten Jahren deutlich wichtiger geworden als die Beziehung zwischen Parteien und BürgerInnen. Die Parteien stehen nicht mehr als Vermittler zwischen "civil society" und Staat, sondern der Staat steht nun zwischen den BürgerInnen und den Parteien.

Der Staat wird immer wichtiger für das Überleben von Parteien, und zwar sowohl was ihre Legitimität betrifft wie auch hinsichtlich ihrer Ressourcen:

- Es gibt kaum mehr eine eigentliche Parteipresse. Der Weg an die Öffentlichkeit führt teilweise über staatlich kontrollierte Massenmedien.
- Mandatsträger werden immer stärker vom Staat finanziert. Ihre Zahl und ihr Gewicht werden immer wichtiger.
- Der Anteil der Staatsmittel an den Gesamteinnahmen wird immer grösser.
- Der Staat reguliert und bestimmt durch Gesetze und Verordnungen wie auch durch seinen eigenen Wandel ganz allgemein die Parteien. (Vorschriften, die im Zusammenhang mit Parteifinanzierungsgesetzen erlassen werden, das freie Mandat, Kommunalreformen).
- Parteien sind selbst ein Teil des Staates. Nicht der Staat hilft den Parteien, sondern die Parteien helfen sich selbst.

Durch diese, für alle Parteien gleich gelagerte Beziehungen zum Staat gleichen sich die Parteien einander an.

Verlagerung des parteiinternen Gleichgewichts

Das Gleichgewicht zwischen den drei Parteigesichtern verändert sich. Sie werden voneinander unabhängiger. Die "party in central office" ist nicht mehr unbedingt das Sprachrohr der "party on the ground" und nicht mehr den Mitgliedern gegenüber verantwortlich. Alte Mandatsträger oder professionelle Experten und Berater gewinnen in der Parteileitung an Bedeutung. In den Hintergrund geraten Parteibürokraten und Aktivisten. Die "party in central office" wird autonomer und/oder wird stärker kontrolliert von den Mandatsträgern.

Paradoxe Rolle der Parteimitglieder

Parteimitglieder werden nicht generell unnötig.

-
- Mitgliederbeiträge sind auch heute noch für gewisse Parteien ein wichtiger Teil ihrer Gesamteinnahmen.
 - Mitglieder sind "warm bodies", welche wichtige Positionen innerhalb und ausserhalb der Parteien einnehmen können.
 - Mitglieder sind für organisationelle und politische Zwecke immer noch von Bedeutung.

Es gibt, wie bereits angetönt, auch Anzeichen dafür, dass die Parteimitglieder wieder stärker in die parteiinternen Entscheidungen (Auswahl der Kandidaten) einbezogen werden. Wie weit handelt es sich hier um ein Paradox: Stärker und autonomer werdende Partieliten vs. stärker (wenn auch nicht unbedingt an der Zahl) werdende Parteibasis? Mögliche Erklärungen dafür:

- Es ist nicht die organisierte Basis, die stärker wird, sondern das autonome, einzelne Mitglied (zentrale Mitgliederparteien): Plebiszitäre vs. basisdemokratische "Mitbestimmung".
- Mitglieder können zwar zwischen Kandidaten auswählen, sie können jedoch keine eigenen Kandidaten portieren.
- Es handelt sich um eine Tendenz zur allseitig grösser werdenden Autonomie. Am Ende dieses Prozesses könnte etwa stehen, dass sich die Lokalparteien gar nicht mehr um die Nationalparteien und ihre Anliegen kümmern und sich nur noch mit ihren eigenen Geschäften befassen.

Auch wenn ein Bedeutungsverlust der Parteien auf dem Niveau der europäischen Gesellschaften festgestellt werden kann, so zeigt sich auf dem Niveau der europäischen Staaten kein Bedeutungsverlust der Parteien.

Party self-sufficiency and anti-party politics

Aus organisationeller Sicht macht es mehr Sinn, von einer Anpassung und Veränderung der Parteien zu sprechen als vom Untergang der Parteien. Parteien werden immer stärker "stratarchical". Die drei Parteigesichter gewinnen an Handlungsspielraum. "Party in public office" richtet sich immer stärker dem Staat zu.

Insgesamt führt dies zu einer grösseren Selbstgenügsamkeit der obersten Parteistufen. Parteien werden so privilegiert, aber sie entfernen sich auch von der Basis. Daraus resultiert die Anti-Parteien-Stimmung in westlichen Demokratien. Markant ist nämlich ein steigendes Misstrauen der politischen Klasse gegenüber, das schliesslich rechtspopulistischen Ansätzen die Türe öffnet.

Das Problem ist, dass Parteien nicht einfach schwächer geworden sind. Sie sind stärker geworden (Korruption, Parteispenden!) und haben sich gleichzeitig von den gewöhnlichen Leuten entfernt. Insgesamt kann also nicht von einem Untergang der Parteien gesprochen werden. Vielmehr zeichnet sich ein neuer Parteiotyp ab:

Katz/Mair (1995) fügen den verschiedenen Entwicklungsstufen in ihrer neusten Publikation mit der "**Cartel party**" einen weiteren Parteiotyp an, der etwa in der Zeit nach 1970 auftaucht. Dieser Parteiotyp siedelt sich nahe beim Staat an und wird **zu einem grossen Teil durch den Staat subventioniert**. Zurzeit ist die "Cartel party" in der wissenschaftlichen Dis-

kussion sehr in Mode. In einer neueren Ausgaben von "Party Politics" hat zwischen Katz/Mair und Ruud Koole eine lesenswerte Auseinandersetzung darüber stattgefunden, ob die "Cartel party" wirklich einen neuen Parteientyp genannt werden sollte, ob diese ein geschickt gewählter Name sei und ob es nicht geschickter wäre, von der Koexistenz unterschiedlicher Parteientypen auszugehen.

14.4 WAHLPROGRAMME

Der letzte Ansatz, der hier vorgestellt werden soll, thematisiert wieder stärker die politischen Ideen und deren Veränderungen. Wandel der "Ideologien" kann einerseits auf Niveau WählerInnen thematisiert werden, wie dies vor allem bei Wahlanalysen sowie im Prinzip auch beim Wertewandel im Rahmen der Postmaterialismus-Diskussion geschieht. Ideologischer Wandel kann aber auch auf die Ebene der Parteien, beispielsweise anhand ihrer Wahlprogramme, untersucht werden.

Im Falle der Wahlprogramme wird die Diskussion dominiert durch das international vergleichende "Manifestoes Research Project". Michael Brändle hat im Rahmen seiner Lizentiatsarbeit den "Fall Schweiz" bearbeitet. Er hat uns freundlicherweise für dieses Skript seine Ergebnisse zu Verfügung gestellt. Die Angaben zum Manifestoes Projekt, die Ergebnisse und ihre Interpretation sind teilweise direkt seinem Manuskript entnommen.

14.4.1 Organisation und Vorgehen des Manifestoes Research Project

1979 konstituierte sich die "Manifestoes Research Group" als Arbeitsgruppe innerhalb des European Consortium for Political Research (ECPR). Ihre Zielsetzung bestand darin, durch die Analyse von Parteiprogrammen international vergleichbare Indikatoren über die ideologische Entwicklung von Parteien und deren Policy-Präferenzen zu erhalten. Dieses gross angelegte Forschungsprojekt erstreckt sich mittlerweile über sämtliche Länder der OECD, seit 1989 werden auch die osteuropäischen Demokratien einbezogen.

In diesen Ländern werden die Wahlprogramme aller relevanten Parteien seit 1945 gesammelt. Als "relevant" gelten diejenigen Parteien, die als mögliche Koalitionspartner einer Regierung zu betrachten sind ("coalition potential") oder Parteien, die die Politik der Regierungsparteien beeinflussen können ("blackmail potential"; Sartori 1976). Die inhaltliche Analyse der Wahlprogramme erfolgt aufgrund eines Rasters mit 54 Kategorien, denen die einzelnen Aussagen (Sätze- bzw. Teilsätze) eines Wahlprogramms zugeordnet werden. Der Prozentanteil der Nennung einzelner Kategorien pro Wahlprogramm ergibt Aufschluss über die Gewichtung der Themen wie auch über den Standort einer Partei auf einer aggregierten Links-Rechts-Skala.

Das Comparative Manifestoes Projekt verfolgt das Ziel, mit einheitlichen Methoden und Forschungsansätzen eine umfassende und aktualisierbare Datenbasis für die international vergleichende Parteienforschung zu erarbeiten. Damit wird die Entwicklung und Überprüfung kohärenter Theorien über Parteien- und Wahlverhalten, Parteienwettbewerb, ideologische und programmatische Entwicklungen und "issue effects" angestrebt.

Bis anhin sind eine ganze Reihe von Publikationen entstanden. Im Zentrum der Publikation “Explaining and Predicting Elections: Issue Effects and Party Strategies in Twenty-Three Democracies” (Budge/Farlie 1983) steht die Frage des Verhaltens und der Strategien von Parteien. Welche Strategien verfolgen Parteien im Wettbewerb um Wählerstimmen? Welche Strategien sind erfolgreich? Besteht ein Zusammenhang zwischen Wahlerfolgen und den von Parteien vertretenen Themen?

Als Grundlagenwerk des Comparative Manifestoes Project gilt “Ideology, Strategy, and Party Change: Spatial Analyses of Post-War Election Programmes in 19 Democracies” (Budge, Robertson, Hearl 1987). In diesem Werk werden bestehende theoretische und methodische Grundlagen verfeinert und anhand umfassender vergleichender Analysen von Wahlprogrammen überprüft. Dabei werden die zugrunde liegenden Konfliktdimensionen des Parteienwettbewerbs aufgrund der Parteipositionen zu bestimmten Themenbereichen herausgearbeitet; ebenso wird die Entwicklung der ideologischen Positionierung der Parteien aufgezeigt.

Um die Vergleichbarkeit von Parteien und ihrer Programmatik in inhaltlicher und zeitlicher Hinsicht zu gewährleisten, wurde bei der Analyse der Wahlprogramme eine relativ offene und allgemeine Kategorisierung entwickelt. In Wahlprogrammen sollten einerseits sämtliche Aussagen erfasst, andererseits die Entwicklung der wichtigsten Themen(bereiche) über einen längeren Zeitraum verfolgt werden können.

Bei der Sammlung der Dokumente zeigte sich, dass nicht alle Länder Wahlprogramme im engeren Sinn (spezifische “election programmes”) kennen, wie sie in den Konkurrenzdemokratien angelsächsischer Tradition üblich sind. Deshalb müssen teilweise auch äquivalente Dokumente verwendet werden, die programmatische Aussagen einer Partei beinhalten: “In any case the ideal type of a document which summarizes authoritative statements of the party’s policy positions for electioneering should be achieved as far as possible” (Volkens 1992: 5).

Die Manifestoes Research Group entwickelte aufgrund zahlreicher Untersuchungen und Dokumentenanalysen in einem mehrjährigen Prozess ein Raster mit 54 Kategorien (Themen), die eine vollständige Kategorisierung von Programmen in verschiedensten Ländern erlauben (“Full Standard Coding Frame”).

Die Kategorien umfassen einerseits konkrete Positionen in einzelnen Politikbereichen (z. B. Pro-/Anti-Militär, pro/contra traditionelle Moral), andererseits auch allgemeine Themen (z. B. nicht-ökonomisch definierte Gruppen, Technologie und Infrastruktur). Die 54 Kategorien wurden in sieben breite Themenbereiche aufgeteilt: Aussenpolitik (Foreign Affairs); Freiheitsrechte und Demokratie (Freedom and Democracy); Politisches System (Political System); Wirtschaft (Economy); Wohlfahrt und Lebensqualität (Welfare and Quality of Life); Gesellschaftliche Struktur und Werte (Fabric of Society); Soziale Gruppen (Social Groups). Diese Themenbereiche erlauben eine inhaltliche Strukturierung der Kategorien, verdeutlichen somit deren thematischen Zusammenhang.

Bei der Codierung der Wahlprogramme wurden die Aussagen einzelner Sätze und “Quasi-Sätze” (Teilsätze bzw. abgeschlossener Satzteil mit selbständiger Aussage) einer und nur einer Kategorie zugeordnet. Da die Wahlprogramme in ihrem Umfang stark variieren, wur-

den jeweils die Prozentanteile der Nennungen in den einzelnen Kategorien pro Wahlprogramm berechnet.

Im Rahmen des Comparative Manifestoes Project wurde mit Entwicklung der inhaltsanalytischen Methode versucht, die Bedeutung politischer Aussagen zu erfassen. Im Gegensatz zu herkömmlichen inhaltanalytischen Methoden, die z. B. auf die Häufigkeit einzelner Begriffe/Wörter abstützen, sollten die Einordnung in 54 Kategorien ermöglichen, Sinn und Bedeutung einzelner (Teil-)Sätze im Kontext eines Wahlprogramms zu erfassen.

Die aufwendige Sammlung und Codierung der Wahlprogramme wurde in den einzelnen Ländern von Teams durchgeführt, wobei die Zuverlässigkeit und die Konsistenz der Daten durch wiederholte Codierungen durch verschiedene Personen überprüft und bestätigt wurden.

Der Hauptteil der Wahlprogramme von Schweizer Regierungsparteien bis Anfang der 80er Jahre wurde unter der Leitung von Prof. Papadopoulos (Lausanne) gesammelt und codiert. Die Sammlung und Codierung der Wahlprogramme seit den 80er Jahren führte Michael Brändle im Auftrag des WZB durch, wobei nun auch weitere im Parlament vertretene Parteien einbezogen wurden (LdU, SD, FPS, Grüne, EVP). Bei der vorliegenden Analyse standen für den gesamten Zeitraum die Daten der Regierungsparteien zur Verfügung.

Auch in der Schweiz fanden sich nur teilweise Wahlprogramme im engeren Sinn, weshalb auf vergleichbare Dokumente zurückgegriffen werden musste. Die Untersuchung der Bundesratsparteien allein basiert auf 51 Dokumenten mit 17'805 codierten Aussagen.

14.4.2 Theoretische Grundlagen des MRG-Projektes

Die Manifestoes Research Group stützt ihr Vorgehen und ihre Methode auf verschiedene theoretische Annahmen ab, insbesondere auf die Saliency-Theorie des Parteienwettbewerbs und die Annahme, Parteipositionen liessen sich auf einer ideologischen Dimension darstellen. Zwei weiterreichende Theorien sind für dieses Projekt von grundlegender Bedeutung.

Saliency-Theorie

Die Saliency-Theorie besagt im Wesentlichen, dass im Parteienwettbewerb jede Partei jene Themen hervorhebt, die sie "besitzt" und die sich im politischen Wettbewerb zu ihren Gunsten auswirken.

Ausgangspunkt der Theorie ist die Annahme, dass in einer Demokratie vorwiegend die Parteien die Vermittlungsfunktion zwischen Wählerschaft und politischem System wahrnehmen. Sie bieten einem Grossteil der Wähler politische Orientierungshilfen, indem sie komplexe politische Sachverhalte vereinfachen, wichtige Themen aufgreifen, Lösungsvorschläge anbieten usw. Entsprechend treffen die meisten Wähler ihre politischen Entscheidungen aufgrund der Alternativen, die ihnen die Parteien anbieten. Somit wird das Wählerverhalten grundlegend vom Verhalten der Parteien beeinflusst (Budge/Farlie 1983: 22). Wie verhalten sich die Parteien nun gegenüber den Wahlberechtigten, um Stimmen zu gewinnen? Die herkömmliche Auffassung geht dahin, dass sich Parteien in grossen öffentlichen Debatten über

einzelne Themen um die Gunst der Wählerschaft streiten, indem sie die Vorschläge anderer Parteien verwerfen und alternative Lösungen zum jeweiligen Thema propagieren.

Verschiedene Untersuchungen zeigten allerdings, dass nicht Alternativen zu einer Vielzahl von aktuellen Themen, sondern andere, parteispezifische Themen vorgebracht werden, bei denen sich die Partei besonders kompetent gibt und von denen sie sich Aufmerksamkeit verspricht. "Far from discussing details of their opponents' plans, parties tend in their public pronouncements to ignore them so far as possible, and to deflect popular attention to other policies which have not been mentioned by their rivals." (Budge/Farlie 1983: 23). Diese Feststellung erfolgte aufgrund der Analyse von Dokumenten, die offizielle Stellungnahmen und Positionsbezüge von Parteien enthalten, z. B. Wahlplattformen oder Communiqués von Parteiführern und Parteisprechern. Der systematische Vergleich derartiger offizieller Parteiaussagen bestätigte, dass die Parteien grösstenteils spezifische Themen hervorhoben und in den wenigsten Fällen auf konkurrenzierende Parteien und deren Themen eingingen (Budge/Farlie 1977, 1983; Budge, Robertson, Hearl 1987).

Diese Feststellung muss sich auf die Theorie des Parteienwettbewerbs auswirken. Dieser findet nicht vorwiegend in Form einer direkten Konfrontation zwischen Parteien statt, vielmehr versucht jede Partei, durch die exklusive Hervorhebung bestimmter Themen die politische Agenda zu dominieren. Mit diesem Verhalten erreichen die Parteien, dass sich die Aufmerksamkeit der Wähler ebenso auf einzelne getrennte Themen und Themenbereiche konzentriert und eine Verbindung mit bestimmten Parteien hergestellt wird: "The result is that parties are widely perceived as "owning" certain issue types, such as support of traditional morality and religion, or law and order, or the expansion of welfare. This vastly simplifies voting for electors" (Budge/Farlie 1983: 25).

Die Saliency-Theorie postuliert demnach, dass einzelne Parteien mit allgemein wünschbaren Zielen in einzelnen Politikbereichen verbunden sind, z. B. konservative Parteien mit dem Ziel der Erhaltung von Ruhe und Ordnung, sozialistische Parteien mit dem Ziel sozialer Gerechtigkeit. Durch die Hervorhebung derartiger Themenbereiche (und entsprechender politischer Aktivitäten) vermitteln die Parteien der Wählerschaft themenbezogene, spezifische Kompetenzen; sie nehmen die Themenführerschaft ein. Umgekehrt lassen die Parteien Themen, die von konkurrierenden Parteien in Anspruch genommen bzw. besetzt werden, beiseite oder erwähnen sie nur am Rande. Das heisst, dass Parteien (zumindest in Wahlprogrammen) nicht in erster Linie Kontroversen über identische Themen führen, sondern aneinander vorbeireden: "parties on the left stress social services, but not their costs in taxes, whereas rightist parties emphasize tax relief, but keep silent on its consequences for social programmes." (Strom/Leipart 1989: 264, Ideology, strategy and party competition in postwar Norway, in: European Journal of Political Research, Vol. 17, No. 2/1989, S. 263-288).

Entsprechend werden die Aussagen der Parteien in Wahlprogrammen nicht nur hinsichtlich ihrer Position zu einzelnen Themen analysiert, sondern auch bezüglich ihrer Betonung bzw. relativen Wichtigkeit einzelner Themen.

Spatial Theory: Verortung der Themen im ideologischen Raum

Die Wahlplattformen beinhalten thematische Aussagen einer Partei zu einem bestimmten Zeitpunkt. Damit die Entwicklung einzelner Parteien verglichen werden kann, müssen ihre

Positionen in irgendeiner Weise gemessen werden: “[T]o consider party positions, the distances separating them, tendencies to the centre or extremes, and direction of change, is to imply the existence of some kind of space within locations can be specified and movement charted” (Budge, Robertson, Hearl 1987: 26). Am häufigsten werden politische Positionen auf einem linearen Kontinuum festgesetzt - entsprechend können Parteien und Wähler bezüglich bestimmter Issues linke, mittlere und rechte Positionen einnehmen, sich somit zwischen zwei Extremen bewegen. Auf dieser Annahme basiert die von Hotelling bzw. Downs (1968) entwickelte “rational choice theory of party competition”, die folgende Annahmen postuliert:

- Die Positionen der Wähler sind auf dem linearen Kontinuum zwischen einer linken und rechten Extremposition (unimodal) verteilt.
- Die Wähler entscheiden sich jeweils für diejenige Partei, die ihrer Position auf dem Links-Rechts-Kontinuum am nächsten kommt.
- Die Parteien sind flexibel und nehmen diejenige Position ein, die am meisten Wählerstimmen und dadurch die Besetzung von Regierungsämtern verspricht (“office-seeking-hypothesis). Der Parteienwettbewerb führt dazu, dass sich die Parteipositionen in Richtung der mittleren Wählerposition bewegen, sich somit einander annähern (vgl. Ware 1996; Budge, Robertson, Hearl 1987).

Budge, Robertson, Hearl stellen diese Annahmen in Frage und argumentieren, die Erklärungskraft der Theorie hänge unter anderem von der Verteilung der Wählerpositionen, der Flexibilität der Parteien und der Voraussetzung eines eindimensionalen Kontinuums ab. Sie schlagen deshalb folgende Modifikationen vor:

- Parteien sind bezüglich ihrer Positionswahl nicht flexibel, sondern durch ihre in der Vergangenheit vertretenen Positionen eingeschränkt. Gewisse Themenbereiche bzw. Positionen werden von einer bestimmten Partei besetzt und können kaum von anderen Parteien eingenommen werden. “[W]e are dealing with a ‘party-reserved’ space, with some areas only open to one party, rather than a pure policy space of unlimited free movement for parties, such as that postulated by Downs and Hotelling” (Budge, Robertson, Hearl 1987: 27).
- Zweitens kann das Ziel der Besetzung von Ämtern nicht vom ideologischen Hintergrund der Parteien und ihrer grundlegenden Stossrichtung getrennt werden. Realistischerweise muss angenommen werden, dass die Besetzung von Regierungsämtern für fast alle Parteien nur dann erstrebenswert ist, wenn sie dadurch ihre politischen Ziele verfolgen können. Die Parteien werden wegen des Wettbewerbs ihre Hauptziele nicht aufgeben, allenfalls vermögen sie die Gewichtung ihrer Themen zu verlagern; sie bleiben aber in “ihrem” Themenbereich verhaftet.

Die Positionierung der Parteien steht gemäss den theoretischen Annahmen in direktem Zusammenhang mit der Programmatik der Parteien. Die Entwicklung der Parteipositionen lässt sich mit der Analyse von Wahlprogrammen auf Basis der relativen Gewichtung parteispezifischer Themen nachzeichnen. Demnach kann eine Partei aufgrund ihrer dominierenden Themen z. B. auf einer Links-Rechts-Skala positioniert werden.

Aufgrund von Wahlanalysen gelangten Budge/Farlie zur Annahme, dass die Wähler ein Set von Themen in den Vordergrund stellen, das auf ihre Betroffenheit von gesellschaftlichen Konfliktlinien zurückzuführen ist. Ebenso nehmen Parteien eine bestimmte Position bezüglich der gesellschaftlichen Konflikte ein und vertreten entsprechende Themen “The side a party takes on societal conflicts thus provides a ready guide to policy on the issues these generate, and a general inducement for electors to group issues round such cleavages.” (Budge/Farlie 1983: 27). Die Verbindung spezifischer Themen mit Konfliktdimensionen ermöglicht, die Parteipositionen auf einem ideologischen Spektrum festzulegen. So sind etwa bei einer Rechts-Links-Konfliktdimension Parteien, die Themen wie Umverteilung, Sozialleistungen oder soziale Gerechtigkeit hervorheben, der linken Hälfte des Spektrums zuzuordnen. Andererseits werden Themen wie freies Unternehmertum, traditionelle Moral oder Recht und Ordnung “rechten” Parteien zugeschrieben.

14.4.3 Ergebnisse und Erkenntnisse aus dem Party manifestoes Programm

Die Analysen im Rahmen des Party manifestoes Programm bestätigen, dass in den untersuchten Demokratien die Rechts-Links-Dimension den Parteienwettbewerb am häufigsten prägt.

Zweitens erhärten die Resultate die Saliency Theory des Parteienwettbewerbs; die Parteien konkurrieren in erster Linie durch die Hervorhebung parteispezifischer, exklusiver Themen und nicht durch unterschiedliche Positionsbezüge zu denselben Themen.

Drittens zeigt die Analyse, dass sich die Parteipositionen in der Nachkriegszeit kontinuierlich einander angenähert haben. Allerdings sei diese Tendenz nicht als irreversibel zu betrachten; von einem “Ende der Ideologien” können keineswegs gesprochen werden.

Die jüngste Publikation, “Parties, Policies, and Democracy” (1994) von Klingemann, Hoferbert und Budge widmet sich dem Zusammenhang von Parteien, ihren Wahlprogrammen und Regierungspolitiken: Wirkt sich die Wahl einer bestimmten Partei auf die konkrete Regierungspolitik aus? Besteht eine Übereinstimmung zwischen Wahlprogrammen der Regierungsparteien und Regierungspolitik? Sind Parteien in bestimmten Regierungssystemen zuverlässiger bzw. berechenbarer? Welches ist die Rolle der Parteien im Policy process?

In der Untersuchung werden in 10 Ländern die Zusammenhänge zwischen den Themen, die die Parteien in den Wahlplattformen hervorheben, und der Regierungspolitik der gewinnenden Regierung in den entsprechenden Politikbereichen dargestellt. Die Autoren gelangen zum Schluss, dass die Parteien zuverlässig sind und ihre Wahlversprechen im Allgemeinen in der Regierungspolitik umzusetzen versuchen.

In verschiedenen Zeitschriften finden sich zudem kleinere Untersuchungen, die auf die programmatische Entwicklung der Parteien in einzelnen Ländern eingehen (bezüglich Österreich etwa Müller et. al, in Müller et al. 1995, bezüglich der BRD etwa Klingemann, Volkens in Herzog/Wessels 1989).

14.4.4 Die Wahlprogramme der Schweizer Parteien - Links-rechts-Skala

Vor allem mit Bezug auf die westeuropäischen Parteiensysteme kann die Links-Rechts-Dimension als zentrales ideologisches Orientierungsschema verwendet werden, das quasi den kleinsten gemeinsamen Nenner gesellschaftlicher Konfliktstrukturen ausdrückt. Diese abstrakte Dimension wird in erster Linie zur generellen ideologischen Einordnung politischer Akteure in einem politischen Raum verwendet, andererseits erlaubt sie aber auch, die Einstellung zu spezifischen Themen zu verorten (Fuchs/Klingemann 1990 in Jennings et al.: 203; Huber 1989: 599).

Auch in der Schweiz wird die Links-Rechts-Dimension verschiedentlich als grundlegende Dimension des politischen Systems - insbesondere auf Ebene der politischen Eliten - bezeichnet (Kerr 1981, Sciarini et al. 1994, Kriesi 1995), wobei die ideologische Verortung von Parteien entlang einer Links-Rechts-Dimension auf unterschiedlichen Ebenen - auf Ebene der politischen Akteure (Partei- und Wählerbefragungen) oder mit Bezug auf Themen (u. a. Inhaltsanalysen) vorgenommen werden kann.

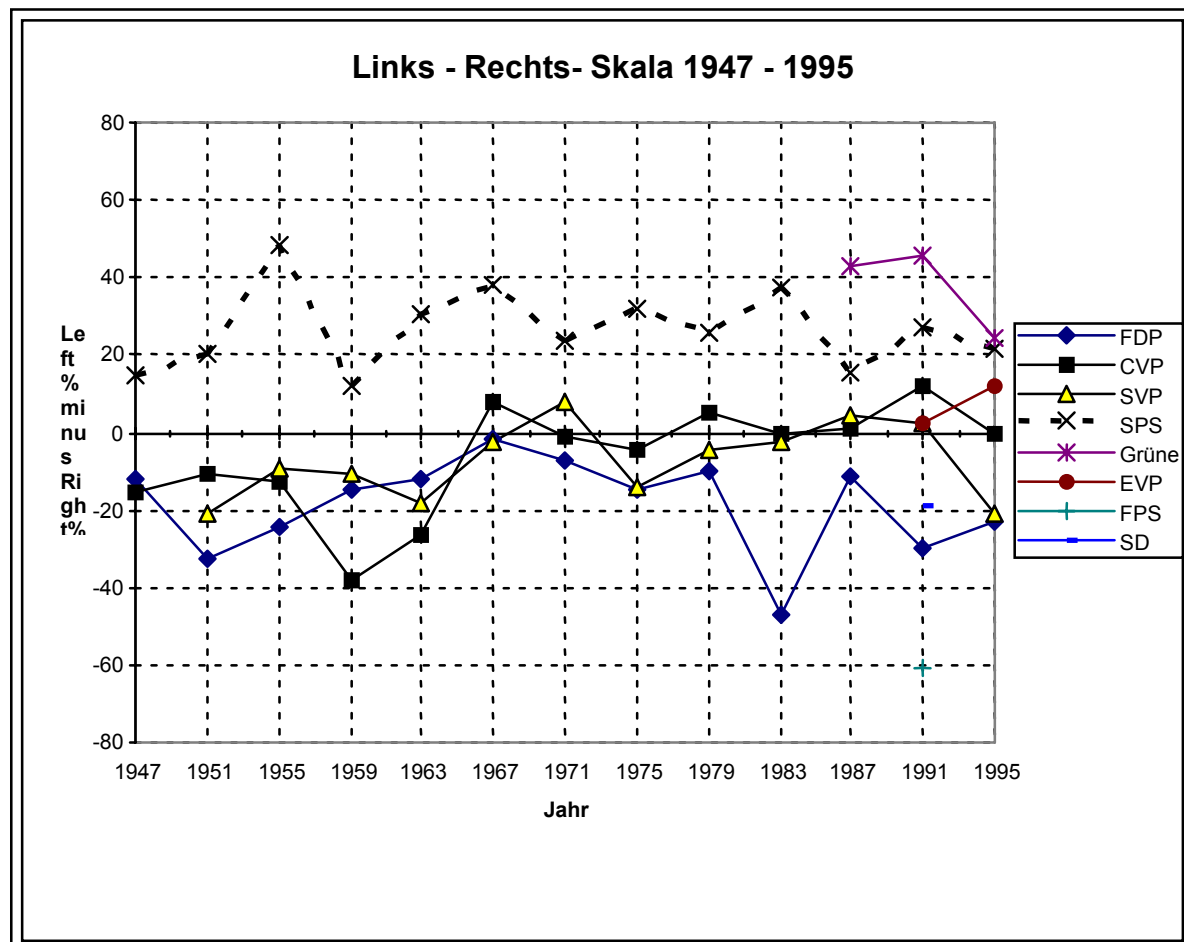
Das Modell, das von der Manifestoes Research Group entwickelt wurde, geht davon aus, dass den Parteiprogrammen bzw. den hervorgehobenen Themen tendenziell eine Links-rechts-Dimension zugrunde liegt (vgl. Budge, Robertson, and Hearl 1987; Laver and Budge 1993). "Linke" Themen, etwa im Zusammenhang mit Umverteilung (Sozialleistungen, Regulierung) werden systematisch "rechten" Themen wie nationale Verteidigung, traditionelle Moral oder freie Marktwirtschaft gegenübergestellt.

Entsprechend entwickelten Laver und Budge eine Links-Rechts-Skala, die auf der Zuordnung von je 13 Kategorien zu der Links- bzw. Rechts-Dimension beruhen. Die Zuordnung der Themen erfolgte ohne weitere Begründung - "on a priori grounds"-, das heisst, unter den 54 Kategorien wurden je 13 ausgewählt, die für eine "linke" bzw. "rechte" Positionierung als charakteristisch erachtet werden (Klingemann et al. 1994: 39).

Die Links-Rechts-Skala ist wie folgt aufgebaut: Pro Wahlprogramm werden die Prozentanteile von 13 "linken" Themen addiert; ebenso werden die Prozentanteile der 13 "rechten" Themen addiert. Nun wird die letztere von der ersteren Summe subtrahiert, wodurch sich ein "left minus right"-Betrag ergibt. Pro Wahl und Partei erhält man eine Zahl mit der sich die Links-Rechts-Positionierung einer Partei sowohl auf der Zeitachse wie auch im Vergleich zu anderen Parteien analysieren lassen. Die 26 Kategorien decken durchschnittlich zwischen 50 % (SPS) und 58 % (FDP) aller codierten (Teil-)Sätze in allen Wahlprogrammen ab.

“Linke” Themen Summe der Prozentanteile		“Rechte” Themen Summe der Prozentanteile
103: Anti-Imperialismus		104: Militär (+)
105: Militär (-)		201: individuelle Rechte
106: Frieden		203: Rechtsstaatlichkeit
107: Internationalismus (+)		303: Regierungsleistung
202: Demokratie		401: Freies Unternehmertum
403: Regulierung		402: ökonom. Anreize
404: Wirtschaftsplanung	minus	407: Protektionismus (-)
406: Protektionismus (+)		414: trad. Wirtschaftspolitik
412: Preiskontrolle		505: Sozialleistungen (-)
413: Verstaatlichung		601: nationale Besonderheiten (+)
504: Sozialleistungen (+)		603: Traditionelle Moral
506: Bildung (+)		605: Recht und Ordnung
701: Arbeitnehmer (+)		606: Sozialer Friede

Konstruktion der Links-Rechts-Skala (Klingemann et al. 1994: 40)



Die Figur zeigt, dass die Positionierung der SP relativ konstant geblieben ist und dass sie in letzter Zeit weder ein Links- noch ein Rechts-Rutsch stattgefunden haben. Sehr deutlich kommt auch zum Ausdruck, wie die CVP in den 1960er Jahren nach links gerutscht ist. Und schliesslich zeigt sich, dass die SVP erst in den letzten Jahren nach rechts abgedriftet ist.

14.4.5 Die Wahlprogramme der Schweizer Parteien - Zentrale Themen

Beim Vergleich der zehn wichtigsten Themen der einzelnen Entwicklungsperioden zeigt sich, dass fünf Themen hervorrangen: Individuelle Rechte, Soziale Gerechtigkeit, Sozialleistungen (+), nicht-ökonomische Gruppen, Demokratie (**Tabelle 1**). Diese Themen finden sich konstant unter den meistgenannten Themen aller vier Parteien und weisen auf den vorrangig behandelten Aufbau des Sozialstaates in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hin. Gestützt wird diese Interpretation insbesondere durch die durchgehende Platzierung des Themas Soziale Gerechtigkeit an dritter Stelle.

Wurden in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Themen Landwirtschaft und Militär noch stark hervorgehoben, tauchen in den folgenden Perioden neue Themen wie Technologie/Infrastruktur und Umweltschutz auf, die auf die wirtschaftliche Modernisierung und die Wachstumsproblematik hindeuten.

Ebenso nahm das Thema Regierungsautorität bis 1983 einen hohen Stellenwert ein, wurde in jüngster Zeit aber durch das Thema Regierungsleistung abgelöst, das nicht die Stabilität und Stärke der Regierung, sondern deren Leistungsvermögen und Effizienz hervorhebt.

Zwischen 1963 und 1983 geniesst auch das Thema Internationalismus (+) eine relativ hohe Priorität, was auf eine verstärkte Thematisierung der Aussenbeziehungen der Schweiz hinweist. In der jüngsten Periode findet sich neu das Thema Ruhe und Ordnung unter den zehn meistgenannten Themen; entsprechende Aussagen lauten bei der SVP 1995 etwa: "Die Behörden müssen mit aller Entschiedenheit gegen Drogenhändler, offene Drogenszenen und die Geldwäscherei vorgehen."

Aufgeschlüsselt nach Parteien zeigt sich für die jüngste Phase, dass alle eine breite Zahl von Themen hervorheben (**Tabelle 2**). Unter den Schwerpunkten findet sich überall das Thema Umweltschutz. Das Thema Technologie/Infrastruktur findet sich bei den bürgerlichen Parteien, während "Demokratie" sowohl von SPS wie auch von FDP und CVP hervorgehoben wird. Als neuer Schwerpunkt wird von CVP und SVP das Thema Ruhe und Ordnung angeführt.

Tabelle 1: Top 10 Themen in den einzelnen Entwicklungsperioden

	1947 - 1959	Δ % <i>St.abw.</i>	1963 - 1971	Δ % <i>St.abw.</i>	1975 - 1983	Δ % <i>St.abw.</i>	1987 - 1995	Δ % <i>St.abw.</i>
1.	Individuelle Rechte	7.2 4.6	Technologie / Infra- struktur	7.1 4.8	Individuelle Rechte	8.2 10.6	Umweltschutz	8.2 5.5
2.	Landwirtschaft	6.5 5.8	Sozialleistungen (+)	6.2 3.5	Umweltschutz	7.3 4.4	Sozialleistungen (+)	6.6 4.8
3.	Soziale Gerechtigkeit	6.3 3.5	Soziale Gerechtigkeit	5.9 3.4	Soziale Gerechtigkeit	5.3 2.8	Soziale Gerechtigkeit	6.3 5.0
4.	Regierungsautorität	5.8 7.2	nicht-ökon. Gruppen	5.4 2.5	nicht-ökon. Gruppen	5.2 3.0	Technologie / Infra- struktur	5.5 4.7
5.	Militär (+)	4.8 3.4	Bildung (+)	5.2 2.4	Regierungsautorität	5.0 8.0	nicht-ökon. Gruppen	5.5 3.9
6.	Arbeitnehmer (+)	4.7 3.5	Regierungsautorität	4.9 4.3	Demokratie	4.8 2.0	Demokratie	5.3 3.7
7.	nicht-ökon. Gruppen	4.1 4.0	Umweltschutz	4.4 5.1	Sozialleistungen (+)	4.4 3.0	Individuelle Rechte	3.9 4.3
8.	Freies Unternehme- rum	3.9 3.2	Demokratie	4.4 3.5	Technologie / Infra- struktur	4.3 2.6	Regierungsleistung	3.5 3.6
9.	Demokratie	3.8 4.4	Individuelle Rechte	4.1 3.0	Regulierung	3.9 2.2	Bildung (+)	3.5 2.2
10.	Sozialleistungen (+)	3.5 1.8	Internationalismus (+)	4.0 3.9	Internationalismus (+)	3.5 2.0	Ruhe und Ordnung	3.4 3.8
	N = 2956		N = 3456		N = 5701		N = 5692	

Die jüngste Phase ist bei der **FDP** durch eine Ausweitung der Schwerpunkte gekennzeichnet, wobei im Gegensatz zur vorangehenden Periode eine stärkere inhaltliche Kohärenz besteht: Leistungsbezogene Schwerpunkte wie individuelle Rechte, effiziente Regierungs- und Verwaltungsarbeit (Regierungsleistung), Durchsetzungsvermögen der Regierung (Regierungsautorität) werden mit 'weicheren' gesellschaftspolitischen Themen wie Demokratie, Umweltschutz und sozialem Frieden verbunden.

Bei der **CVP** deutet eine verstärkte Gewichtung der Themen Sozialleistungen und Umweltschutz (beide Durchschnittswerte liegen über 10 %) wiederum eine inhaltliche Erweiterung und teilweise Neuausrichtung an. So finden sich unter den Schwerpunkten die neuen Themen "nicht-ökonomische Gruppen" (Frauen, RentnerInnen, AusländerInnen etc.), "Technologie/Infrastruktur" und "Ruhe und Ordnung".

Auch bei der **SVP** ist eine Verlagerung und Neupositionierung der Schwerpunkte zu verzeichnen. Schwerpunkte bilden die Themen Umweltschutz, Bildung und Sozialleistungen sowie Technologie/Infrastruktur. Neu treten die Schwerpunkte Internationalismus sowie Ruhe und Ordnung auf.

Dies widerspricht dem erwarteten Bild der SVP. Die Gründe dafür liegen in der Kategorisierung: wichtige Differenzierungen werden nicht erfasst. Bsp. Internationalismus: wird positiv kategorisiert, weil in Programmen häufiger positive Formulierungen gewählt werden: z.B. internationale Zusammenarbeit in selbst gewähltem Rahmen/unter Berücksichtigung der Neutralität etc.

Im Gegensatz zu allen vorangegangenen Perioden verschwindet bei der **SPS** das Thema Preiskontrolle. Der homogene sozialpolitische Themenkatalog (ergänzt mit Umweltschutz) wird beibehalten.

Tabelle 2: Wichtigste Themen der vier Bundesratsparteien (1987-1995)

FDP	drs. %	CVP	drs. %	SVP	drs. %	SPS	drs. %
Individuelle Rechte	8.8	Sozialleistungen (+)	11.0	Umweltschutz	7.1	Soziale Gerechtigkeit	13.6
Technologie / Infrastruktur	8.7	Umweltschutz	10.0	Bildung (+)	5.9	Umweltschutz	10.2
Sozialer Frieden	8.1	nicht-ökon. Gruppen	7.6	Sozialleistungen (+)	5.5	nicht-ökon. Gruppen	7.8
Regierungsautorität	7.6	Demokratie	6.1	Technologie / Infrastruktur	5.2	Demokratie	7.1
Regierungsleistung	6.7	Technologie / Infrastruktur	6.1	Internationalismus (+)	5.1	Sozialleistungen (+)	7.0
Umweltschutz	5.5	Ruhe und Ordnung	5.3	Ruhe und Ordnung	5.1	uncodierbar	5.9
Demokratie	5.4					Regierungsautorität	5.1
N = 2016		N = 1015		N = 1389		N = 1272	

An diesen Ergebnissen zeigt sich auch eines der Hauptprobleme des Projektes. Die Kategorien mussten für die internationale Vergleichbarkeit zwangsläufig sehr grob gefasst werden. Zudem bilden Wahlprogramme nur einen Teil der ideologischen Orientierung, die aus wahltaktischen Gründen von der "grosse Parteilinie" abweichen können.

14.4 ZUSAMMENFASSUNG: DIE "END OF IDEOLOGY"-THESE

Geht das Zeitalter der grossen Ideologien langsam zu Ende? Eine ganz Reihe von Gründen mögen der "End of Ideology"-These recht geben.

Die grossen Ideologien wie Liberalismus, Konservatismus und Sozialismus, die sich Mitte des letzten Jahrhunderts in Form von Parteien zu organisiert haben und lange Zeit die politischen Auseinandersetzungen dominierten, sind in die Jahre gekommen. Die Globalisierung,

der Untergang des "real existierenden Sozialismus", die Einsicht, dass der Markt vieles aber nicht alles zu regeln vermag und die Unmöglichkeit, sich gegenüber dem rasanten sozialen Wandel zu verschliessen, legen den Schluss nahe, dass die grossen Ideologien als allgemeingültige "Lebensentwürfe" kaum mehr brauchbar sind.

Neue soziale Bewegungen (Feminismus, Ökologismus) machen darauf aufmerksam, dass neue Probleme und Anliegen anstehen, welche sich nicht einfach mit den bestehenden Ideologien bewältigen lassen. Die Parteien als wichtigste Träger der Ideologien haben an Integrationskraft und Attraktivität verloren. Immer weniger Leute finden sich einer Partei verbunden und entscheiden sich von Fall zu Fall. "Issue voting" scheint an die Stelle von "party voting" zu treten. Und schliesslich kann auch der organisatorische Wandel der Parteien und ihr Verhalten im Kampf um Stimmen als Indiz für den Bedeutungsverlust der "politischen Ideen" angesehen werden. Wählerstimmen und Ämter werden wichtiger als Parteimitglieder und ideologische Stimmigkeit. Erfolgreiches Bewegen auf dem rutschigen Parkett der politischen Bühne kommt vor Prinzipientreue.

All dem kann allerdings entgegengehalten werden, dass die soziale Frage in den letzten Jahren wieder an Bedeutung gewonnen und zu einer Revitalisierung traditioneller Konfliktstrukturen geführt hat. Zurzeit beklagen zudem vor allem die kleineren Parteien Schwierigkeiten, sich im politischen Wettbewerb zu behaupten, was als Wiederbelebung der klassischen politischen Konkurrenzmuster interpretiert werden kann. Eine Verwesentlichung der Politik, wie sie beispielsweise bei der "Reform der direkten Demokratie" und im Zuge der New Public Management-Reformen gefordert wird, dürfte schliesslich das punktuelle, sachbezogene und teilweise konzeptlose Politisieren wieder zu weiterreichenden, normativen Entscheidungsmustern zwingen.

Der Wettstreit der grossen Ideologieentwürfe um einen absoluten Gültigkeitsanspruch gehört - so möchte ich diese Vorlesung schliessen - im Zeitalter der Post-Moderne auf den "Müllhaufen der Geschichte". Nicht verschwinden werden die den Ideologien vorgelagerten normativen Axiome, über die nach wie vor gestritten werden kann (vgl. Politische Philosophie).

LITERATUR

Parteienforschung:

Ausführlicher in: Pipers Wörterbuch zur Politik, Bd. 1 und 2; als brauchbarsten Überblick über Terminologie und Entwicklung der Parteienforschung insgesamt: A. MINTZEL, Hauptaufgaben der Parteienforschung, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 1987/3; kritisch: E. WIESENDAHL, Parteien und Demokratie, Sozialwissenschaftliche Studien, Heft 18, 1980. Sehr lesenswert auch: NIEDERMAYER, Oskar und Richard STÖSS (Hrsg.) (1993). Stand und Perspektiven der Parteienforschung in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Schweiz:

GRUNER, Erich (1977). Die Parteien in der Schweiz. Bern: Francke. GESER, Hans, Andreas LADNER, Roland SCHALLER und Thanh-Huyen BALLMER-CAO (1994). *Die Schweizer Lokalparteien*. Zürich: Seismo. LADNER, Andreas (1999). Das Schweizer Parteiensystem und seine Parteien. in: KLÖTI, Ulrich et al. (Hrsg.) Handbuch der Schweizer Politik. Zürich: NZZ Verlag. S. 213-260. LADNER, Andreas und Michael BRÄNDLE (2001). Die politischen Parteien im Wandel. Von Mitgliederparteien zu professionalisierten Wählerorganisationen? Zürich: Seismo.

Parteientheorie:

Literatur: Klaus v. BEYME, Parteien in westlichen Demokratien, München 1984; Maurice DUVERGER, Die politischen Parteien, Tübingen 1959; LIPSET, S. M. and Stein ROKKAN (1967). Cleavages Structures, Party Systems and Voter Alignments: An Introduction. In: LIPSET, S. M. and Stein ROKKAN (eds.). Party Systems and Voter Alignments. New York: Free Press. 1-64. Anthony DOWNS, Ökonomische Theorie der Politik, Tübingen 1968; J. RASCHKE, Organisierter Konflikt in westeuropäischen Parteien, Opladen 1977; S. ROKKAN, Citizen, Elections, Parties, Oslo 1970; SARTORI, G. (1976). Parties and Party Systems. A Framework for Analysis Vol. I. Cambridge University Press; WARE, Alan (1996). Political Parties and Party Systems. Oxford University Press.

Parteientypologie:

Literatur: L.D. EPSTEIN, Political Parties in Western Democracies, London 1967; H. KASTE/J. RASCHKE, Zur Politik der Volkspartei, in: W.-D. NARR (Hrsg.), Auf dem Weg zum Einparteienstaat, Opladen 1977; O. KIRCHHEIMER, Der Wandel des westeuropäischen Parteiensystems, in: PVS 6, 20-41 (1965); Max WEBER, Gesammelte politische Schriften, Tübingen 1971. Weber, Max (1968). Parteityp und Parteistruktur. In: Lenk, Kurt und Franz Neumann (Hrsg.). Theorie und Soziologie der politischen Parteien, S. 314 - 329 (ausgewählte Texte zu den Parteien aus dem Werk von Max Weber). Berlin: Luchterhand. Katz, Richard S. and Peter Mair (1993). The Evolution of Party Organizations in Europe: The Three Faces of Party Organization. In: The American Review of Politics, Vol. 14, Winter. S. 593-617; Katz, R. S. and P. Mair (1994). How Parties Organize. London: Sage; Mair, Peter (1994). Party Organizations: From Civil Society to the State. In: Katz, Richard S. and Peter Mair (eds).

How Parties Organize: Change and Adaption in Party Organizations in Western Democracies. London: Sage. S. 1-22.

Parteiensoziologie:

Literatur: E. GRUNER, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977 (2); K. JANDA, Parties, A Cross-national Survey, London 1980; LENK, K./NEUMANN, F. (Hrsg.), Theorie und Soziologie der politischen Parteien, Darmstadt/Neuwied 74; E. WIESENDAHL, Parteien und Demokratie. Eine soziologische Analyse paradigmatischer Ansätze der Parteienforschung, Opladen 1980. Steininger, Rudolf (1984). Soziologische Theorie der politischen Parteien. Frankfurt: Campus.

Politische Ideengeschichte

Literatur: Klaus v. BEYME, Politische Ideengeschichte, Tübingen 1969; G. H. SABINE, A History of Political Theory, London/New York 1937; E. BRAUN/F. HEINE/U. OPOLKA, Politische Philosophie, Hamburg 1984; J. FETSCHER/MUENKLER, Politikwissenschaftliche Begriffe, Frankfurt 1985.

Ideologie und Ideologiekritik

Literatur: K. LENK, Ideologie - Ideologiekritik und Wissenssoziologie, Neuwied 1967; H.J. LIEBER, Ideologie, Wissenschaft, Gesellschaft; Neuere Beiträge zur Diskussion, Darmstadt 1976, W. ROEHRICH, Sozialgeschichte politischer Ideen; A. PELINKA, Ideologien im Bezugfeld von Geschichte und Gesellschaft, Innsbruck 1981. Für die Schweiz: S. MOECKLI, Politische Ideen in der Schweiz; Versuch einer wissenssoziologischen Analyse, St. Galler Diss., Entlebuch 1985.

Neue Soziale Bewegungen

W. BRANDT, Neue Soziale Bewegungen, Frankfurt 1984; E. GRUNER/ H.P. HERTIG, Der Stimmbürger und die Neue Politik, Bern 1983; H. KRIESI et al., Bewegung in der Schweizer Politik, Frankfurt 1985; R. LEVI/L. DUVANEL, Politik von unten, Bürgerprotest in der Nachkriegszeit, Basel 1984; M. DAHINDEN (Hrsg.), Neue soziale Bewegungen und ihre gesellschaftliche Wirkung, Zürich 1987. Marco Giugni und Hanspeter Kriesi 1990, Nouveaux mouvements sociaux dans les années '80: Evolution et perspectives. In: Schweizerisches Jahrbuch für politische Wissenschaft Nr. 30. Bern: Haupt. S. 79-100; Marco Giugni 1995, Entre stratégie et opportunité. Les nouveaux mouvements sociaux en Suisse. Zürich: Seismo; Hanspeter Kriesi 1995, Le système politique suisse. Paris: Economica. S. 267-307. Kriesi, Hanspeter (1995). Bewegungen auf der Linken, Bewegungen auf der Rechten: Mobilisierung von zwei neuen Typen von sozialen Bewegungen in ihrem politischen Kontext. In: Swiss Political Science Review 1(1): 9-52). Giugni, Marco (1999). Les mouvements sociaux: structures, processus et conséquences. in: Klöti, Ulrich et al. (Hrsg.) Handbuch der Schweizer Politik. Zürich: NZZ Verlag. S. 261-298.

Medien

Entwicklung der Parteipresse in der Schweiz:

Gruner, Erich (1964). Eigentümlichkeiten der schweizerischen Parteienstruktur. In: Politische Vierteljahresschrift, Juli 1964, S. 203-217; Gruner, Erich (1977). Die Parteien in der Schweiz. Bern: Francke. S. 226-241; Blum, Roger (1993). Der schwarze und der rote Hase: Parteiblätter ohne Chancen in der Schweiz. In: Schweizer Monatshefte, Heft 1/1993, S. 33-41.

Medienparteien:

Blum, Roger (1996). Berlusconi Modell - Parallelen in der Schweiz? In: Imhof, Kurt und Peter Schulz (Hrsg.). Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft. Zürich: Seismo. S. 201-211; Schmolke, Michael (1996). Von der Parteipresse zur Medienpartei: ein fragwürdiges Verhältnis unter dem Druck der real existierenden Politik. In: Imhof, Kurt und Peter Schulz (Hrsg.). Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft. Zürich: Seismo. S. 187-200; Imhof, Kurt (1996). Eine Symbiose: Soziale Bewegungen und Medien. Von der Parteipresse zur Medienpartei: ein fragwürdiges Verhältnis unter dem Druck der real existierenden Politik. In: Imhof, Kurt und Peter Schulz (Hrsg.). Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft. Zürich: Seismo. S.165-186; Saxer, Ulrich (1996). Zur Rationalität von PR, Medien und Politik. In: Imhof, Kurt und Peter Schulz (Hrsg.). Politisches Raisonement in der Informationsgesellschaft. Zürich: Seismo. S. 255-264; Wuerth, André (1999). Mediensystem und politische Kommunikation. in: Klöti, Ulrich et al. (Hrsg.) Handbuch der Schweizer Politik. Zürich: NZZ Verlag. S. 337-386.

Liberalismus

Zur politischen Philosophie: L. DÖHN, Liberalismus, in: F. NEUMANN (Hg.), Handbuch politischer Theorien und Ideologien, Reinbek 1987, 9-64; H. FENSKE u.a., Geschichte der politischen Ideen, Frankfurt 1987, 380-405; FETSCHER/MÜNKLER, Politikwissenschaftliche Begriffe, Frankfurt 1985, 38-43; W. RÖHRICH, Sozialgeschichte politischer Ideen, Die bürgerliche Gesellschaft, Reinbek 1979. Zu Parteien: K. von BEYME, Parteien in westlichen Demokratien, München 1984, 43-67; J. RASCHKE, Die politischen Parteien in Westeuropa, Hamburg 1980. Liberalismus als moderne Gesellschaftstheorie: z.B. R. DAHRENDORF, Der moderne soziale Konflikt, Stuttgart 1992. WINTERBERGER, A.K., Strömungen liberalen Denkens in den USA, *Reflexionen*, 18, S. 5-17; Gruner, E. Die Parteien in der Schweiz. Bern 1977. S. 90-96.

Konservatismus

K. von BEYME, Parteien in westlichen Demokratien, München 1984, 67 ff.; FETSCHER/MUENKLER, Politikwissenschaftliche Begriffe, Frankfurt 1985; J. RASCHKE, Die politischen Parteien in Westeuropa, Hamburg 1980, 40 ff.

Auf die Schweiz bezogen:

E. GRUNER, Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977; U. ALTERMATT, Der Wirtschaftsflügel in der CVP: Die "dynamische Mitte" unter Druck, in: SVPW-Jahrbuch 1986 "Politische Parteien und neue Bewegungen", Bern 1986; U. ALTERMATT/H.P. FAGAGNINI u.a. (hrsg.) Die CVP zwischen Programm und Wirklichkeit, Zürich 1979; P. FREI (Hrsg.) 100 Jahre CVP-Fraktion der Bundesversammlung, Bern 1983; U. ALTERMATT, Katholizismus und Moderne: zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Einsiedeln 1989.

Sozialismus

Allgemeine politikwissenschaftliche Darstellung: K. von Beyme: Parteien in westlichen Demokratien, München, Zürich 1984 (2. Auflage); internationaler Sozialismus: Auswahlbibliografie bei SCHILLER (Anhang 2); Schweizerische Sozialdemokratie:

SP-Schweiz

Überblicke: E. Gruner: 'Schweiz', in: F. Wende (Hg.): Lexikon zur Geschichte der Parteien in Europa, 1981; Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz (Hrsg. SPS, Zürich 1988

Arbeiterbewegung: E. Gruner (Hg.): Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880-1914, vier Bände, Zürich 1987 ff.; Schweizerische Arbeiterbewegung. Dokumente zur Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart 1980 (mit Nachtragsband); M. König et al.: Warten und Aufrücken. Die Angestellten in der Schweiz 1870-1950, Zürich 1985; SMUV (Hg.): Unsere Zukunft hat Geschichte. Ein Jahrhundert im Gewerkschaftskampf gegen Materielle Not, für Gerechtigkeit und Menschenwürde, Bern 1988

Gesamtdarstellung der Partei: E. Gruner: Die Parteien in der Schweiz, Bern 1977 (2. Auflage); F. Masnata: Le Parti socialiste et la tradition démocratique en Suisse, Neuchatel 1963; A. Fischer: Die Schweizerischen Jungsozialisten, 1970-1980, 1983; H.U. von Gunten, H. Vögeli: Das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei zu anderen Linksparteien in der Schweiz (1912-1980), 1980;

Einzelne Kantone/Städte: R.W. Aemmer: Die Sozialdemokratie im Kanton Bern, Diss., Bern/Zürich 1973; T. Kästli: Das rote Biel. Theorie und Praxis des Gemeindesozialismus, Zürich 1987; S. Lindig: Der Entscheid fällt an den Urnen. Sozialdemokratie und Arbeiter im roten Zürich 1928-1938, Zürich 1979; P. Jeanneret: Histoire du Parti socialiste vaudoise, Lausanne 1982; M. Rey: Genève 1930-1933. La Révolution de L. Nicole, Thèse, Fribourg 1976; M.M. Grounauer: La Genève rouge de L. Nicole 1933-36, Genève 1975

Ideologie/Programmatik: R. Grimm: Geschichte der sozialistischen Ideen in der Schweiz, Zürich 1978 (1931); M. Gridazzi: Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz bis zum Ausbruch des Weltkrieges, Diss., Zürich 1935; B. Hardmeier: Geschichte der sozialdemokratischen Ideen in der Schweiz, 1920-1945, Diss. Zürich/Winterthur 1957; M. Mattmüller: Leonhard Ragaz und der religiöse Sozialismus in der Schweiz, 2 Bde., Basel 1977; R.R. Bigler: der libertäre Sozialismus in der Westschweiz, Berlin 1969

Aktuelle Aktionsprogramme: R.H. Strahm: Vom Wechseln der Räder am fahrenden Zug, Zürich 1986; H. Werder et al. (Hg.): Sozialdemokratie 2088. Perspektiven der SPS im 21. Jahrhundert, Basel 1987

Marxismus

Marxismus

I. FETSCHER (Hg.), Grundbegriffe des Marxismus. Eine lexikalische Einführung, Hamburg 1976 (Hoffmann und Campe); J. HOFMANN, Der Marxismus. München 1976 (Heyne); W. RÖHRICH, Marx und die materialistische Staatstheorie. Ein Überblick, Darmstadt 1980 (Wissenschaftliche Buchgesellschaft); L. KOLAKOWSKI, Die Hauptströmungen des Marxismus. Entstehung, Entwicklung, Zerfall, 3 Bde, München 1976 (Piper); H. GREBING, Der Revisionismus. Von Bernstein bis zum "Prager Frühling", München 1977 (Beck).

Marx/Engels

MEW: Marx-Engels-Werke in 39 Bänden und 2 Ergänzungsbänden, Berlin 1956 ff. (Dietz-Verlag); V.M. BADER u.a., Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber, Frankfurt a.M. 1980 (Campus); A. ARNDT, Karl Marx. Versuch über den Zusammenhang seiner Theorie, Bochum 1985 (Germinal).

Eurokommunismus

ARBEITSKREIS WESTEUROPÄISCHE ARBEITSBEWEGUNG (Hg.), Eurokommunismus und Theorie der Politik, Argument-Sonderband, Westberlin 1979; E. BERLINGUER, Für eine demokratische Wende. Ausgewählte Reden und Schriften 1969-1974, Berlin 1975 (Dietz); W. LEONHARD, Eurokommunismus. Herausforderung für Ost und West, München 1978 (Bertelsmann); M. STEINKÜHLER, (Hg), Eurokommunismus im Widerspruch. Analyse und Dokumentation, Köln 1977 (Wissenschaft und Politik); H. TIMMERMANN (Hg), Die kommunistischen Parteien Südeuropas, Baden-Baden 1979; R. BAHRO, Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus, Köln 1977; K. KELLMANN, Die kommunistischen Parteien Westeuropas. Entwicklung zur Sozialdemokratie oder Sekte? Stuttgart 1988.

Kommunistische Partei der Schweiz (KPS, PdA)

H. EGGER, Die Entstehung der Kommunistischen Partei und des kommunistischen Jugendverbandes der Schweiz, Zürich 1972 (Literaturvertrieb); H.U. JOST, Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914-1918, Bern 1973; Ders., Die Altkommunisten. Linksradikalismus und Sozialismus in der Schweiz 1919-1921, Frauenfeld 1977 (Huber); P. STETTLER, Die kommunistische Partei der Schweiz 1921-1931. Ein Beitrag zur schweizerischen Parteiforschung und zur Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung im Rahmen der Kommunistischen Internationale, Bern 1980 (Francke); ARBEITSGRUPPE FÜR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ZÜRICH (Hg), Schweizerische Arbeiterbewegung. Dokumente zur Lage, Organisation und Kämpfe der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart, Zürich 1975 (Limmat); Ergänzungsband 1968-1979; F. BRUPBACHER, 60 Jahre Ketzler. (Selbstbiographie) Zürich 1973 (Verlagsgenossenschaft).

Allgemeiner

M. ADLER, Die solidarische Gesellschaft, Wien 1964 (Europa); G. LUKACS, Geschichte und Klassenbewusstsein, Studien über marxistische Dialektik, Darmstadt 1970 (Luchterhand); E. FROMM, Das Menschenbild bei Marx, Frankfurt a.M. 1980 (EVA); H. MARCUSE, Vernunft und Revolution. Hegel und die Entstehung der Gesellschaftstheorie, Darmstadt 1972 (Luchterhand); Ders. / A. SCHMIDT, Existenzialistische Marx-Interpretation, Frankfurt a.M. 1973 (EVA); ALTHUSSER, Louis, Für Marx, Frankfurt a.M. 1968 (Suhrkamp); Ders., Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie, Westberlin 1977 (VSA); ARENZ/BISCHOFF/JÄGGI (Hg), Was ist revolutionärer Marxismus? Kontroverse

über Grundfragen marxistischer Theorie zwischen Louis Althusser und John Lewis, Westberlin 1973 (VSA); G. PETROVIC, Philosophie und Revolution. Modelle für eine Marx-Interpretation, Reinbek 1971 (rororo); M. MARKOVIC, Dialektik der Praxis, Frankfurt a.M. 1968 (Suhrkamp); M. DJILAS, Die unvollkommene Gesellschaft. Jenseits der "Neuen Klasse", Reinbek 1971 (rororo); LUKACS/HELLER/FEHER u.a., Individuum und Praxis. Positionen der "Budapester Schule", Frankfurt a.M. 1975 (Suhrkamp); AGNES HELLER, Theorie der Bedürfnisse bei Marx, Westberlin, 1976 (VSA); A. SCHAFF, Marxismus und das menschliche Individuum, Reinbek 1970 (rororo); J. HABERMAS, Legitimationsprobleme des Spätkapitalismus, Frankfurt 1973.

Kommunistische Partei resp. PdA in der Schweiz

POCH: Monografische Darstellung bei: Roger BLUM, Wandel und Konstanten bei den Progressiven Organisationen 1971-86, in: Schweiz. Jahrbuch für Politische Wissenschaft 26, 1986, 119-150.

Anarchismus

NEUMANN, F., (Hrsg.) Handbuch politischer Theorien und Ideologien, Reinbek 1977; LENK, K., Theorien der Revolution, München 1973; JOLL, J., Die Anarchisten, Frankfurt 1971; NETTLAU, M., Geschichte der Anarchie, Bd. 1 und 2, Bremen o. J.; MARX-ENGELS Werke in 39 Bänden und 2 Ergänzungsbänden, Berlin 1956 ff.; GODWIN, W., Untersuchung über politische Gerechtigkeit, in: Vester, M. (Hrsg.), Die Frühsozialisten 1789-1848, Bd. 1, Reinbek 1970; PROUDHON, P.-J., Bekenntnisse eines Revolutionärs, Reinbek 1969; STUKE, H. (Hrsg.), Michail Bakunin. Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften, Frankfurt 1972; HELMS, H. (Hrsg.), Petr Kropotkin, Die Eroberung des Brotes und andere Schriften, München 1973; GRUNER, E., Die Arbeiter in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Vierter Teil, Bern 1968; LANGHARD, J., Die anarchistische Bewegung in der Schweiz. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Bern 1903; COHN-BENDIT, G. und D., Linksradikalismus - Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus, Reinbek 1968; KRIESI, H., Die Zürcher Bewegung, Frankfurt 1984; Ders., Neue soziale Bewegungen - der Protest einer Generation, in: Dahinden, M. (Hrsg.), Neue soziale Bewegungen - und ihre gesellschaftliche Wirkungen, Zürich 1987; P.M., bolo'bolo. Endgültige Fassung, Zürich 1989; BANAL, Anarchistische Zeitschrift, Zürich 1989, MEGAPHON, diverse Nummern 1989

Ökologiebewegung

Ökologiebewegung und grüne Parteien (Schweiz)

GIGER Alain, Umweltpolitisches Bewusstsein und Partizipation, in: Schweiz. Zeitschrift für Soziologie Nr. 6, Bern 1980; GRUNER Erich, Hanspeter Hertig, Der Stimmbürger und die "neue" Politik, Bern 1983, Gruner ERICH, Les racines historiques des mouvements écologiques et leurs évolutions dans les années septante, Lausanne 1988, GSCHWEND Hanspeter, Die Umweltbewegung verändert die Parteienlandschaft - oder umgekehrt, in: SVPW-Jahrbuch Nr. 26, Bern 1986, REBEAUD Laurent, Die Grünen in der Schweiz, Bern 1987. Ladner, Andreas (1988). Switzerland: Green and Alternative Parties. In: Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.). New Politics in Western Europe: The Rise and the Success of Green Parties and Alternative Lists

Ökologiebewegung und grüne Parteien (international)

BÜRKLIN Wilhelm P., Grüne Politik, Opladen 1984, CALLENBACH Ernst, Ökotopia, Berlin 1978, GATTER Peter, Die Aufsteiger, Ein politisches Porträt der Grünen, Hamburg 1987; KEIL Bernhard, Ökologie - die Wissenschaft eines neuen Zeitalters, Ulm 1988; KLUGE Thomas (Hg.), Grüne Politik, Frankfurt a.M. 1984; KVISTAD Gregg O., Between State and Society: Green Political Ideology in the Mid-1980s; MEZ Lutz, Von den Bürgerinitiativen zu den Grünen. MITTERMÜLLER Hans G., Ideologie und Theorie der Ökologiebewegung, Frankfurt a.M. 1987; MÜLLER-ROMMEL Ferdinand, The Greens in Western Europe; POGNUTKE Thomas, Grün-alternative Parteien: Eine neue Farbe in westlichen Parteiensystemen, ZParl Nr. 3, Opladen 1987; TREPL Ludwig, Geschichte der Ökologie, Frankfurt a.M. 1987; VOGT Helmut, Basisdemokratie oder Herrschaft der Aktivisten, Zum Politikverständnis der Grünen, in: PVS 1984

Neue soziale Bewegungen; aktuelle Gesellschaftsprobleme

BECK Ulrich, Die Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M. 1986; DERS., Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit, Frankfurt 1988; DERS., Die Erfindung des Politischen, Frankfurt 1993; BEYME V. Klaus, Neue soziale Bewegungen und politische Parteien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn 1986; BINSWANGER H.C., GEISSBERGER W., GINSBURG T. (Hg.), Der NAWU-Report: Wege aus der Wohlstandsfalle, Frankfurt a.M. 1978; BRAND K.W., Neue soziale Bewegungen in Westeuropa und den USA, Frankfurt a.M. 1985; BRAND K.W., Neue soziale Bewegungen, Entstehung, Funktion und Perspektive neuer Protestpotentiale, Opladen 1984; DAHINDEN M. (Hg.), Neue soziale Bewegungen - und ihre gesellschaftlichen Wirkungen, Zürcher Hochschulforum Bd. 10, 1987; DUBIEL, Helmut, Ungewissheit und Politik, Frankfurt 1994; Duvanel LAURENT, LEVY René, Politique en rase-mottes, Lausanne 1984; ILLICH Ivan, Die Enteignung der Gesundheit, Medical Nemesis, Hamburg 1975; INGLEHART R., The silent Revolution, Princeton 1977. KRIESI Hanspeter, Politische Aktivierung in der Schweiz, Diessenhofen 1981; KRIESI Hanspeter (Hg.), Bewegung in der Schweizer Politik, Frankfurt a.M. 1985; KRIESI Hanspeter, Perspektiven neuer Politik: Parteien und soziale Bewegungen, in: SVPW-Jahrbuch Nr. 26, Bern 1986; LUHMANN, Niklas, Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen 1988²; MÜLLER-ROMMEL Ferdinand, "Parteien neuen Typs" in Westeuropa: eine vergleichende Analyse, ZParl Nr. 3, Opladen 1988.

Feminismus

BEAUVOIR, Simone de: Das andere Geschlecht, Reinbek b. Hamburg, 1986⁸; BENARD, Ch./ SCHLATTER E., Rückwärts und auf Stöckelschuhen ...können Frauen so viel wie Männer, Köln 1989; BENHABIB, Seyla, Nicholson, Linda, Politische Philosophie und die Frauenfrage, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd. 5, München und Zürich, 1987, S. 513-562; DE GOUGES, Olympe, Die Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin, in: Die Neue Gesellschaft, Frankfurter Hefte, Thema: 1789 - Sind Frauen Menschen? Frankfurt 1989; FRENCH, Marylin, Jenseits der Macht. Frauen, Männer und Moral, Reinbek b. Hamburg, 1985; FRIEDAN, Betty, Der Weiblichkeitswahn, Rowohlt, 1966; GILLIGAN, Carol, Die andere Stimme, Lebenskonflikte und Moral der Frau, München, 1984; HAUSEN, Karin, Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Hg. W. CONZE, Stuttgart, 1976; JANSSEN-JURREIT, Marielouise, Sexismus, Über die Abtreibung der Frauenfrage, München, 1976; JORIS, Elisabeth, Witzig, Heidi, (hg), Frauengeschichte(n), Doku-

mente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich, 1986; MILLET, Kate, Das verkaufte Geschlecht, Die Frau zwischen Gesellschaft und Prostitution, München, 1973; MITSCHERLICH, Margarete, Die friedfertige Frau, Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter, Frankfurt a. Main, 1975; OLIVIER, Christiane, Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter, Düsseldorf 1988; PROKOP, Ulrike, Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt a. M. 1976; PUSCH, Louise F., Das Deutsche als Männersprache, edition suhrkamp, 1984; Dies., (hg), Feminismus, Inspektion der Herrenkultur, Ein Handbuch, Frankfurt a. Main, 1983; SCHAEFFER HEGEL, Barbara, WARTMANN, Brigitte, (hg) Mythos Frau, Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat, Berlin, 1984; SCHWARZER, Alice, Der kleine Unterschied und seine grossen Folgen, Frankfurt a. Main, 1973; THÜRMER-ROHR, Christina, Mittäterschaft und Entdeckungslust, Köln 1989; VON ROTEN, Iris, Frauen im Laufgitter, Bern 1958/Zürich 1992

Spezielle Literatur für die Schweiz

BALLMER-CAO, Than-Huyen, Le conservatisme politique féminin -- mythe ou réalité, Lausanne, 1988; BALLMER-CAO, Than-Huyen, Die Frauen im Wandel der Schweiz, Aarau 1989; BERICHTe der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen; MESMER, Beatrix, Ausgeklammert Eingeklammert, Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel und Frankfurt, 1987; MEIER-SEETHALER, Carola, Ursprünge und Befreiungen, Eine dissidente Kulturtheorie, Zürich, 1988; WOODTLI, Susanna, Gleichberechtigung. Der Kampf um die politischen Rechte der Frau in der Schweiz, Frauenfeld, 1975; WECKER, Regina, Frauen in der Schweiz, Von den Problemen einer Mehrheit, Zug, 1983.

Nationalismus:

Crome, Erhard (Hrsg.) (1993). Nation und Nationalismus. Berlin;Deutsch, Karl W. (1972). Der Nationalismus und seine Alternativen. München; Döhn, Lothar (1996). Nationalismus - Volk und Nation als ideologisches Konstrukt. In: Neumann, Franz (Hrsg.). Handbuch Politische Theorien und Ideologien. Opladen: Leske + Budrich; Estel, Bernd und Tilmann Mayer (Hrsg.) (1994). Das Prinzip der Nation in modernen Gesellschaften. Opladen; Fenske, Hans (1996). Nationalismus. In: Fenske, Hans et al. Geschichte der politischen Ideen. Von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch. Aktualisierte Neuausgabe. S. 473-481; Gellner, Ernest (1991). Nationalismus und Moderne. Berlin; Kohn, Hans (1962). Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur französischen Revolution. Frankfurt/M; Lenk, Kurt (1971). Volk und Staat. Strukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart; Schlegel, Dietrich (Hrsg.) (1994). Der Nationalismus, Ursachen, Chancen, Gefahren. Schwalbach/Ts.; Watson, Michael (1990). Contemporary Nationalism. London; Winkler, H. A. (Hrsg.) (1978). Nationalismus. Kronberg/Ts.

Rechtsextremismus

Scheuch, Erwin K. und Hans-Dieter Klingemann (1967). Theorie des Rechtsradikalismus in westlichen Industriegesellschaften. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. S. 11-29; Ignazi, Piero (1992). The silent counter-revolution. Hypotheses on the emergence of extreme right-wing parties in Europe. In: European Journal of Political Research 12: 3-34

Schweiz

Armingeon, Klaus (1995). Der Schweizer Rechtsextremismus im internationalen Vergleich. In: Zeitschrift für Politische Wissenschaft 1995(1). S. 41-64; Altermatt, Urs et al. (1994). Rechte und linke Fundamentalopposition. Studien zur Schweizer Politik 1965-1990. Basel/Frankfurt am Main: Helbing & Lichtenhahn; Altermatt, Urs und Hanspeter Kriesi (1995). Rechtsextremismus in der Schweiz. Zürich: Verlag NZZ; Frischknecht, Jürg (1991). "Schweiz wir kommen". Die neuen Fröntler und Rassisten. Zürich: Limmat Verlag; Frischknecht, Jürg et al. (1987). Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch mit Nachtrag 1979-84. Zürich ; Gentile, Pierre (1995). Les trajectoires de la droite radicale, 1984-1993. Genève: Université de Genève ; Armingeon, Klaus (1995). Der Schweizer Rechtsextremismus im internationalen Vergleich. In: Zeitschrift für Politische Wissenschaft 1995(1). S. 41-64.